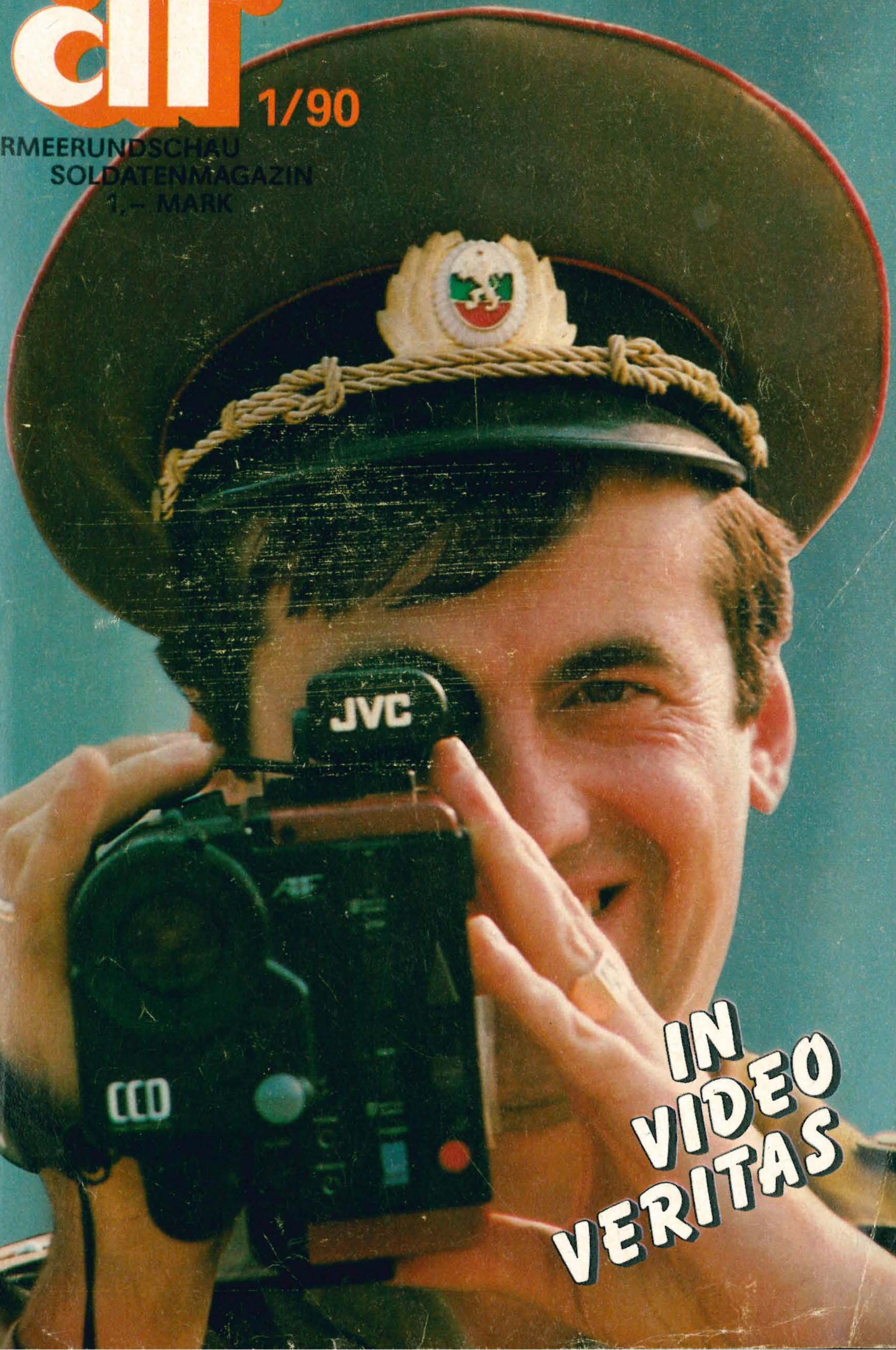
aw

1/90

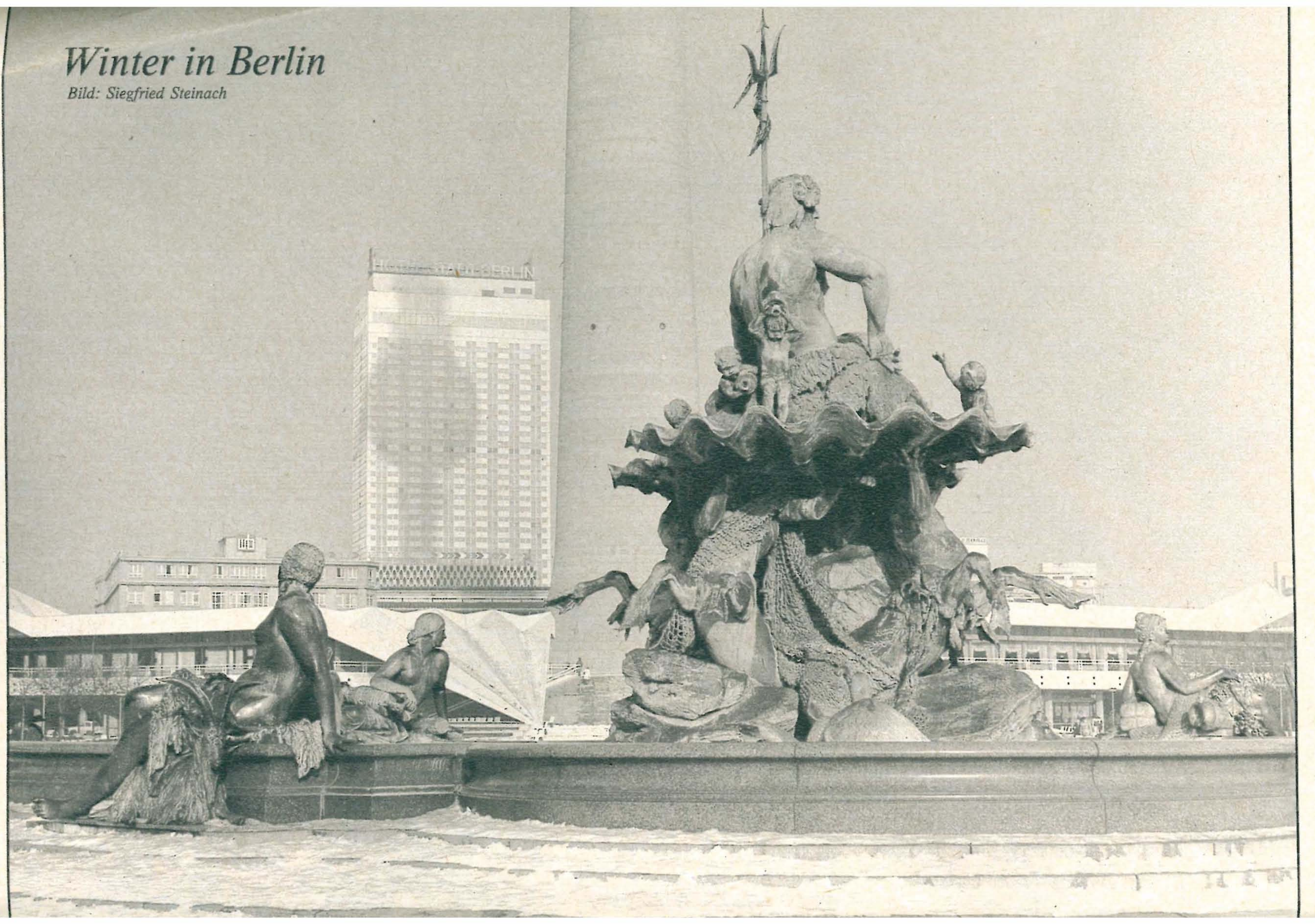
ARMEERUNDSCHAU
SOLDATENMAGAZIN
1,– MARK



IN VIDEO VERITAS

Winter in Berlin

Bild: Siegfried Steinach



INHALT

Was ist Sache? 4

Zu schön, um wahr zu sein? 6

Postsack 12

Die aktuelle Umfrage 16

Neujahrs-Geschichte 20

Bildkunst 26

Soldaten schreiben für Soldaten 28

Winter im Winter 30

Die Birken von Wolgograd 36

Militaria 38

Mut zum Hut 44

Ahoi! 46

Worte über Orte 52

In Video Veritas 54

Äthiopische Auszeichnungen 60

AR-Leser-diskussion 62

Der letzte Flug 64

Pop spezial 70

AR international 72

Typenblätter 76

Frau mit Kind 78

Wortmeldungen! 84

Fechten mit den Fäusten 88

Rätsel 96

Leser-Service 98

WAS IST SACHE BEI ...?

Gilt das Reise- bzw. Paßgesetz auch für Soldaten?

Guido Böhme

Klar, daß die Frage Sie ganz persönlich interessiert, weil Sie damit rechnen, demnächst einberufen zu werden. Da möchte man wissen, was einen trifft und betrifft.

Auch wenn das genannte Gesetz bei Redaktionsschluß für dieses Heft (20. November 1989) noch nicht von der Volkskammer beschlossen worden war, kann ich Ihnen verbindlich antworten. Zum einen deshalb, weil die Gesetze unserer Republik für alle Bürger gelten – es sei denn, bestimmte Einschränkungen sind genau fixiert; zum anderen, weil es seit dem 14. November 1989 einen Befehl des Ministers für Nationale Verteidigung zur Regelung von Privatreisen in das Ausland gibt, wobei darunter das gesamte Ausland zu verstehen ist, also sozialistische wie kapitalistische Staaten einschließlich Westberlin.

Was besagen die Regelungen?

Zunächst einmal, daß jeder Angehörige wie auch jeder Zivilbeschäftigte unserer Streitkräfte berechtigt ist, einen Reisepaß zu erwerben. Vorübergehende Regelungen, wonach man auch mit dem Personalausweis reisen konnte, werden späterhin zweifelsohne auf die Paß-Basis gebracht werden. Demnach wäre es ratsam, Sie besorgten sich schon vor Antritt Ihres Wehrdienstes einen Reisepaß.

Mit ihm können auch Soldaten, Unteroffiziere, Fähnriche und Offiziere wie alle anderen Bürger uneingeschränkt Privatreisen in das Ausland antreten. Unter Privatreisen sind sowohl solche zu verstehen, die man beim Reisebüro oder bei Jugendtourist bucht, als auch jene, die individuell unternommen werden. Sofern der Staat, in den man reist, ein Einreisevisum fordert, muß es sich jeder selbst bei der Auslandsvertretung des betreffenden Landes in der DDR beschaffen.

Es versteht sich wohl von selbst, daß man nur im Urlaub ins Ausland reisen kann – und natürlich in Zivil. Jedoch ist jeder verpflichtet, den Vorgesetzten, der seinen Urlaub genehmigt, über das Ziel und die Dauer einer Auslandsreise zu informieren. Besagte Informationspflicht berechtigt den Vorgesetzten indes nicht, dem jeweiligen Armeeangehörigen die Reise zu versagen. Und der Vollständigkeit halber möchte ich noch anfügen, daß die früher geltenden Sperrfristen aufgehoben sind; das heißt, aus dem Wehrdienst Entlassene müssen nicht eine bestimmte Zeit warten, bis sie eine Auslandsreise antreten können.

Kann ich als junges NDPD-Mitglied auch Offizier werden?

Bert Henschke

Die National-Demokratische Partei Deutschlands ist eine der fünf staatstragenden Parteien unserer Republik. In der Regierung ist sie mit zwei Ministern, in der Volkskammer wie in den regionalen Parlamenten mit zahlreichen Abgeordneten vertreten; und im Mai werden es 42 Jahre, daß sie das DDR-Geschehen mitbestimmt.

Warum also sollte da ein junges Mitglied dieser Partei (oder auch, wenn man es erweitert, der DBD, der LDPD, der CDU) nicht Offizier unserer Streitkräfte werden können?

Zugegeben, so eindeutig ließ sich die Frage nicht immer beantworten. Lange, zu lange, war man in meiner Partei, der SED, und ihren für die Armee zuständigen Organen der Auffassung, es stünde einzig und allein unseren Genossen zu, Kommandeurs- und Führungspositionen einzunehmen; in unteren Ebenen möchte es allerhöchstens noch ein Parteiloser sein. Und so muß ich gestehen, daß ich leider keinen Offizier kenne, der Ihrer oder einer anderen Partei außer der SED angehört. Heute! Erinnere ich mich indes der Gründungszeit der Nationalen Volksarmee, fallen mir sofort auch die Namen zweier NDPD-Mitglieder ein: Generalleutnant Vincenz Müller, der erster Chef des Hauptstabes, und

Generalmajor Arno von Lenski, der erster Chef unserer Panzertruppen war. Die damalige Breite in der Armeeführung hätte eine nationale, eine demokratische Tradition werden können. Daß sie es durch festgeschriebene, mehr aber noch durch in der politischen Praxis festgemachte Positionen nicht wurde, ist nicht nur schlechthin bedauernswert. Es hat uns in der NVA fähiger Köpfe beraubt, das Parteienbündnis belastet und dem gesellschaftlichen Ansehen unserer Streitkräfte Schaden zugefügt, weil viele in ihnen mehr die Armee einer Partei gesehen haben als des ganzen Volkes, des Staates insgesamt.

In ihrem Aktionsprogramm hat sich die SED dafür ausgesprochen, „Partei und Staat zu entflechten". Die Regierung, so Ministerpräsident Hans Modrow, „betrachtet die Landesverteidigung als Sache des ganzen Volkes". Armee und Armeeführung orientieren sich eindeutig und nunmehr ausschließlich an dem Verfassungsauftrag, „die sozialistischen Errungenschaften des Volkes gegen alle Angriffe von außen" zu schützen. Dies ist Sache aller. Und es schließt damit ein, daß jeder männliche Bürger unabhängig davon, ob er einer bestimmten Partei oder keiner angehört, sich für den militärischen Beruf bewerben und – bei entsprechenden Voraussetzungen in Bildung und Tauglichkeit – auch Offizier werden kann. Und da dieser bei dem uns gegenüberstehenden Bedrohungspotential noch eine lange Perspektive hat, kann es der Ausprägung des Volkscharakters unserer Streitkräfte nur dienlich sein, wenn zu ihrem Offizierskorps Mitglieder aller Parteien wie auch Parteilose gehören.

Warum darf nicht jeder selbst die Höhe seiner Solidaritätsspende bestimmen?

Unterfeldwebel
Steffen Koziol

Zunächst der Fakt: In Ihrem Truppenteil ist angewiesen worden, jeder habe im Ausbildungsjahr – verteilt auf drei Listensammlungen – mindestens zwölf Prozent eines Monatsbruttoverdienstes für die antiimperialistische Solidarität zu spenden. Und als in Ihrer Einheit ein „Manko" auftrat, bekam der Kompaniechef die Liste postwendend zurück und die Auflage, eben jenes „Fehl" auszugleichen.

Sie wissen wie ich, daß in der Welt auch unsere Solidarität gebraucht wird: von den ANC-Kämpfern in Südafrika, vom Volk Nikaraguas, von den Palästinensern, von Äthiopien, Mocambique, Angola. Und Sie sind wie ich bereit, dafür was zu tun und auch Geld zu geben, damit wir mit medizinischen Geräten, Lebensmitteln, Decken und Zelten und manchem anderen helfen können. Solidarität üben ist für Sie keine Frage. Aber Sie sind nicht gewillt, sich vorschreiben zu lassen, wann Sie wieviel spenden. Ich wäre es auch nicht.

Verordnete und reglementierte Solidarität ist ein Hohn auf dieses humanistische, edle, internationalistische Gefühl, das Karl Marx so hoch pries und wozu Franz Mehring bemerkte, von ihm hänge das Wohl und Wehe der Arbeiterklasse dermaßen ab, daß „sie jeden Verstoß dagegen überaus schwer empfinden muß". Ihr Brief bestätigt dies. Formalismus und Schematismus richten dabei ebenso moralischen Schaden an wie fehlende öffentliche Kontrolle und mindern zudem das Ergebnis: „Einzelne Genossen verwehren sich und spenden dadurch sehr wenig oder gar nichts." Änderungen sind also dringend vonnöten, damit Gedanke und Gefühl antiimperialistischer Solidarität nicht kaputtgemacht, sondern befördert werden. Damit aber vertragen sich weder normative Vorgaben noch bloßes Verteilen von Spendenlisten. Kommandeur und andere engagierte Kräfte müssen da wohl mehr tun, besser eines: auf die Menschen zugehen.

Ihr Oberst

Karl Heinz Fritzsch

Chefredakteur

● Redaktion „Armeerundschau", PFN 46130, Berlin 1055

Zu schön

Vor genau vier Jahren entwarf
KPdSU-Generalsekretär Michail Gorbatschow
das Bild einer kernwaffenfreien Welt
bis zum Jahr 2000 –
eine die Menschheit begeisternde Vision.
Fünf AR-Autoren antworten aus ihrer Sicht
auf die von AR-Lesern gestellte Frage:

um wahr zu sein?

Oberstleutnant d. R.
Walter Flegel,
Schriftsteller:

Neugierig auf das nächste Jahrtausend

Als der zweite Weltkrieg zu Ende war, bin ich elf Jahre alt gewesen. An die Kriegsereignisse erinnere ich mich sehr genau. Unter anderem an eine Antwort, die ich von meinen älteren Brüdern, von Verwandten und sogar von meiner Mutter auf Bitten, Wünsche und Träume erhielt. „Nach dem Kriege" hieß sie und war nicht nur eine belang-

lose Floskel. Alles Gute, alles Begehrenswerte wurde auf die Zeit vertagt, die dem Ende des Krieges folgen würde.

Keinem meiner vier Kinder habe ich eine solche Antwort zu geben brauchen. Und einer

meiner stärksten Wünsche ist, daß sie ihren Kindern und allen, die nach ihnen folgen werden, auch erspart bleibt.

Der unerschütterliche, heitere Lebenswille meiner Mutter ist von ihrer Hoffnung gekommen. Die hat sie selbst in ausweglos erscheinenden Situationen nicht verloren, nicht einmal während des Krieges, sonst wären wir verloren gewesen. Ich habe Hoffnung gelernt und erfahren, wie lebenswichtig sie ist, wieviel Kraft sie entwickelt. So ist die Fähigkeit meiner Mutter, zu hoffen, und ihr Beispiel, für die Hoffnungen etwas zu tun, damit sie Zuversicht werden, lebendig geblieben.

Ich werde das Jahr 2000 erleben, und ich bin überzeugt, daß wir es in Frieden erleben, denn es greift etwas um sich in der Welt: Vernunft und Unvoreingenommenheit, Selbstachtung und Toleranz, Abrüstung und die Ahnung von menschlichen Gesellschaften, deren Wesen über uns bekannte Utopien hinausreicht. Ich glaube daran, auch wenn ich dem genannten Vorgang seine Gegenteile zuordne, von deren Wirkung ich weiß.

Jeder Tag Frieden ist ein Quentchen mehr an Hoffnung und Zuversicht und Lebenswille. Wir nähern uns einer neuen Stufe der Menschwerdung, der nichts Menschliches fremd sein wird, außer Krieg.

Ich bin neugierig auf das nächste Jahrtausend, in dem ich noch eine Reihe von Jahren leben möchte. Weil ich wissen will, was wir machen werden aus dem, was wir an Menschlichem und Bewahrenswertem schon geschaffen haben: Aufbruch zueinander hin, Umbruch, in dem sich persönliche und gesellschaftliche Strukturen verändern und erneuern ohne Kriegstragik. Irgendwann wird der letzte Revanchist im Panoptikum ausgelacht. Und wir haben Tage, an denen wir mit Bedauern und ohne Unterschiede zu machen an die Toten der Kriege denken.

Zukunft beginnt immer in der Vergangenheit.

Dr. Leah Ireland-Kunze, Historikerin:

Ein beschwerlicher „Spaziergang"

Unter den heutigen Bedingungen wäre uneingeschränkter Optimismus zu Fragen des Friedens und der Abrüstung meines Erachtens unangemessen, hingegen ein hoffnungsvoller Realismus sehr vernünftig.

Der Glaube an eine vollständige Befreiung von Kriegs- und Lebensängsten bis zur Jahrtausendwende kann nicht gerechtfertigt sein, wenn man die gesamte internationale Situation betrachtet. Obwohl Begrenzungen und Reduzierungen bei den Nuklearwaffen in Sicht oder bereits begonnen sind, gelangte bisher nur ein äußerst geringer Bruchteil der monströsen Atomraketenstapel auf den Schrotthaufen. Der Schwerpunkt des Wettrüstens hat sich zwar verlagert, geblieben aber ist der Wettlauf selbst. Aus Angst vor Pro-

fiteinbußen drängen kapitalistische Waffenproduzenten auf „Modernisierung", haben sie außerdem eine ganze Serie von Vereinbarungen über Rüstungshilfe mit neuindustrialisierten und Entwicklungsländern aufgelegt – Lieferverträge über zwar vorwiegend konventionelles Kriegsgerät, aber mit fortgeschrittenster Technologie und enormer Vernichtungskraft. Und im Nahen wie im Mittleren Osten blähen sich die Chemiewaffenlager.

Der Schlüssel zur Rüstungskontrolle ist das, was wir „neues Denken" nennen. Es verlangt im wesentlichen, die

Hauptelemente menschlicher Ethik und Moral auf Staatsniveau zu erheben. Es verlangt von den Regierungen, im Umgang der Staaten miteinander die Normen des Völkerrechts zu respektieren, die wirklichen Lebensinteressen der Völker zu wahren und deren Umwelt zu behüten, also moralisch verantwortungsvoll und somit in der Tat menschlich zu handeln. Es genügt nicht, daß Männer oder Frauen in Regierungsverantwortung die Gefahren des Rüstungswettlaufs zwischen „Ost und West" sowie diesen mit Überrüstung einhergehenden finanziellen und intellektuellen Aderlaß erkennen. Nein, sie müssen – jetzt auf höchster Ebene – auch jene uralten Feinde aller Ethik bekämpfen: die Selbstsucht der Profitgierigen und einen waffenstarrenden Nationalstolz, der – in den USA zum Beispiel enorm überzogen – faule Früchte trägt. Erforderlich ist auch, jene Kreise zur Mäßigung zu zwingen, die aus Herstellung und Verkauf von Kriegstechnik jeder Art noch immer Riesengewinne zu ziehen vermögen. Es ist doch unzumutbar, weil gefahrvoll für die Menschheit, daß in der Welt des Kapitals Politiker sich die Gunst ihrer Wähler mit Spenden auch aus der Rüstungsindustrie erkaufen können. Und schließlich verlangt dieses neue Denken von den Repräsentanten ausnahmslos aller Staaten ein Höchstmaß an Mut, Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit im Bemühen um gemeinsame Sicherheit.

Obgleich die beiden großen Militärbündnisse Warschauer Vertrag und NATO richtige Schritte bereits gegangen sind, wächst die Zahl der Waffen auf westlicher Seite; zudem finden sie den Weg in die Hände verschiedenster Konfliktparteien in aller Welt. Angesichts dessen muß ich nüchtern festhalten: Noch immer erweist sich der Abbau internationaler Spannungen infolge des Vorhandenseins ungeheurer Bedrohungspotentiale als äußerst kompliziert. Was bisher erreicht wurde, ähnelt den ersten hundert Metern einer Fußwanderung, die von Rostock nach Erfurt über Frankfurt an der Oder führen soll. Ein beschwerlicher „Spaziergang" fürwahr. Doch sein Beginn ist ein historischer Moment. Nur ist es zu früh, ihn euphorisch zu preisen. Unser Kampf um Frieden und Abrüstung duldet – soll er glücklich enden – kein selbstzufriedenes Verschnaufen.

Fregattenkapitän
Dr. Siegfried Fischer,
Philosoph:

Die Macht der Vernünftigen stärken

Meine bisher vierundzwanzigjährige Dienstzeit in der Nationalen Volksarmee – sie verknüpft ja mein Leben aufs unmittelbarste mit der Abrüstung – bestätigt den mir eigenen optimistischen Grundzug auch in dieser Frage: Ich habe all diese Jahre nicht „in den Krieg" gemußt. Ich habe den Übergang vom kalten Krieg zur Entspannung mitgemacht, habe den Beinahe-Rückfall in einen neuen kalten Krieg kennengelernt und schließlich die neue Wende zur Entspannung und den Einstieg in den Abrüstungsprozeß erlebt. Das, was

ich wollte und wofür ich Offizier wurde – ein Leben ohne Krieg und mit sinkender Kriegsgefahr – ist also eingetreten.

Das ist, gemessen an unserem kriegs„reichen" Jahrhundert, ungeheuer viel. Doch gemäß meiner statistisch fixierten Lebenserwartung ist die Hälfte meines Daseins vorbei. Und es beschleicht mich ein leichter Pessimismus dahingehend, daß ich meinen Kindern noch ein großes Stück Arbeit und Sorge überlassen muß, um Krieg und Kriegsgefahr endgültig aus dem Leben der Menschheit zu verbannen.

Ich habe das Gorbatschow-Projekt vom atomwaffenfreien Jahr 2000 als großartiges, mobilisierendes und realisierbares Ziel begrüßt. Denn es stützte sich auf die weltweite Abscheu vor den Folgen eines Nuklearkrieges und die ebenfalls weltweite Hoffnung, durch Abrüstung Mittel für die soziale Entwicklung zu erhalten. Eine nüchterne Analyse des Kampfes um die Verwirklichung dieses Zieles hat meinen Optimismus zwar nicht beseitigen können, wohl aber gedämpft.

Und was nun?

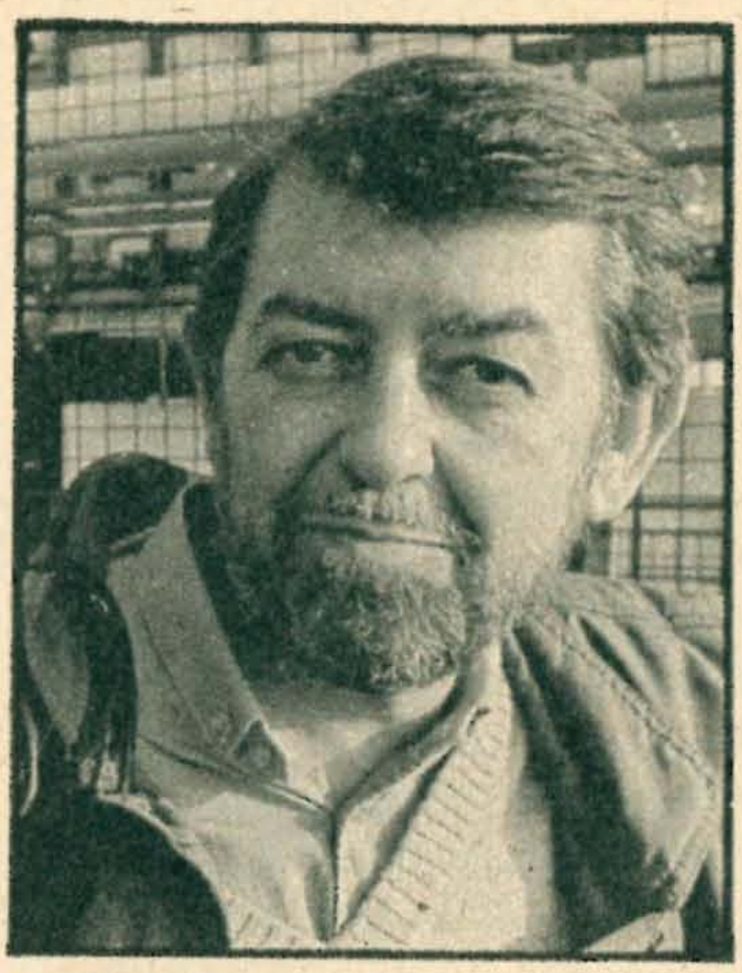
Erstens glaube ich unverrückbar an die Kraft der Vernunft aller Klassen und Schichten. Ihr kann nicht verborgen bleiben, daß eine Fortsetzung des Wettrüstens die Kriegsgefahr erhöht, materielle und geistige Ressourcen verschwendet und die Überlebenschancen der Menschheit verringert. Ich sehe aber auch die Gegner der Abrüstung in den Kreisen der politischen Reaktionäre, antikommunistischen Militaristen und Rüstungsgewinnler. Ihr Einfluß ist noch nicht gebrochen.

Zweitens glaube ich an den Erfolg der vielfältigen Abrüstungsgespräche und -verhandlungen. Eine solche Infrastruktur der Abrüstung und Entspannung hatten wir noch nie. Zugleich sehe ich aber auch die Trägheit dieses Verhandlungsmechanismus, dagegen die Geschwindigkeit der Auf- und Umrüstung und ihr Vordringen in den Hochtechnologiebereich, wodurch das, was wegverhandelt werden soll und wird, mehr als nur ausgeglichen werden kann. Zur Abrüstung muß auch der Stopp des Wettrüstens kommen.

Drittens freue ich mich über die angelaufene Vernichtung von nuklearen, chemischen und konventionellen Waffen, die Demobilisierung von Armeeangehörigen und die Umstellung von Rüstungsbetrieben auf zivile Produktion. Ich sehe aber auch die technologiebedingten Zeiträume, die für die gefahrlose Vernichtung der riesigen Waffenbestände notwendig sind. Ich sehe die sozialen Probleme der Streitkräfteverringerung und die Schwierigkeit, eine effektive, die Volkswirtschaften nicht belastende, sondern produktivitätssteigernde Konversion zu organisieren.

Aus alldem gibt es für mich nur einen optimistischen Schluß: Wenn wir der Abrüstung im letzten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts keine Pause gönnen wollen, dann müssen wir die Macht der Vernünftigen stärken und ihre Kooperation vorantreiben.

Hans-Dieter Bräuer,
Journalist



Weil so viele Menschen Apfelbäumchen pflanzen

Im vorigen Jahr hat mir der pensionierte niederländische Generalmajor Michael Hermann von Meyenfeldt in einem Interview gesagt, als gläubiger Christ halte er es mit Luther: Selbst wenn er wüßte, daß morgen die Welt unterginge, würde er heute noch ein Apfelbäumchen pflanzen. Diese Bemerkung des Vorsitzenden der in der Gruppe „Generale für den Frieden" vereinten ehemaligen hohen NATO-Militärs gab mir sehr zu denken.

Ich meine, die Tatsache, daß heute wohl keiner voraussagen kann, ob die Gorbatschowsche Vision von einer kernwaffenfreien Welt im Jahr 2000 schon Realität geworden ist, darf unser Denken in keiner Weise beeinflussen. Will der Mensch das bewahren, was sein ureigenstes Wesen ausmacht – die Sehnsucht nach einer wahrhaft menschlichen, also friedlichen Welt –, darf er nicht wie ein Krämer handeln. Der Kampf für den Frieden ist keine buchhalterische Kosten-Nutzen-Rechnung, sondern Ausdruck höchster menschlicher Moral. Nur wer sich dazu bekennt ist stark. Und – um mit Heinrich Mann zu sprechen – nur wer stark ist darf Optimist sein.

So habe ich den niederländischen General verstanden: Optimismus darf keine Grenzen haben.

Das hat nichts mit illusionärem Denken, mit Realitätsferne zu tun. Manns Wort kennzeichnet die Dialektik unserer Zeit und ist für mich umkehrbar: Nur wer optimistisch überlegt und in diesem Geist handelt ist wirklich stark. Oder anders gesagt: Nur ein Optimist verkörpert heute wahre Menschlichkeit.

Zuweilen mag es dem einzelnen schwerfallen, so zu denken, so zu fühlen. Zu groß erscheint manchmal die Perversion menschlichen Verhaltens auf unserer Erde. Da darben, leiden, sterben vor der Zeit Millionen Menschen, weil in imperialistischen Ländern Errungenschaften der Zivilisation für unmenschliches Planen und Wirken mißbraucht werden – von maßloser, unsinniger Hochrüstung bis hin zur Vergewaltigung unserer Umwelt. Darf uns das

aber pessimistisch stimmen? Nein.

Dringender denn je braucht die friedliebende Menschheit ein ungebrochenes Bewußtsein ihrer Stärke. Nicht ihrer militärischen, sondern ihrer moralischen Stärke, wenngleich diese ohne die andere leider noch immer nicht auszukommen vermag – und dies auf lange Sicht. Wir wären schlechte Realisten, wollten wir das verkennen. Und realistisches Berücksichtigen aller Faktoren, die das Antlitz der Welt bestimmen, gehört zu einem begründbaren Optimismus. Was den aber betrifft, stimmt mich gerade die Entwicklung in den achtziger Jahren hoffnungsvoll: Zum ersten Mal sind Atomraketen ersatzlos für den Schrott bestimmt, zum ersten Mal zeichnet sich eine Verringerung konventioneller Waffen ab, und zum ersten Mal sind jene Kräfte unüberhörbar geworden, die auf friedliche Konfliktlösungen an ausnahmslos allen international bedeutsamen Spannungsherden drängen.

Eben weil so viele Menschen Apfelbäumchen pflanzen, wird unsere Welt nicht untergehen.

Oberstleutnant
Heinz Rabe,
Journalist:

Das Leben behüten

Ich bin Militärjournalist und fest davon überzeugt, daß die Verteidigung des Sozialismus gerecht und letztlich erfolgreich ist. Wir Soldaten der DDR helfen an der Seite unserer Waffenbrüder, den Krieg aus dem Leben der Menschheit ein für allemal zu streichen. Das ist unsere Mission. Und da gilt – beispielsweise – meine Hochachtung den Männern jener Fla-Raketenabteilung, die sich im vergangenen Jahr als Wettbewerbsinitiator unserer Luftstreitkräfte/Luftverteidigung im Diensthabenden System des Warschauer Vertrages bewährten, die mitsorgten, daß unser Himmel sauber bleibe, und die sich den Ehrentitel „Beste Einheit" erkämpften. Ich durfte Oberstleutnant Manfred Lempes Sol-

daten begleiten – im pausenlosen Tag- und Nachtdienst, während des Leistungsvergleichs mit ihren sowjetischen Kameraden und bei Verlegeübungen. Hut ab vor ihnen und allen, die so ihrer Friedensverantwortung gerecht werden – von der Elbe bis zum Stillen Ozean! Sie verdienen unseren Respekt, denn sie trotzen entschlossen den Gefahren, die dem Frieden in Europa und der Welt noch immer drohen.

Ich glaube daran, daß wir es vermögen, den Gang der Abrüstung zu beschleunigen und somit den Frieden sicherer zu machen. Dafür stehen wir mit der Erfüllung unseres Verfassungsauftrages ein: als verteidigungsbereite sozialistische Streitmacht verhindern, daß die Waffen sprechen! Die nach uns kommen, werden eine Welt ohne Kriegs- und Lebensängste gewiß erleben. Und sie werden sich derer entsinnen, die vor ihnen waren und die Grundlagen eines dauerhaften Friedens schufen – voller menschlicher Vernunft und Tatkraft. Da bin ich ganz optimistisch.

Ich bin aber auch Realist genug, um die Gegner einer stabilen Friedensordnung im Visier zu behalten: den NATO-Pakt und sein widersinniges Beharren auf einer Militärdoktrin der nuklearen Abschreckung, sein Drängen auf Ersatz verschrotteter Atomraketen, seine pathologische Sucht nach militärischer Überlegenheit und einer politischen Neuordnung Europas nach kapitalistischem Grundmuster. Damit gerät der Friede in Bedrängnis. Und wir tun gut daran, einer drohenden Apokalypse unsere Wachsamkeit entgegenzusetzen und unsere Bereitschaft, das Leben zu behüten – auch unter dem Helm der Nationalen Volksarmee. Daß uns dies weiterhin gelingen möge, wünsche ich uns und allen künftigen Soldaten unserer Streitkräfte.

Ich wünsche uns in eben diesem Sinn Soldatenglück.

POSTSACK

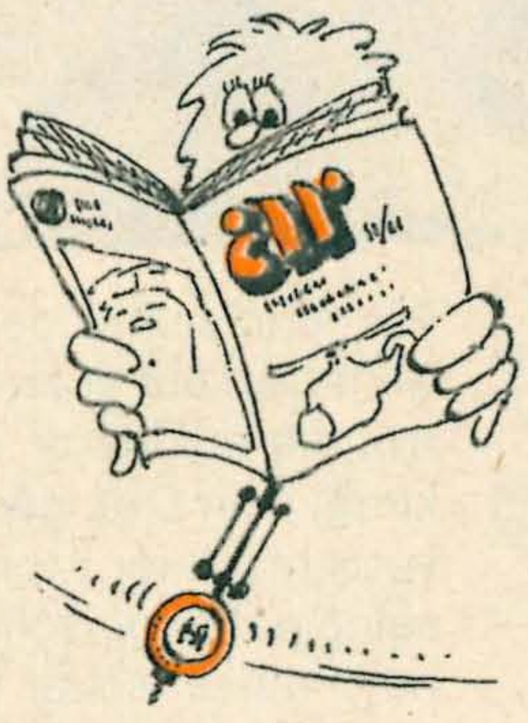
HALLO, AR-LEUTE!

„Soldat nur auf Befehl?"

So, wie es dieser Titel in der Umfrage (Heft 9/89) ausdrückt, dachte ich anfangs auch. Kurze Zeit später erkannte ich aber, daß man in den bewaffneten Organen die Grundlagen schafft, um in Frieden zu produzieren. Jede Tätigkeit ist wichtig. Auch bei der Armee kann man hohe Leistungen erreichen und somit seinem Staat nützen. Die Dienstzeit verhalf mir zu wichtigen Erkenntnissen und Entscheidungen. Die wichtigste: Ich wurde Mitglied der SED.
Jens Thiele, Ortmannsdorf

Stundenschmöker

AR ist eine Zeitschrift, die man nicht (wie fast jede andere Zeitung) in 5 Minuten durchgeblättert hat. Ich habe darin schon Stunden gelesen!
Unteroffizier Silke Schmidt



Geistiger Diebstahl

... ist eine schlimme Sache. Vor allem, wenn er im Falle des Soldaten Axel Schröder (AR 9/89, „Soldaten schreiben für Soldaten") auch noch gedruckt erscheint. Nicht nur, daß er das Grundgerüst und ganze Zeilen von Gerhard Gundermann klaut – vergleiche die Langspielplatte „Männer, Frauen und Maschinen" –, er bringt es auch noch fertig, den Text so zu bearbeiten, daß die ursprüngliche Botschaft exakt ins Gegenteil verkehrt wird. Ging es Gundermann um die Bereitschaft der Jugend, Verantwortung zu übernehmen, zieht sich Schröder radikal zurück: Bevor die Alten nicht tot sind, übernehmen wir nicht ihre Fahne. Nimmt man den Text beim Wort, müßten unsere älteren Genossen ihre historische Zuversicht gleich mitbegraben – Genosse Schröder jedenfalls ist ja noch nicht so weit, die Fahne zu übernehmen. Ich halte diese Auffassung für gefährlich.
Oberleutnant d. R. Fred Pilarski, Leipzig

„Des Soldaten Tag"

Wirklich großes Lob für diesen Beitrag in der AR 9/89. Man weiß doch sonst fast gar nichts über den Ablauf in einer Kaserne. Wenn der Mann oder Freund Urlaub hat, dann erzählen sie ja lieber von etwas anderem; versteht man ja auch irgendwie. Bitte öfter solche Beiträge!
Heike Wiesner, Rostock

Mein Vorschlag

...für die AR: Bildkunst oder die Gedichte wegzulassen sowie eine Erzählung weniger zu bringen. Dafür sollte mehr über Kfz-Technik von Armeen aus Ost und West veröffentlicht werden. Außerdem würde ich auch gern mehr über Bräuche und den Alltag in Armeen westlicher Länder erfahren.
Frank Szelat, Biesen

Noch bunter?

Eure Mini-Magazine sind immer einwandfrei, nur könnte sich der Druck verbessern, und alle Fotos sollten farbig veröffentlicht werden (das gilt übrigens für die gesamte AR).
Fr. Weinberger, Weimar

Alles in Farbe ist unmöglich, da nicht ständig so fotografiert werden kann; und ein bißchen gestalterische Abwechslung im Heft möchte doch auch sein.

Auf historischen Pfaden

Eure Zeitschrift ist sehr vielseitig angelegt, so daß man stets neue Erkenntnisse gewinnen kann. Beiträge über Militärtechnik sowie die Serie Militaria habe ich während meines Praktikums an der Schule – ich bin Pädagogik-Studentin – sehr oft im Geschichtsunterricht verwendet. Die Beiträge sind von den Schülern sehr interessiert aufgenommen worden. So erhielten sie auch gleich einen kleinen Einblick in die Militärgeschichte, die ja eine große Rolle im Geschichtskomplex der Menschheit spielt.
Mirella Lägel, Berlin

DISKUZEIT

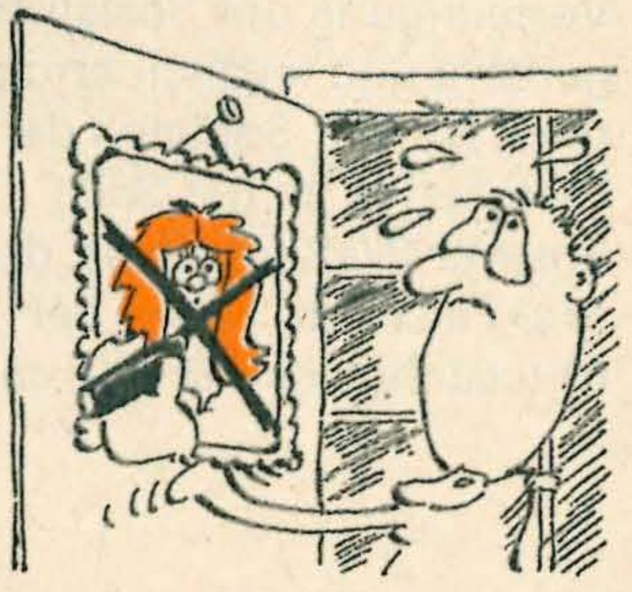
Wiederum erreichten uns Meinungen zum Thema „Aus den Augen, aus dem Sinn?", bei dem es um Armisten ging, die nur ihr Vergnügen bei Mädels suchten.

Das schlechte Beispiel

Bei uns auf dem Zimmer gibt es auch so einen mit dieser fiesen Wesensart. Er will angeblich erst etwas erleben, bevor er eine feste Bindung eingeht. Für mich ist solch ein Handeln ganz schlicht und einfach eine schamlose Ausnutzung von Mädchen, die vielleicht auf der Suche nach einem festen Partner sind. Selbstverständlich trifft das auch auf Jungen im Zivilleben zu. Ich selbst bin 3 Jahre bei der Armee und kann einschätzen, daß ich – genau wie mein Mäuschen zu Hause – treu bin.
Unteroffizier Thomas Lange

Und die Mädels?

Sicher gibt es Soldaten, die das alles nicht so ernst nehmen, aber gibt es nicht auch Mädchen, die ernsten Beziehungen ein bißchen aus dem Weg gehen? Und ihre Art und Weise ist auch nicht immer die feinste. Ich kann ebenfalls nicht verstehen, daß Jungs manchmal meinen, 1 ½ Jahre Grundwehrdienst wären zuviel, bloß weil ihre Mädel nicht so lange warten könnten.
Ina Putscher, Wittgensdorf



WORTMELDUNGEN
zu Fragen der Zeit auf den Seiten 84 bis 87!

Nicht einseitig sehen!

Warum immer die bösen Armisten? Die Mädchen sollen sich mal selber an die Nase fassen. Mein Mädchen hat mich auch in Stich gelassen, dabei hätten wir es fast geschafft. Daß die Mädchen nicht warten können, einfach Schluß machen, empfinde ich als das Schlimmste, was einem bei der Armee passieren kann.
Gefreiter Lutz Winkler

ERLEBT UND NOTIERT

Fast jeden Tag einen Brief

Vor vielen Jahren wurde mein Briefwechselwunsch in der AR veröffentlicht. Ich erhielt eine Flut von Briefen, so lernte ich meinen jetzigen Mann kennen; er war gerade erst einberufen worden. Als er dann entlassen wurde, waren wir bereits ein knappes Jahr verheiratet und unser Christian gerade geboren. In dieser Zeit allein gewesen zu sein, war eine ziemliche Umstellung für mich. Mein Mann fand immer die Gelegenheit, ein paar Zeilen zu schreiben, die mich aufmunterten. Immerhin kamen 68 Briefe in 85 Tagen zusammen. Nun sind wir schon sieben Jahre zusammen und haben zwei Söhne. Probleme gab es genug, aber wir haben sie gemeinsam besprochen und gelöst. Nur so kann eine Beziehung dauerhaft bestehen.
Sylvia Gelbe, Erfurt

Wird die ewige Treue halten?

Mein Freund dient drei Jahre, er kommt sehr oft auf Urlaub. Leider wohnt er in Halberstadt und ich in Potsdam. Er suchte früher immer Abenteuer, geht auch jetzt gern zur Disko, schaut immer nach anderen Mädchen. Er wäre nun mal so, meint er, ich müßte mich daran gewöhnen. Ewige Treue hat er mir geschworen; er wünschte sich ein Kind von mir. Nun ist es unterwegs. Obwohl er sagt, daß er sich ändern werde, sobald das Kind da wäre, habe ich Angst, daß ich später allein dastehe. Ich möchte ihn aber nie verlieren. Was können Sie mir raten?
Ramona aus Potsdam

Wir geben die Frage an unsere Leser weiter. Was also könnt Ihr Ramona empfehlen?

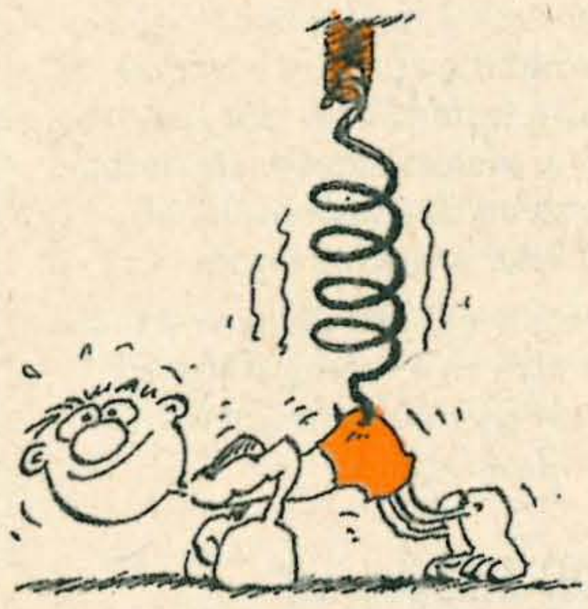
Nichts gelernt

Der deutsche Faschismus hat nur Unglück gebracht. Wenn sich die Neonazis in der BRD wieder breit machen können und Leute, wie Schönhuber, verlauten lassen, Deutschland habe der Welt mehr gegeben als Auschwitz vernichtet habe, läßt das einen schon nachdenken. Die Revanchisten haben wahrscheinlich aus den Lehren der deutschen Geschichte überhaupt nichts gelernt, denn sie denken noch in den Grenzen von 1937. Sie reden immer von Freiheit – aber für sich, denn die demokratischen Kräfte werden verfolgt.
Gefreiter d. R. Jürgen Wiener, Döbern

70 Liegestütze

Seit einiger Zeit bereite ich mich auf meine Armeezeit vor, indem ich Ausdauerläufe und Kraftsport trainiere. Wenn ich in diesem Jahr einberufen werde, will ich mich fit fühlen; dann brauche ich mich nicht mehr so groß umzustellen. Zur Zeit schaffe ich 70 Liegestütze auf den Fäusten und komme auf 25 Klimmzüge.
Martin Stiera, Magdeburg

Alle Achtung! Wer von den künftigen Armisten übertrifft Martin?



Worüber sich ein Vater freut

Die NVA hat meinen jüngsten Sohn zu sehr bemerkenswertem größeren Ordnungsverhalten auch in Abwesenheit von Vorgesetzten und Kritikern erzogen.
Karl-Rilk Zillmann, Freiberg

Städtebauliches Kleinod

Cheb in der ČSSR, nur wenige Kilometer landeinwärts vom Grenzübergang Schönberg (Vogtland), besitzt einen interessanten historischen, inzwischen gut restaurierten Stadtkern. Das

Sehenswerte dort: Häuser verschiedener Bauepochen, „Stöckl" genannt. Von der Burg aus (Foto) hat der Besucher einen wunderschönen Blick auf die Stadt.
Feldwebel d. R. Jürgen Fuchs, Karl-Marx-Stadt

Vergessen?

Die Ehe meines Sohnes – er dient 10 Jahre in einer Dienststelle in Eggesin – wurde 1989 in Templin geschlossen. Weder von der Partei – noch der FDJ-Leitung, deren Mitglied er jeweils ist, geschweige von der Dienststelle kamen Glückwunschkarten oder Blumen. Der Führung der Dienststelle kann das doch nicht entgangen sein, wenn da als Urlaubsbegründung „eigene Eheschließung" genannt wurde. Auch war der Termin lange bekannt.
Werner Gollnick, Pasewalk

Zittau war Spitze!

Unsere Tochter hat ein Fähnrichstudium an der Offiziershochschule „Ernst Thälmann", Sektion Rückwärtige Dienste, aufgenommen. Am 16. 9. 1989 fand die Vereidigung in Zittau statt. Meine Frau und ich nahmen daran teil. Die Organisation war Spitze, oder mit Worten von Sportfans aus gedrückt: ... 8-9-10-Klasse! Wir spürten, hier bilden Worte und Taten eine Einheit. Allen Genossen der Sektion unseren Dank für die schönen Stunden!
Gudrun und Manfred See, Mühlhausen

ÜBRIGENS soll man wenigstens einige seiner guten Vorsätze zum neuen Jahr wahrmachen.

Gehörte dazu nicht auch ein Brief an uns? Redaktion „Armeerundschau", PFN 46130, Berlin, 1055

KONTAKTE

Schülerinnen aufgepaßt!

Ich würde sehr gern in schriftlichen und persönlichen Kontakt mit Unteroffiziers- oder Fähnrichschülerinnen treten, da ich mehr über ihren doch mitunter recht entbehrungsreichen, aber interessanten Beruf erfahren möchte.
Gefreiter d. R. Uwe Taggsell, F.-Grosse-Str. 3, Dresden, 8010

Vor 40 Jahren begann es

Da war meine erste Dienststelle die VP-Bereitschaft „Ernst Thälmann" in Großenhain. Leicht war es nicht, vieles fehlte, oft knurrte der Magen – aber wir haben es gepackt. Für viele wurden die Jahre in den bewaffneten Kräften eine Schule fürs Leben, sie fanden ihren Platz in unserer Gesellschaft. Heute bin ich Fachschuldozent an der Ingenieurschule für Bergbau und Energetik „Ernst Thälmann". Dieser Name hat mich in all den Jahren begleitet. Anbei ein Bild unserer damaligen Gruppe. Vielleicht erkennt sich jemand wieder und schreibt mir.
Hauptmann d. R. Heinz Kaiser, Str. d. Energie 13, Senftenberg, 7840

Gesucht werden

Die Armisten und Trabifahrer Holger und Andree (beide 25 Jahre), die mir und meiner Schwester am 11. und 12. August 1989 in Werdau so selbstlos halfen.
Conny Ressel, Karl-Marx-Str. 1, Aschersleben, 4320

Thomas, 23 Jahre alt, aus Nordhausen stammend und in Kamenz dienend.
Kristin Homburg, Majakowskistr. 2, Stralsund, 2300

Waffenfarbe weiß

Ich bin 16 und gehe in die 10. Klasse. Ich habe mir vorgenommen, 25 Jahre als mot. Schützenkommandeur zu dienen. Die ersten Jahre werden sicher die schwersten sein. Da ich noch mehr über meinen späteren Beruf erfahren möchte, würde ich mich gern mit einem Offizier der mot. Schützentruppen schreiben.
Sven Riedel, Bunsenstr. 15, Premnitz, 1832

GEFRAGTE FRAGEN

Plus drei Jahre

Nach meinem Wehrdienst wechsle ich in das Ministerium des Innern über. Werden da meine Armeejahre auf die dortige Dienstzeit angerechnet?
Unteroffizier Jan Herzog

In allen Organen des Ministeriums des Innern werden die Dienstzeiten in der NVA und in den Grenztruppen der DDR in voller Höhe berücksichtigt.

Wie stark?

Aus wieviel Armeeangehörigen besteht bei uns eine Division?
Alex Steffen, Ballenstedt

In den Armeen des Warschauer Vertrages zählt sie 11 000 bis 12 000 Mann.

Welche Stellung?

In bin zur Zeit Gefreiter in der Ausbildung zum Unteroffizier, werde Unteroffizier auf Zeit. Bin ich im ersten Diensthalbjahr ein Soldat im Grundwehrdienst?
Gefreiter Matthias Kreipl

Keineswegs, Ihr Dienstverhältnis des aktiven Wehrdienstes auf Zeit beginnt bereits mit dem Einberufungstag.

DDR-Blauhelme?

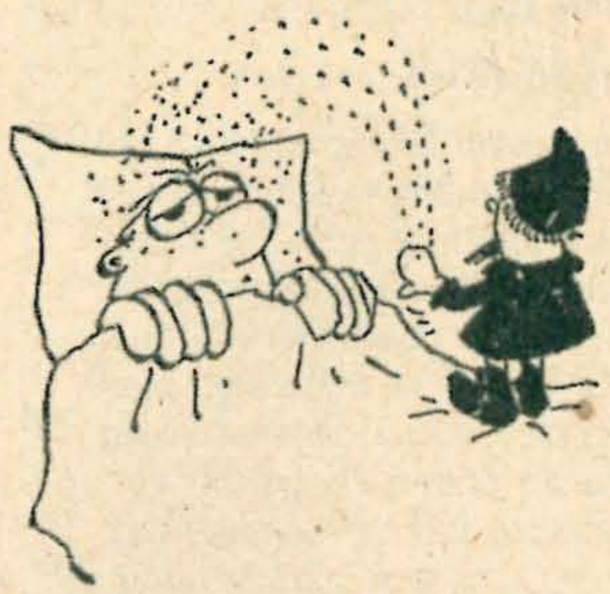
Stellt die NVA Einheiten für die UNO?
Dirk Stephan, Schneeberg

Soldaten unserer Streitkräfte sind in den UN-Truppen nicht vertreten.

Früher in die Heia?

Kann mein Vorgesetzter die Nachtruhe generell vorverlagern, obwohl das nicht der Innendienstvorschrift entspricht?
Unteroffizier Jörg Milde

Der dort veröffentlichte Tagesdienstablaufplan ist ein Beispiel und kann keineswegs allgemein für alle Situationen gelten. Entsprechend den speziellen Aufgaben und den örtlichen Verhältnissen muß der Dienstablauf in jeder Einheit präzisiert werden. Grundsätzlich sind aber 8 Stunden Nachtruhe zu berücksichtigen. Der Vorgesetzte kann also durchaus befehlen, daß das Bett auch schon vor 22 Uhr aufzusuchen ist.



Wieviel Raketen?

Heftige Debatten gab es bei uns über die Ersetzung der atomaren Kurzstreckenrakete „Lance" in den NATO-Staaten. Wieviel derartige Waffen stehen uns da gegenüber?
Oberfeldwebel Heiner Gartzke

Derzeitig sind davon in Westeuropa 88 Abschußrampen mit etwa 700 bis 800 nuklearbestückten Raketen stationiert. Reichweite: 120 km.

Auch in Asien

Von den europäischen sozialistischen Staaten ist ja bekannt, wie enorm sie abrüsten. Wie sieht's damit eigentlich in der Volksrepublik China aus?
Unterfeldwebel Heiko Albrecht

Seit 1985 sind eine Million Soldaten – das entspricht etwa einem Viertel der Gesamtstärke der Volksbefreiungsarmee – demobilisiert worden. Im Bereich der konventionellen Rüstungen wurden die Militärausgaben von 17,5 % des Staatshaushaltes im Jahre 1979 auf 8 % 1988 reduziert.

Still ruht der See?

Vor der Entlassung aus dem aktiven Wehrdienst erfolgt eine ärztliche Abschlußuntersuchung. Danach – so hörte ich – brauche man weder Ausbildung mitmachen noch Dienst stehen, um eventuelle Unfälle während der restlichen Armeezeit zu vermeiden.
Soldat Peter Klinner

Die Entlassungsuntersuchung erfolgt in den beiden letzten Monaten des Wehrdienstes. Sie hat keinerlei Auswirkungen auf den täglichen Dienst, der nach wie vor weiterläuft. Sollte sich der Gesundheitszustand nach der Untersuchung ändern, wird sie – sofern erforderlich – wiederholt.

Wer war Paul?

Paul Blechschmidt – diesen Ehrennamen trägt eine Einheit der Volksmarine, über die in der AR berichtet wurde. Mein Vater heißt Max Blechschmidt. Nun interessiert uns, wer Paul war.
Susanne Jaenicke, Ketzin

1907 in Bernsgrün (Erzgeb.) geboren, studierte er Lehrer. Die Nazis entfernten Paul – der Mitglied des Kommunistischen Jugendverbandes und Funktionär des Arbeitersportvereins war – aus dem Schuldienst und inhaftierten ihn von 1934 bis 1936 in Zwickau. 1942 zur faschistischen Wehrmacht eingezogen, lief er 1943 zur Roten Armee über und arbeitete in der UdSSR im Nationalkomitee Freies Deutschland. Zurückgekehrt, wurde er Landrat in Freiberg, begann 1950 die Seepolizei mit aufzubauen, führte später als Kommandeur die damalige NVA-Kadettenschule und leitete schließlich die Politabteilung der Militärakademie „Friedrich Engels". 1961 verunglückte Generalmajor Blechschmidt (Foto) tödlich.

Ein Blick ins Buch ...

Muß die Urlaubsvorschrift an Unteroffiziere und Soldaten auf deren Verlangen ausgehändigt, kann ihnen Einblick gewährt werden?
Unteroffizier Axel Wilke

Die Vorgesetzten sind verpflichtet, alle Armeeangehörigen mit den Grundsatzbestimmungen der Vorschriften vertraut zu machen. Das kann auch durch Ausleihen dieser Dokumente erfolgen.

57 Pfennige pro Tag

Es besteht Aussicht, daß meine beiden Gören im Sommer in einem Kinderferienlager unterkommen können. Mir wurden von verschiedenen Seiten unterschiedliche Beitragssummen genannt. Könnten Sie da Klarheit schaffen?
Oberfeldwebel Karsten Emmelshagen

Pro Woche und Kind wird folgendes verlangt: Bei Familien mit ein und zwei Kindern 4, mit drei Kindern 3 und mit vier und mehr Kindern 2 Mark.

GRUSS UND KUSS

1 000 Küsse verteilen Katja an ihren Schatz, den Soldaten Andrè Krause, dem sie verspricht, daß er sich auf sie verlassen kann; Silke an den Unteroffizier Frank Schulz, den sie „wahnsinnig toll" liebt; Schnecke Regine und Töchterchen Francie an den Soldaten Henry Stecklina. „Sind die Tage noch so trüb, denke daran: ich habe dich lieb" ruft Christiane ihrem Soldaten Olaf in Weißenfels zu und wünscht ihm alles Gute für die Armeezeit. In diesem Monat wird Gefreiter Frank Niedziella 26 Jahre alt; seine Mausi und Tochter gratulieren von ganzem Herzen. Offiziersschüler Ronald Will dankt seinen Eltern und seiner Verlobten Ines für ihre Unterstützung während seines Studiums, sie sind ihm ein starkes Hinterland. Liebe Grüße übermitteln Michaela Becker dem Unteroffizier Torsten Rex, Offiziersschüler André seiner Baumaus Beatrix und die Mäuschen Grit und Karin dem Unteroffizier Karsten Müller.

So kratzen Matrosen Millionen zusammen

Und wer's nicht glaubt, dem beweisen es AR-Reporter: In einem Bildbericht über die Werftzeit eines Küstenschutzschiffes. Wir informieren über die Ausbildung von SPW-Fahrern, die Su-24, das Militärwesen in der Schweiz und Familiäres des Bob-Olympiasiegers Wolfgang Hoppe. Mit Uwe Trende lernt Ihr einen Soldaten kennen, der seine Entscheidung, Wehrdienst mit der Waffe zu leisten, aus dem Evangelium ableitet. In der Reihe MILITARIA: Mauser-Gewehre. Unter der Überschrift „Emanzen oder LückenbüßerInnen" befassen wir uns mit Soldatinnen in der USA-Armee. „Musterung und Einberufung" heißt ein neuer AR-Ratgeber. Um die Streitkräftereform in der NVA geht es in einem Interview. Und schließlich findet Ihr Carlos Santana auf dem Rücktitel

IN DER NÄCHSTEN

Redaktion: Horst Spickereit
Fotos: Fuchs, Archiv, privat
Vignetten: Achim Purwin

Die aktuelle Umfrage

EIN STRAHLENDER HELD ?

„Ohne Vorbild ist nichts Vorbildliches zu leisten", schrieb der Dichter Johannes R. Becher. Und fast zweitausend Jahre früher bereits hatte sich einer der alten Römer, Seneca, ähnlich geäußert: „Wir müssen jemanden haben, nach dem wir unsere moralische Lebenshaltung ausrichten können."

Gelten solche Sprüche, solche Lebensmaximen heute noch? Brauchen, wollen die jungen (oder auch etwas älteren) Leute unserer Zeit solche Leitbilder? Und wenn, wie soll es aussehen, dieses Vorbild? Muß es ein makelloser, völlig fehlerfreier Mensch sein, zu dem man ehrfurchtsvoll aufblickt, muß er unbedingt auf dem Sockel stehen, als ein strahlender Held?

Wir haben uns umgehört im Lande, unter jungen Armeeangehörigen und Grenzern vor allem. Die Palette der Meinungen ist, wie kann es anders sein, sehr bunt. Sie reicht von der totalen Ablehnung, Vorbilder zu akzeptieren – „Das Thema ist undiskutabel" – über „teils, teils" oder „Vorbilder? Warum nicht, aber ich brauche keins" bis zur vollen Zustimmung, zur Identifizierung mit dieser Fragestellung.

Wo also anfangen? Vielleicht in der Mitte, bei denen, die gerne möchten, aber nicht so recht wissen, wie sie sich ein Vorbild erschließen könnten.

Silvia Haisch, eine 27jährige Verpackungsingenieurin: „Ich bin fürs Vorbild, leider kann ich keines aufweisen. Vielleicht muß ich mir auch selber eins backen. Schon eher würden mir viele Menschen einfallen, von denen ich mir je ein Prinzip, eine Eigenschaft oder eine Lebensmaxime wünschte. Auf alle Fälle wären Schwächen eines Menschen für mich kein Grund, ihn als Vorbild abzuschreiben. Denn kleine Fehler hat wohl jeder, finde ich sogar gut. In gewisser Weise könnte man ja aus den Fehlern eines Menschen – seines Vorbildes – sogar lernen. Und wie müßte es sein, mein Traumvorbild? Aufrichtig, offen, selbstbewußt, und es müßte Fähigkeiten und Charaktereigenschaften besitzen, die mir fehlen, die man aber im Leben braucht. Was bei der eigenen Person Mangelware ist, schätzt man bei anderen sowieso am meisten. Und noch etwas: Es kann, muß aber nicht unbedingt ein ‚Held der Arbeit' sein, und Äußerlichkeiten spielen zuallerletzt eine Rolle."

Silvia Haisch bringt recht anschaulich zum Ausdruck, was eigentlich viele der Befragten bewegt: Vorbild ist natürlich stets an Menschen geknüpft, es geht ja um menschliche Verhaltensweisen, Eigenschaften, Fähigkeiten. Und dennoch, es muß nicht immer nur eine Person sein, in der sich all das vereint, was man selbst für erstrebenswert hält. Keiner ist perfekt. Jeder hat Stärken, die Vorbildwirkung haben können, und Schwächen, die daneben akzeptiert werden oder auch nicht. Ein solcher Mensch, „aus Fleisch und Blut" sozusagen, taugt eher zum Vorbild als ein rundum fertiger, einer ohne jeden Fehl und Tadel, der als strahlender Held auf den Sockel gestellt wird oder gar selbst da hinaufklettert, völlig unerreichbar in seiner Höhe. Der also ist nicht gefragt, noch dazu, wenn man vielleicht „ständig aufgefordert wird, sich an diesem oder jenem ein Beispiel zu nehmen", wie das Soldat Rainer Wolff „allzuhäufig erlebt" hat. Für Unteroffizier Guido Baumann ist „der Vorbildbegriff doch sehr abgeflacht, man kommt ja auch so durch. Und wer immer nur darauf bedacht ist, vorbildlich zu handeln, immer nur das zu tun, was andere von ihm erwarten, verwirklicht nicht sich selbst." In die gleiche Richtung denkt manch anderer, wie auch der 24jährige Chemieingenieur Armin Kumpf: „Ich halte nicht viel von Vorbildern. Junge Leute entwickeln ihren eigenen Lebensstil. Verhaltensweisen, Lebensziele, Auffassungen an Vorbildern messen? Oder gar von Vorbildern abkupfern? Also ich bin mir nicht sicher, ob man so die vielen Hürden und Stolpersteine des Lebens erfolgreich überwinden kann." Und noch zwei, die ihre Ablehnung kurz und knapp zum Ausdruck bringen: „Vorbilder sind für mich bedeutungslos. Ich habe meine eigenen Vorstellungen vom Leben, ich will es so gestalten, wie es mir gefällt." (Soldat Gerd Möckel) „Ich habe keine. Man muß selber Ideen haben und seinen Weg gehen. Für mich ist es das wichtigste, mich für meine Familie einzusetzen, und alles zu tun, daß es ihr gut geht." (Gefreiter Silvio Vogelsang)

Nun ja, da hat halt jeder seine eigenen Auffassungen, und in jeder steckt sicher ein Stück Wahrheit, Erfahrung und Selbsterkenntnis. Wer wollte dem widersprechen, was Guido, Armin, Gerd hier in Bezug auf ihre Individualität gesagt haben. Der Mensch ist ein Einzelwesen mit ganz persönlichen Vorstellungen vom Leben, von seiner Entwicklung und Selbstverwirklichung. Doch das andere ist: Keiner lebt für sich allein. Familie, Freunde, Genossen, das Arbeitskollektiv umgeben und beeinflussen ihn. Deshalb denke ich mir, die Augen und Ohren offenzuhalten, von Vorbildern zu lernen, vom Nebenmann

durchaus mal etwas „abzukupfern“, ist genau so wichtig und vernünftig, wie es notwendig ist, seine eigenen Erfahrungen zu sammeln, auch wenn die manchmal unangenehm, schmerzhaft sogar sein können, deshalb aber oft auch umso dauerhafter und wirksamer sind. Dennoch: Seine Individualität zu bewahren und zu entwickeln, schließt nicht aus, sondern eher ein, sich Vorbildliches anderer zu eigen zu machen.

Bernd Beau, vor einem Jahr nach dreijährigem Armeedienst wieder nach Hause gegangen, ist da noch etwas hin- und hergerissen: „Vorbild – klingt reichlich altmodisch“, meint er. „Trotzdem ertappe ich mich immer wieder, daß ich mir gute Eigenschaften vor allem älterer Kollegen zu eigen machen möchte. Und ich glaube, in schwierigen Situationen hat es auch sein Gutes, wenn man sich Maßstäbe anderer setzt. Als Ansporn sozusagen.“ Dem Gefreiten Jörg Evert geht es ähnlich: „Natürlich haben viele Vorbilder und Idole. Ich nicht. Jeder sollte sich an sich selbst aufbauen. Trotzdem bewundere ich den heldenhaften Kampf der Antifaschisten in Hitlerdeutschland. Ja, eigentlich sind das doch Vorbilder. Ein bißchen wird jeder wohl beeinflußt von Persönlichkeiten.“

Namen großer Persönlichkeiten wurden mehrmals genannt auf unsere Frage nach Vorbildern. „Mein Vorbild ist Nelson Mandela“, erklärt Soldat Jens Schmidt, „sein Mut und seine Standhaftigkeit.“ Unterfeldwebel Detlef Prief nennt, „weil ich selbst aktiver Fußballer bin“, den niederländischen Fußball-Star Rud Gullit „ein großes Vorbild. Aber nicht nur sportlich, sondern wegen seines gesellschaftlichen Engagements. Daß er zum Beispiel den ‚Goldenen Fußball‘, seine Auszeichnung als Fußballer Europas 1988, an Winnie Mandela zur Unterstützung des Kampfes gegen die Apartheidpolitik Südafrikas und für die Freikämpfung Nelson Mandelas übergab.“ Unteroffizier Steffen Sinnigen „beeindruckt immer die Zielstrebigkeit und der Wissensdrang berühmter Forscher und Erfinder wie Alexander von Humboldt, Thomas A. Edison oder Manfred von Ardenne.“ Und der Gefreite Michael Gauer stellt sogar eine Weltberühmtheit und ihm nahestehende Menschen in seiner persönlichen Vorbildliste direkt nebeneinander: „... zum Beispiel Michail Gorbatschow, den ich sehr schätze, verehre und achte, meinen besten Freund Sven Kaye aus Nordhausen und auch meine Freundin Jana.“

Die „Großen“ dieser Welt werden also verehrt und geachtet, man ist von ihnen beeindruckt und zollt ihnen höchste Bewunderung. So haben sie ihren Einfluß auf das Leben und die Entwicklung vieler Menschen, auf deren Zielvorstellungen, Lebenshaltungen und moralische Prinzipien. Und doch sind sie meist sehr weit weg von uns, zu weit, als daß wir sagten: So will ich sein. Wer will sich schon das Ziel setzen, ein zweiter Gorbatschow, Einstein, Mozart oder Ardenne zu werden? Vorbilder müssen vor allem greifbar, erreichbar sein. „Man braucht sie“, sagt Gefreiter André Lohse, „um sich zu orientieren, sich besser zurechtzufinden im täglichen Leben, zu vergleichen, wie man selber steht.“ „Es muß einer sein“, ergänzt Gefreiter Maik Rudolf, „der mit festen Füßen im Leben steht, der sich nicht hinter anderen versteckt, sondern weiß und mitbestimmt, wo's langgeht. Einer, der nicht große Sprüche klopft und wenn's drauf ankommt, etwas zu tun, kneift, sondern der zupackt, vorwärtsdrängt und seine ganze Kraft einsetzt für die richtige Sache.“

So verwundert nicht, daß für viele die Vorbilder gleich „nebenan“ zu finden sind – im persönlichen Umfeld, in der Familie, im Freundeskreis, im Beruf. Soldat Jens Mieth ist der Meinung, „daß jeder ein Vorbild haben sollte, an dem er sich in seinem Tun orientieren kann. Bei mir ist das mein Vater. Ich bemühe mich, so zu werden, wie er. Strebsam, fleißig, immer um die Familie besorgt.“ „Ein Vorbild ist für mich Ansporn fürs eigene Handeln“, sagt Soldat Jörg Junghans. „Mein Brigadier besitzt alle die Fähigkeiten und Fertigkeiten, die ich mir in meiner weiteren beruflichen Entwicklung als Zimmermann noch aneignen möchte.“ Unterfeldwebel Detlef Prief hat sich in seiner Entwicklung immer „Anhaltspunkte“ gesucht, um weiterzukommen: „Hier in der Truppe zum Beispiel war das mein ehemaliger Kompaniechef, Oberleutnant Schreyer. Er hatte stets ein offenes Ohr für uns Unteroffiziere. Man konnte mit jedem Problem zu ihm kommen. So versuche ich jetzt als Vorgesetzter ebenfalls zu handeln.“

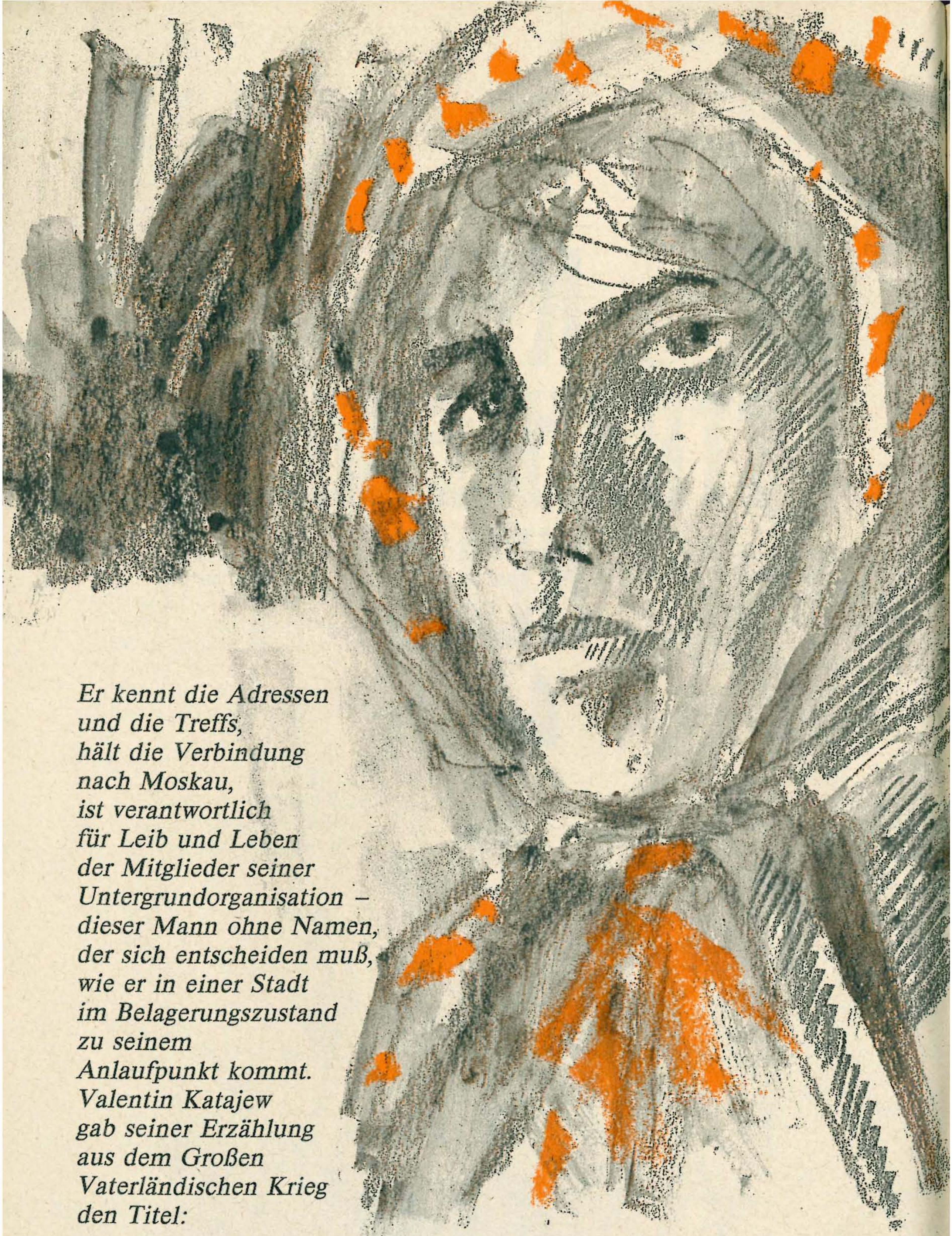
Vorbilder sind also meist dort gefragt, wo hohe, konkrete Leistungen gefordert werden, im Beruf natürlich, im Sport besonders. Welcher junge Sportler im Trainingszentrum nennt nicht, nach seinem Vorbild befragt, die Weltmeister und Olympiasieger seiner Sportart, eben weil sie die

KEIN STRAHLENDER HELD?

Besten sind. Aber große Leistungen, nicht nur im Sport, wirken auf die Jugend vor allem dann, wenn sie mit menschlichen Haltungen, mit moralischen Qualitäten verbunden sind, mit Pflichtbewußtsein, Einsatz- und Hilfsbereitschaft, Willen, Ehrlichkeit, Offenheit, Toleranz, Bescheidenheit. Birgit Schmidt, unsere dreifache Kanu-Olympiasiegerin und 16fache Weltmeisterin vom ASK Potsdam, hat einmal gesagt: „Man schaut auf mich. Wie ich mit den anderen umgehe, wie ich – die Olympiasiegerin – lebe und vor allem, wie ich trainiere.“ Sich dessen bewußt zu sein, daß das vor allem das Vorbild ausmacht, wird dazu führen, eigene Haltungen immer wieder neu zu überprüfen und danach zu handeln. Vorbild hat also weniger mit Vor-Sagen als mit Vor-Leben zu tun. Unteroffizier Mario Liese hat diesen Gedanken auf sehr schöne Weise formuliert: „Ich glaube, daß in jedem von uns ein kleines Vorbild steckt, wenn wir nur bereit sind, unsere guten Seiten zu entdecken und zu entwickeln.“

Vorbilder kann man also, so man will, überall in unserem Leben finden, und Vorbild kann ein jeder werden, als einfacher, bescheidener Mensch, der sich, wie Soldat Hans-Jürgen Handritzke sagt, „ohne zu jammern und zu klagen für eine Sache einsetzt“ – und für den Menschen an seiner Seite, füge ich hinzu. Und dazu muß er keineswegs als strahlender Held auf dem Sockel stehen.

Text: Günther Wirth
Bild: Manfred Uhlenhut
Mitarbeit: Beate Grassal, Major Ulli Kästner, Gefreiter André Lohse



Er kennt die Adressen
und die Treffs,
hält die Verbindung
nach Moskau,
ist verantwortlich
für Leib und Leben
der Mitglieder seiner
Untergrundorganisation –
dieser Mann ohne Namen,
der sich entscheiden muß,
wie er in einer Stadt
im Belagerungszustand
zu seinem
Anlaufpunkt kommt.
Valentin Katajew
gab seiner Erzählung
aus dem Großen
Vaterländischen Krieg
den Titel:

Neujahrsgeschichte

Instinkt und Erfahrung sagten mir, daß es so am ungefährlichsten sei

Ich sprang aus der Nische und bog schnell um die Ecke. Sie hatten mich nicht bemerkt, obwohl sie nur zwei Schritte an mir vorbeigingen. Ich nahm sogar ihren Geruch wahr, den typischen Geruch von rumänischer Kaserne und einer Art Fett, Tran vermutlich, mit dem sie gewöhnlich im Winter ihre Stiefel einfetteten. Offenbar glaubten sie, Tran schütze vor Kälte oder dergleichen. Ich haßte diesen Geruch, der mich überallhin verfolgte. Mir wurde übel davon.

Es herrschten fünfzehn Grad Kälte bei starkem Nordost. Doch ich spürte die Kälte nicht. Ich war in heißem Schweiß gebadet. Mein Herz hämmerte wie wild.

Durch meinen Dienst und von Natur aus war ich kein Feigling. Doch mich ängstigte der Gedanke, ich könnte ihnen erneut in die Hände fallen, nachdem ich ihnen so geschickt entkommen war. Das wäre wirklich dumm gewesen. Ich hatte eine sichere Anlaufstelle am entgegengesetzten Ende der Stadt. Dort war ich außer Gefahr. Dazu mußte ich die Stadt durchqueren. Ich beschloß, geradewegs durchs Zentrum zu gehen; Instinkt und Erfahrung sagten mir, daß es so am Ungefährlichsten sei. Das Risiko war freilich immens. Doch Sie wissen selbst, daß es bei unserem Dienst ohne Risiko nicht abgeht. Man braucht nur starke Nerven, und die hatte ich. Ich überlegte mir, daß ein Mensch, der nachts ganz offen durch eine Stadt geht, in der Belagerungszustand herrscht, am wenigsten Verdacht erregt. Wenn jemand so frank und frei auf der Straße geht, ist er auch dazu „berechtigt". Aus Erfahrung wußte ich, daß Streifen so einen selten anhalten.

Ich ging in zackigem Soldatenschritt. Laut hallte das Echo meiner Schritte wider, als prallte es von den schwarzen Fassaden zurück, die fast mit dem Sternenhimmel verschmolzen, an dem der eisige Nordost pfiff. Äußerlich glich ich sehr gut einem Menschen mit „Sonderrechten". Ich trug einen mit einem breiten Koppel straff umgürteten kurzen Romanowopelz, eine flache Kosakenmütze und fast neue rumänische Offiziersstiefel. Das alles war natürlich nachts nicht genau zu erkennen, doch beim flutenden Sternenlicht mußte meine Silhouette jeder Streife volles Vertrauen einflößen. Die fehlenden Sporen ersetzte ich durch einen lauten, zackigen Marschschritt. Jeder Schritt bereitete mir Höllenqualen, da die fremden Stiefel nicht sonderlich gut geschnitten waren; die grobe Naht zwischen Stiefelschaft und Vorschuh hatte mir den rechten Spann derart aufgerieben, daß ich hätte schreien mögen. Ich hatte das Gefühl, als sei der Fuß bis auf den Knochen aufgerieben. Manchmal hätte ich auf alles pfeifen können, mich auf den Fußsteig setzen und den Stiefel ausziehen wollen. Oh, welche Wohltat wäre das gewesen! Ich mußte meinen ganzen Willen aufbieten, um mich zum Weitergehen zu zwingen. Und ich ging und ging. Ich durfte mir nicht einmal den Luxus erlauben, langsam zu gehen,

nicht mit dem ganzen schmerzenden Fuß, sondern nur mit der Fußspitze aufzutreten. Dann hätte ich einen kläglichen, hinkenden Gang gehabt und wäre kein „Berechtigter“ mehr gewesen.

Ich zwang mich, noch fester aufs Pflaster zu treten

Außerdem hatte man auf mich geschossen, als ich vom Lastwagen sprang, mit einem Satz die Friedhofsmauer nahm und hakenschlagend zwischen Kreuzen und Grabsteinen davonrannte. Eine Kugel hatte meinen linken Arm unterhalb der Schulter getroffen. Ich hatte das in dem Augenblick nicht weiter beachtet und fast keinen Schmerz empfunden, sondern nur einen kleinen Schlag und ein Brennen verspürt. Doch dann begann meine Schulter heftig zu schmerzen. Sie schwoll an, brannte und näßte. Der ganze Hemdsärmel war durchnäßt. Es fiel mir bereits schwer, beim Gehen den Arm durchzuschwingen. Ich steckte die Hand hinter das Koppel. Außerdem hatte ich mehrere Tage nichts mehr gegessen, mich nicht gewaschen, nicht rasiert und mich auch nicht umgezogen. All das gab mir das bedrückende Gefühl von körperlicher Unsauberkeit und Niedergeschlagenheit, gegen das ich mit meiner ganzen Kraft ankämpfen mußte.

Wahrscheinlich setzte nun das Fieber ein, da es in meinem Kopf dumpf rauschte und ich über dem Schlüsselbein meinen heftig schlagenden Puls spürte. Einen Augenblick lang war mir so elend zumute, daß ich am liebsten in die Trümmer des erstbesten Hauses geflüchtet wäre, mich zwischen die verbogenen Eisenträger und Kalksteinbrocken gelegt und mein Gesicht in das zersplitterte Glas vergraben hätte, das in dem blauen Sternenlicht so zart und verlockend flimmerte. Doch augenblicklich zwang ich mich, mit den Sohlen noch fester aufs Pflaster zu treten, und pfiff laut im Takt zu meinen Schritten ein Motiv aus der Operette „Der Graf von Luxemburg“, daß es über die ganze Straße schallte. Das Lied entsprach ganz und gar nicht meinem Geschmack, war aber typisch für einen Menschen, in den ich mich in dieser eiskalten, gefahrvollen Nacht verwandelt hatte. Wenn ich mich heute daran erinnere, kommt es mir fast unwahrscheinlich vor, wie ich es damals geschafft habe, fast die ganze Stadt zu durchqueren, ohne auch nur einmal von einer Streife angehalten zu werden. Und ich bin unterwegs mindestens dreien begegnet. Ich ging, mit den Stiefeln hämmernd und meine Melodie pfeifend, so leicht und einfach an ihnen vorbei, als hätte ich eine Tarnkappe auf.

Zwei Spitzel auf ihrem nächtlichen Rundgang

Mich beherrschte die ganze Zeit nur ein Gedanke, ein Gefühl: das Bewußtsein meiner Verantwortung vor der Heimat, die mir das Leben Dutzender ihrer besten, mutigsten Söhne anvertraut hatte – Mitglieder meiner Untergrundorganisation –, die Verbindung mit Moskau, die Adressen, die Treffs, kurzum alles, was zum Sieg beitrug, besonders jetzt in den Tagen der entscheidenden Wende an allen Fronten. In manchen Augenblicken spürte ich nicht einmal mehr die Schwere meines erschöpften Körpers, ich empfand keinen Schmerz, und es trug mich wie auf Flügeln durch die schrecklich tote Stadt.

Ich näherte mich einer Kreuzung, als ich an der Ecke zwei Gestalten sah. Sie zündeten sich gerade eine Zigarette an. Das Flämmchen des Feuerzeugs erschien mir in der Finsternis so groß wie ein Lagerfeuer. Im Licht konnte ich die beiden genau erkennen. Ich wußte sofort, um wen es sich handelte. Es waren ohne Zweifel zwei Spitzel auf ihrem heimlichen nächtlichen Rundgang.

Sie gehen immer zu zweit. An der Kreuzung trennen sie sich: Der eine geht die eine Straße entlang, der zweite die andere. Auf diese Weise schreiten sie das Viertel ab und treffen sich an der nächsten Kreuzung wieder. Wer ihnen über den Weg läuft, kann ihnen nicht entkommen, selbst wenn er umkehrte. Sie wechselten einige Worte und trennten sich. Der eine bog um die Ecke, der andere kam direkt auf mich zu. Ohne Zweifel sah er auch mich. Eine Begegnung war unvermeidlich. Auf die andere Straßenseite zu gehen hatte keinen Sinn. Er hätte mich ohnehin angehalten. Zu allem Übel hatte ich keine Waffe bei mir. Wenn ich wenigstens ein einfaches Taschenmesser besessen hätte. Gleich wird er vor mir stehen, mich mit seiner Taschenlampe anleuchten und meinen Nachtpassierschein verlangen. Da tat ich das einzige, was ich tun konnte. Ohne meinen Schritt zu ändern, pfiff ich weiter mein Motiv aus dem „Grafen von Luxemburg“, bog scharf um die Ecke und marschierte auf das erste Tor zu. Ich versuchte es zu öffnen, doch es war verriegelt.

Ich zog mehrmals an dem dicken Klingelzug. Der Draht begann zu knistern und zu summen und versetzte irgendwo im Hofinnern ein Glöckchen in Schwingung. Wenige Augenblicke später begann es zu läuten. Nie werde ich den schrillen, ungleichmäßigen Klang dieser Waldaier Kupferglocke vergessen. In der Friedhofsstille der toten Stadt erschien er mir so laut wie eine Sturmglocke. Ich zog mehrmals ungeduldig am Klingelzug, und im selben Augenblick leuchtete mich eine Taschenlampe an.

„Ihre Dokumente“, sagte eine heisere Stimme leise auf Russisch mit widerlichem rumänischem Akzent.

… und ich schlug aufs Geratewohl in die Dunkelheit

Ich sah den Mann nicht. Ich sah nur das blendende Licht seiner Taschenlampe, und der Geruch von Tran stieg mir in die Nase. Jetzt blieb mir nur ein Ausweg. Ich nahm alle meine Kraft zusammen, drehte mich um und schlug aufs Geratewohl mit der Faust in die Dunkelheit. Zum Glück ging mein Schlag nicht daneben. Ich war so rasend vor Wut, daß ich nicht den geringsten Schmerz spürte, obwohl meine Faust mit voller Wucht das Jochbein des Mannes traf. Ich packte ihn im Dunkeln an den Schultern, fand seine Kehle und erwürgte ihn mit beiden Händen trotz der Schmerzen in meinem verwundeten linken Arm. Die Glocke im Hof schwang und schepperte noch immer. Ich faßte die Leiche von hinten unter die Achseln, schleppte sie zu der von außen in den Keller führenden Treppe und stieß sie hinunter. Alles mußte sehr schnell gehen. Dann läutete ich erneut ungeduldig. Diesmal hörte

ich aus der Tiefe des Hofs schwere schlurfende Schritte. Da spürte ich etwas unter meinen Füßen. Das war offenbar „seine" Mütze. Ich hob sie auf und warf sie der Leiche in den Keller nach. Es war genau so eine flache Kosakenmütze wie meine. Auch sie stank nach Tran. Mir war zum Erbrechen übel. In dem Moment ging das Tor auf. In dem mich nie verlassenden Bewußtsein eines Menschen, für den es keine Hindernisse gibt und geben darf, ging ich laut pfeifend am Hauswart vorbei in den Hof.

Ich weiß übrigens gar nicht, ob der Hauswart ein Mann oder eine Frau war. Ohne stehen zu bleiben, lief ich wie eine Geistererscheinung an der in einen langen Pelz gemummten kleinen, gebeugten und greisenhaft murmelnden Gestalt vorbei, die mit einem großen Schlüsselbund rasselte. Ich hörte hinter mir quälenden Husten und einen unsäglich kummervollen tiefen röchelnden Seufzer, daß sich mir das Herz im Leib umdrehte vor Mitleid mit dem Unbekannten, den ich mir nicht einmal richtig ansehen konnte.

Hinten im Hof stand ein viergeschossiges Haus. Im schwachen Schein der Sterne kam es mir mit seinen blinden schwarzen Fenstern tot, furchterweckend, unheildrohend und zugleich unheimlich vertraut vor, obwohl ich hätte schwören können, nie zuvor hier gewesen zu sein.

Ich klopfte wie ein guter Bekannter

Eine einzige Tür führte ins Haus. Sie war geöffnet und sah tintenschwarz aus. Über drei vereiste Stufen gelangte ich ins Treppenhaus. Beim Hineingehen hörte ich, wie der Hauswart schlüsselrasselnd das Tor verschloß.

Im Treppenhaus war es stockdunkel. Ich streckte meine Hand zur Seite und ertastete einen Türrahmen. Dann strich ich mit der Hand über rissiges Wachstuch und stieß auf einen Briefkasten. Ohne weiter nachzudenken, klopfte ich an die Tür. Ich klopfte nicht zaghaft, aber auch nicht fordernd. Ich klopfte wie ein guter Bekannter. Sogleich wurde mir geöffnet. Man hätte denken können, ich werde erwartet.

„Bitte", sagte eine Frauenstimme aus der Dunkelheit. „Entschuldigen Sie, bei uns ist es finster, wir haben schon wieder keinen Strom. Treten Sie ein. Stoßen Sie sich nicht." Sie verschloß die Tür und legte eine Kette vor, faßte mich am Ärmel und führte mich durch einen dunklen Flur, in dem es stark nach Desinfektionsmittel roch. Am Ende des Flurs fiel aus einer halbgeöffneten Tür schwacher Lichtschein.

„Ich glaubte schon, Sie kämen nicht mehr. Ich wußte ja nicht, daß Sie einen Nachtpassierschein besitzen. Und trotzdem habe ich immer noch auf Sie gewartet", flüsterte die Frau. „Sie ist eben eingeschlafen. Den ganzen Tag war sie schrecklich unruhig. Ich dachte, ich werde wahnsinnig. Ich habe ihr einen Eisbeutel auf die Stirn gelegt. War das richtig?"

Wir betraten ein kleines, eiskaltes Zimmer. Auf dem kleinen Eßtisch brannte in einem mit Öl gefüllten Schälchen ein aus Watte gedrehter Docht.

In dem Bett unter einem Berg von Pelzmänteln lag ein etwa dreizehnjähriges Mädchen mit sehr zartem, durchsichtigem, entzündetem Gesicht, dessen aufgesprungene Lippen schwarz wirkten. Hinter zusammengeklebten Wimpern blickten starre, sehr helle Augen ins Leere. Der Eisbeutel auf seiner Stirn war verrutscht. Es stöhnte und redete im Fieber hastig vor sich hin, zuckte gequält mit den zusammengezogenen Brauen und blickte wild um sich. Die Frau rückte den Eisbeutel auf dem Kopf des Mädchens zurecht und schaute mich mit Tränen in den Augen an. „Sehen Sie?", sagte sie leise, und plötzlich sah sie mich zum erstenmal an.

„Wer sind Sie?"

Ihre Augen weiteten sich. Sie schrie auf. Die Hand mit dem Schälchen begann zu zittern.

„Wer sind Sie?" schrie sie entsetzt. „Was wollen Sie hier?" In diesem Moment erblickte ich in dem schmalen, von der Kälte beschlagenen Frisierspiegel in der Ecke mein Bild. Furchterregend: unrasiert, mit roten, entzündeten Augen, zerschrammtem Gesicht, verkrustetem Blut an der linken Hand, im schmutzigen Halbpelz, mit der tief in die Stirn gezogenen flachen Kosakenmütze kam ich mir selbst zum Fürchten vor. Und sie stand vor mir, zitterte am ganzen Körper und schrie immer wieder: „Was wollen Sie hier? Wer sind Sie überhaupt?"

Ich hatte keine Ahnung, wohin ich geraten war, und was ich tun sollte. Ich wußte nur eins: Wenn sie nicht aufhört zu schreien, weckt sie das ganze Haus auf, und dann bin ich bestimmt verloren. Da geriet ich zum erstenmal und wahrscheinlich auch zum letztenmal in meinem Leben in Verwirrung. Ich war völlig hilflos. Ich spürte, wie meine Kräfte mich verließen.

Um nicht ohnmächtig zu werden, hielt ich mich am Tisch fest und setzte mich auf den erstbesten Stuhl. Ich nahm meine Mütze ab, legte die Arme auf den Tisch und meinen Kopf auf die Arme und murmelte mit bereits schwindenden Sinnen: „Entschuldigen Sie bitte. Ich gehe gleich. Aber um Gottes willen schreien Sie nicht so laut, bitte!"

Dann verlor ich die Besinnung. Doch ich war nur wenige Sekunden bewußtlos. Als ich erwachte, war mein Kopf so schwer, daß ich ihn trotz größter Anstrengung nicht vom Tisch hochheben konnte. Die Frau schrie nicht mehr. Ich hörte ihren ruhigen Atem in meiner Nähe. Schließlich gelang es mir, den Kopf zu heben. Sie saß mir gegenüber am Tisch und hielt eine hohe geschnitzte Stuhllehne umfaßt. Das Lämpchen stand zwischen uns auf dem Tisch. Sie sah mich mit aufgerissenen, aber nicht mehr erschrockenen oder verwunderten Augen an. Es waren wunderschöne Augen: groß, hellgrün, mit einem Stich ins Gräuliche und jugendlich zartem Glanz. Das kranke Mädchen hatte auch solche Augen. Doch beide waren nicht Mutter und Tochter. Die Frau erschien mir zu jung, um eine so große Tochter zu haben. Ich war mir sicher, daß es sich um Schwestern handelte. Die ältere Schwester sah mich nach wie vor schweigend an und zuckte genauso wie die jüngere mit den gerunzelten Brauen. Sie überlegte sichtlich angestrengt. Die schmalen, weit und schön geschwungenen Brauen verliehen ihrem Gesicht den Ausdruck entschlossener Ruhe. Ohne den kummervoll zusammengepreßten aufgeworfenen Mund und die beiden scharfen Züge, die von den Nasen-

flügeln zu den Mundwinkeln mit den zerbissenen Lippen liefen, wäre sie eine Schönheit gewesen. Unsere Augen trafen sich. Ihr Gesicht erblaßte allmählich. Ich glaube, sie begriff in diesem Moment überaus deutlich, wer ich war, weshalb ich hier saß, und was ihr drohte, wenn mich jemand in ihrer Wohnung fände. Sie sah den Tod vor Augen.

An ihren Fingernägeln Spuren von abgeblättertem roten Lack

„Entschuldigen Sie, ich gehe gleich", sagte ich.

Sie winkte ab und schüttelte den Kopf. Furcht blitzte in ihren Augen auf. Ich merkte, sie hatte keine Angst um sich, sondern fürchtete, ich könnte gehen. Sie lief schnell aus dem Zimmer, und ich hörte Schlösser klappern. Offenbar sicherte sie die Tür zusätzlich. Zurückgekommen, legte sie den Finger an den Mund, stand eine Weile vor mir und horchte, was im Haus vorging. Doch alles war still. Der Anflug eines Lächelns huschte über ihren kleinen aufgeworfenen, zerbissenen Mund. Unauffällig streckte ich meine Beine unter dem Tisch aus. Gern hätte ich den engen Stiefel ausgezogen, um die unerträglich brennenden Schmerzen wenigstens ein bißchen zu lindern. Ich hatte das Gefühl, als sei der ganze Fuß geschwollen. Er brannte wie Feuer.

Die Frau kam nahe zu mir heran und sah mir besorgt ins Gesicht. Ich verlor völlig die Beherrschung. Gestöhnt habe ich zwar nicht, aber ich war nahe daran.

„Tut Ihnen etwas weh?" fragte sie leise.

Ich nickte.

„Und was?"

„Der Fuß."

„Sind Sie verwundet?"

„Ich habe ihn mir aufgerieben und bekomme den Stiefel nicht mehr herunter."

„Kommen Sie herüber."

Sie kauerte sich vor mich hin und zog an meinem Stiefel. Das war mir peinlich, doch ich hatte keine Kraft mehr, mich zu widersetzen. Ich stöhnte nur noch. Sie hatte kleine zierliche Hände und dünne Fingerspitzen. Ich sah an ihren Fingernägeln Spuren von abgeblättertem rotem Lack. Sicher hatte sie sich schon sehr lange nicht mehr manikürt. Sie biß sich auf die Lippen und zog mit aller Gewalt an dem engen Stiefel, der sich nicht rührte. Schweiß rann ihr übers Gesicht. Endlich schaffte sie es. Ich erschrak, als ich den Fußlappen erblickte, den sie mit zwei Fingern auseinanderfaltete: ein schmutziger, blutiger Lappen mit schwarzen blankgewetzten Fersen- und Zehenabdrücken. Voller Abscheu warf sie ihn in die Ecke. Doch ich spürte, daß diese Abscheu nicht mir, sondern etwas anderem galt. Die Wunde am Fuß war ziemlich tief, allerdings nicht so schlimm, wie ich sie mir vorgestellt hatte. Als der Stiefel ausgezogen war, ließ der Schmerz nach. Ich empfand ein Wonnegefühl. Doch im gleichen Augenblick ließ mich ein neuer Schmerz aufstöhnen. Es war der verwundete Arm, den ich fast vergessen hatte. Ich konnte ihn nicht mehr bewegen. Die Frau betrachtete mich aufmerksam von Kopf bis Fuß und deutete mit den Augen auf den Ärmel meines Halbpelzes, der unterhalb der Schulter von einer Kugel durchschossen war.

„Und das da?" fragte sie.

„Eine Kugel", antwortete ich.

Sie schüttelte den Kopf.

„Und was sonst noch?"

„Nichts weiter."

„Gut", sagte sie leise. „Bleiben Sie sitzen."

Die Kohle wollte nicht brennen

Sie ging erneut aus dem Zimmer mit leichten, lautlosen Schritten. Starkes Fieber überwältigte mich, ich bekam Schüttelfrost und nahm kaum noch wahr, was um mich her vorging. Ich verlor jedes Zeitgefühl. Mal verrann die Zeit mit unwahrscheinlicher Geschwindigkeit, mal blieb sie plötzlich stehen, und in diesen unendlich belastenden Pausen, in denen die Zeit stillstand, hörte ich das kranke Mädchen hastig, unverständlich murmeln und aufschrein und die Pelzmäntel rascheln, die sie in ihrer Bewußtlosigkeit von sich zu werfen versuchte. Ich merkte, daß ich nicht mehr fähig war zu sitzen. Ich hatte Angst, die Besinnung zu verlieren und umzufallen. Mühsam zog ich meinen Halbpelz aus, warf ihn an der Wand auf den Fußboden und legte mich hin. Die Frau kam mehrmals herein und ging wieder hinaus. Sie wirtschaftete im Zimmer herum. Ich fiel etlichemale in einen Dämmerzustand.

Einmal erwachte ich von starkem Kohlenrauch. Die junge Frau kauerte vor einem kleinen Ofen, zündete Papier an und schüttete von oben feine Steinkohle darauf. Die Kohle wollte nicht brennen. Da biß sich die Frau auf die Lippen und spaltete mit einem Küchenmesser ein Federkästchen auf dem Fußboden. Es war tatsächlich ein Federkästchen. Ich kann mich noch gut daran erinnern. Auf dem Deckel klebte ein Abziehbild. Dieses Federkästchen gehörte sicher dem kranken Mädchen. Ich sah, wie die aus dem Federkästchen geschnittenen Späne brannten und hörte, wie der Ofen zu bullern begann. Eine zauberhafte Wärme breitete sich im Zimmer aus.

Ich erinnere mich, wie die Frau mir die Sachen auszog und die Wunde mit Jod betupfte. Ich schämte mich meiner schrecklichen Wäsche, aber ich war nicht imstande, mich zu wehren. Dann stellte sie eine Emailleschüssel mit warmem Wasser auf den Fußboden und forderte mich auf, den Fuß hineinzustellen. Sie kniete, und das kastanienbraune Haar fiel ihr ins Gesicht, als sie meinen Fuß wusch. Ich empfand ein Wohlbehagen, als der duftende Seifenschaum meinen entzündeten Fuß berührte. Sie brachte eine Garnitur Herrenunterwäsche herbei, einen dunkelblauen, nach Naphtalin riechenden Cheviotanzug und alte, noch ziemlich gut erhaltene Halbstiefel und sagte mir, ich solle mich umziehen. Nun saß ich auf einer kleinen Bank hinter dem glühenden Ofen, und der Schlaf übermannte mich. Oh, wenn Sie wüßten, welch eine Wohltat das war! Sie stellte einen Rasierapparat und einen Spiegel vor mir auf den Stuhl. Sie wollte, daß ich mich rasierte. Ich rasierte mich recht und schlecht, und sie rieb mir mit ihren kleinen, warmen Händen das Gesicht mit Eau de Cologne ab, dann puderte sie es. Das war sehr vorteilhaft, da der Puder die Kratzer auf meinen Wangen verdeckte. Mit einer

leichten Handbewegung gab sie mir zu verstehen, ich solle mich abwenden. Ich wandte mich ab. Sie hantierte hinter meinem Rücken. Ich wurde neugierig und schaute vorsichtig in den beschlagenen Spiegel des Frisiertisches. Das Zimmer spiegelte sich fast vollständig darin. Ich sah sie. Sie ging im Zimmer umher und suchte etwas in den Ecken. Sie bewegte sich schwebend, ruhig, aber unaufhörlich, als drehe sie sich in einem mir unverständlichen Rhythmus, wie eine langsam kreisende runde Schneeflocke. Manchmal hielt sie etwas Farbiges, Buntes, Leichtes, Duftiges in den Händen. Sie öffnete den Spiegelschrank. Das ganze Zimmer begann zu drehen und schwamm im Spiegel. Ich sah, wie sie hinter den pendelnden Spiegeln ging und dahinter stehenblieb. Nun war sie nicht mehr zu sehen. An ihre Stelle trat das schwankende, vom goldenen Gespinst des Nachtlichts umwobene Zimmer. Sie fuchtelte hinter dem Spiegel herum. Ich sah ihren entblößten Arm, der den Mantel, das Kopftuch und die Filzstiefel hinter dem Spiegel hervorwarf. Plötzlich klapperten Absätze. Da wurde mir klar, daß sie sich umzog. Ich beruhigte mich und beobachtete sie nicht weiter.

„Wissen Sie etwa nicht, daß heute Neujahr ist?“

Ich wurde von dem luftigen Rauschen eines Kleides geweckt, das durch das Zimmer schwebte. Die junge Frau ging mit einem leichten, bunten, festlichen Kleid, mit entblößten Armen und offenem welligem, kastanienbraunem Haar im Zimmer umher. Mit den hohen Absätzen wirkte sie größer, stattlicher. Von ihrem flatternden Kleid wehte ein warmer, luftiger Windhauch im Zimmer. Und ich saß wieder auf der Ofenbank und schaute zu, wie sie ein sauberes Tischtuch mit ukrainischer Stikkerei auf den Tisch deckte. Dann hielt sie kleine Tannenbaumkerzen in den Händen, dünne, abgebrannte Kerzen eines einstigen Neujahrsfestes, die sie vermutlich zur Erinnerung in der untersten Schublade ihres Garderobenschrankes aufbewahrt hatte. Sie zündete sie an, tröpfelte das farbige Wachs aufs Fensterbrett, auf den Frisiertisch und aufs Büfett und stellte die Kerzen darauf. Bald leuchteten die von zwei Spiegeln vervierfachten goldenen Lichterreihen weich und erfüllten das Zimmer mit Neujahrsglanz.

Sie kauerte sich vor das Büfett und holte eine Platte mit kaltem, gebratenem Fisch aus dem untersten Fach. Es war nur sehr wenig Fisch darauf, zwei oder drei Stückchen. Doch die Bedeutsamkeit und die strahlende Bescheidenheit, mit der sie mich zu Tisch bat, sagten mir, daß das kein alltägliches Abendbrot war, sondern eins, das mit einer weit zurückliegenden wunderschönen, festlichen Erinnerung verbunden war. Wir setzten uns einander gegenüber und begannen zu essen. Es war mir peinlich, aber ich konnte meinen Appetit nicht zügeln. Ich hatte seit drei Tagen nichts gegessen. Bemüht, nicht so hastig zu essen, ließ ich mir den Fisch, den ich für den besten Fisch der Welt hielt, schmecken. Die Frau aß kaum etwas. Sie sah mich mit strahlenden Augen an und genoß es offenbar, zum erstenmal nach all den dunklen Jahren mit einem Landsmann an einem Tisch zu sitzen und Abendbrot zu essen. Dann stellte sie zwei Weingläser auf den Tisch und füllte sie traurig lächelnd mit Wasser aus einem Tonkrug. Sie gab mir alles zu essen, was sie in ihrem einst wohlhabenden, nun aber verarmten Haus besaß, doch Wein konnte sie mir nicht anbieten. Sie hob das Weinglas und sagte: „Ein glückliches neues Jahr!“ Ich sah sie erstaunt an. Sie erwiderte meinen Blick mit einem offenen, strahlenden und zugleich unendlich traurigen Lächeln. „Ein glückliches neues Jahr“, wiederholte sie.
„Wissen Sie etwa nicht, daß heute Neujahr ist?“

Und plötzlich wurde mir klar, was diese Tannenbaumkerzen zu bedeuten hatten, die das Zimmer mit ihrem hellen Flackern erfüllten, dieses luftige, bunte Festkleid, und der Glanz dieser schönen Augen, in denen sich gleichsam ein anderes freudiges, strahlendes Feuer der Vergangenheit und der Zukunft spiegelte. Und zum erstenmal nach vielen Jahren erfüllten Zärtlichkeit und Wärme mein Herz.

„Ein glückliches neues Jahr“, sagte ich.

„Sie müssen gehen, es ist schon Morgen.“

Das Mädchen fuhr plötzlich hoch und versuchte aufzuspringen. Ihre Augen weiteten sich, und sie rief erschrocken mit sehr dünnem und sehr schwachem Stimmchen: „Marussja! Der Tannenbaum brennt! Lösch das Feuer! Die Watte brennt! Feuer!“

Die Frau eilte zu ihrer Schwester und versuchte sie zu beruhigen: Während sie das Eis im Eisbeutel wechselte, stützte ich meinen Kopf in die Hände und schlief ein.

Ich habe wahrscheinlich lange geschlafen. Als ich aufwachte, saß die Frau mir gegenüber, das spitze Kinn auf den festverschlungenen Händen, und weinte. Sie weinte völlig lautlos. Tränen rannen ihr übers Gesicht, und ich hatte das Gefühl, als spiegle sich in jeder Träne das reine, warme Licht einer Kerze. Ihr ganzes Gesicht strahlte von den flackernden Kerzen. Plötzlich ging sie zum Fenster, das mit einer Decke zugehängt war, und horchte. Ich horchte ebenfalls. Ich hörte, wie das Tor geöffnet wurde und der Hausmeister hustete. „Sie müssen gehen“, sagte sie, „es ist schon Morgen.“

Sie begleitete mich zur Tür.

„Ein glückliches neues Jahr“, sagte ich, küßte ihre zarte Hand und ging.

Das Tor war bereits geöffnet. Doch es war noch dunkel. Der aquamarinblaue Stern, der die ganze Zeit über dem Springbrunnen mit dem Reiher hoch am Himmel gestanden hatte, zog mit mir und führte mich auf die Straße. Der Wind hatte sich gelegt. Es taute leicht, wie es im Süden in der Neujahrsnacht häufig zu sein pflegt. Es begann langsam zu dämmern. Kläglich bimmelte die Kirchenglocke. Und die große Kraft, die mich all die Jahre beherrscht hatte, fing mich erneut und trug mich wie auf Flügeln durch die finstere, halbzerstörte, mit erloschenen Sternen übersäte Stadt. Doch nun schien mir diese Stadt nicht mehr entseelt.

Die Erzählung ist dem im Militärverlag erschienenen Buch „Das Echo der Kriegsjahre“ entnommen. Zwischenüberschriften von der Redaktion.

Illustration: Eberhard Schreier

Heidrun Hegewald

Die Rosa

Öl, 1987

Eine Frau steht allein auf den Bohlen eines nur wenig beleuchteten, hinter ihr leeren Raumes. Kalte Farben dominieren, lassen eine unterkühlte Atmosphäre entstehen. Eiseskälte schlägt der Gestalt entgegen, umklammert sie, aber vermag sie nicht zum Eisblock zu erstarren. Sie ruht in sich, steht fest und ist – man hat den Eindruck – unumstößlich. Die Figur strahlt zum Trotz Wärme aus und öffnet sich dem Gegenüber.

Es ist schwer, eine Persönlichkeit wie Rosa Luxemburg zu porträtieren. Die Berliner Malerin Heidrun Hegewald, deren Bilder stets problemgeladen und auf der Suche nach Wahrheit sind, hatte sich schon lange mit dem Gedanken getragen, die Rosa, ihre Rosa, zu malen – eine Frau, die sie verehrt und achtet, bewundert und schätzt. Sie hat das Bild so konzipiert, daß Rosa Luxemburg in Lebensgröße vor dem Betrachter steht. Man soll nicht zu ihr aufblicken wie zu einer Heiligen. Es sollte auch kein Denkmal werden. Sie zeigt eine Frau, die auf der gleichen Ebene steht wie der Betrachter und mit der er in Dialog treten kann. An dieser Stelle sei darauf verwiesen, daß das Bild entgegen dem Anliegen der Künstlerin meist zu hoch aufgehängt wird und die gewünschte Wirkung dadurch verloren geht.

Rosa Luxemburg war klein von Wuchs, und sie ist im Bild auch so dargestellt. Ihre schiefe Hüfte hat ihr bestimmt nicht geringe Beschwerden bereitet. Auf dem Gemälde steht sie trotzdem aufrecht, gerad, unbeugsam und fest. Damit hat die Künstlerin für charakterliche Eigenschaften eine bildhafte Form gefunden, die weit über das äußere Erscheinungsbild hinausgeht.

Rosa hat die Arme angewinkelt. Sie mußte sich durchboxen. Mit den Händen, die fest zupakkend, beinahe hart gemalt sind, hält sie die Revers des Mantels, der sich dabei öffnet. Das ist eine Geste, die eher an Männer erinnert, die beim Sprechen die Hände unter die Hosenträger schieben. Aber die Haltung der Arme und Hände wirkt dadurch kämpferisch, entschlossen und stark. Auch hier sind wieder Eigenschaften bildhaft sichtbar geworden, die ausweisen, wie schwer es Rosa Luxemburg gerade als Frau hatte.

Wenn sie auftrat, sprach sie immer mit Engagement und Enthusiasmus, sie verausgabte und öffnete sich den Zuhörern total, nahm sie mit ihren Ideen und ihrer Leidenschaft gefangen. In diesem Sinne zeigte sie ihre Gefühle, ihr Wissen und ihre Erkenntnisse. Mit diesem Offenlegen vermochte sie zu überzeugen, aber gerade das kostet auch unsagbare Kraft. Eine solche Anstrengung trägt der Redner vor der Masse ganz allein, und er findet auch nicht nur Zustimmung. Das Spektrum reicht bei der Ablehnung von Skepsis bis zum Haß. Heidrun Hegewald hat diese Kälte in unterkühlten, dunklen Farben gemalt.

Rosa steht allein da vorn, nur von einem imaginären Licht bestrahlt, das Räumlichkeit erzeugt und den Eindruck von Einsamkeit sowie das Gefühl des Fröstelns verstärkt. Kluge, denkende Menschen haben es immer schwer gehabt, besonders, wenn sie in Opposition zur herrschenden Klasse standen, intelligente Frauen haben es besonders schwer. Die Malerin hat der Rosa gelbe Augen gemalt. Gelb ist die Kennfarbe der Juden seit dem Mittelalter. Solche wie sie wurden als Hexe verbrannt, in Pogromen gelyncht, verraten, vergast, erschossen.

Rosa – zwiefach geschunden, Adler der Revolution und für ihr jüdisches Volk. Ihr Ringen war mühevoll, aber sie gab sich und ihre Ideen niemals auf. An Sonja Liebknecht, die sie fragte, warum alles so sei, schrieb sie im April 1917: „... ‚so' ist eben das Leben seit jeher, alles gehört dazu: Leid und Trennung und Sehnsucht. Man muß es immer mit allem nehmen und alles schön und gut finden ... Ich fühle instinktiv, daß das die einzige Art ist, das Leben zu nehmen, und fühle mich deshalb wirklich glücklich in jeder Lage. Ich möchte auch nichts aus meinem Leben missen und nichts anderes haben, als es war und ist."

Text: Dr. Sabine Längert
Reproduktion: Christoph Sandig

Erste Schritte

Da stehe ich nun
vor mir das Vierbettzimmer
eher zu klein
als wohnlich
weiter vier Schränke
nicht mehr das neuste Modell
wie mir scheint
und ein Tisch mit vier Stühlen
am Fenster
möchte ich sitzen

da stehe ich nun
und vor mir
(gehörte es nicht voran?)
drei Menschen
ungewohnt
denn es sollen, NEIN
denn es müssen
meine Kameraden werden

und ich stehe da
noch immer im Türrahmen
sprungbereit
weiß
daß die ersten Schritte
die wichtigsten sind.

Offiziersschüler Jens Tamme

Begegenheit mit Oberst N.

(derselbe, einen Soldaten verweisend, der sein Fahrzeug außerhalb der Spur über die Wiese des Übungsgeländes lenkte)

was machen sie denn da &
der ganze rasen hin & wir
sind schon froh das feld
hier zu haben & bringen
sie das gefälligst in
ordnung & legen sie
die grasnarbe wieder
zurecht & so daß man
nichts mehr sieht

ich sagte:
Soldaten, schützt eure Übungsplätze!

Unterfeldwebel d. R. Jörg Simon

Die sieben Brüder

Hat die Lausitzer Vergangenheit vom Heute gewußt? Als ich das Übungsdonnern der Gepanzerten vernehme, kommt sie mir in den Sinn. Die so sagenhaft von sieben Brüdern erzählte, die in der Erde drin schliefen und der nun alle sieben Jahre wiederum einer entstieg und die Menschen befragte, ob denn noch Friede auf ihr sei. Nur den letzten großen Krieg, den wollten sie dann gemeinsam ausfechten, bis dahin aber schlafen. Und eine schöne, gute Zeit, die sollte nach diesem anbrechen. Glauben wir doch dieser Sage! Es ist ja eine schöne und auch gute Zeit hier nach dem großen Letzten. Keiner der sieben Brüder schläft noch. Der eine in greifbarer Nähe tut selbst derzeit alles dafür, munter zu bleiben. Schade, daß man sich von den sieben Schlafenden und dem einen Fragenden und dem schließlichen Danach nur in unserer Gegend erzählte.

Hauptmann a. D. Harald Linstädt

Nur eine Lerche

widersprach
dem echoknall der mig.
der specht klopfte
sein nistloch in eine rakete.
umzäunte wälder
atmeten schwer.

Gefreiter Bert Olle

Redaktion: Oberstleutnant Waldemar Seiffert
Illustration: Karl Fischer

Du

bist in mich
eingebrochen.
Ich
habe dich
aufgebrochen
und dir
Wunden beigebracht,
aus denen tropft
Haß
in den wässrigen
Spiegel.
Mein Selbstbildnis
zittert.

Leutnant d.R.

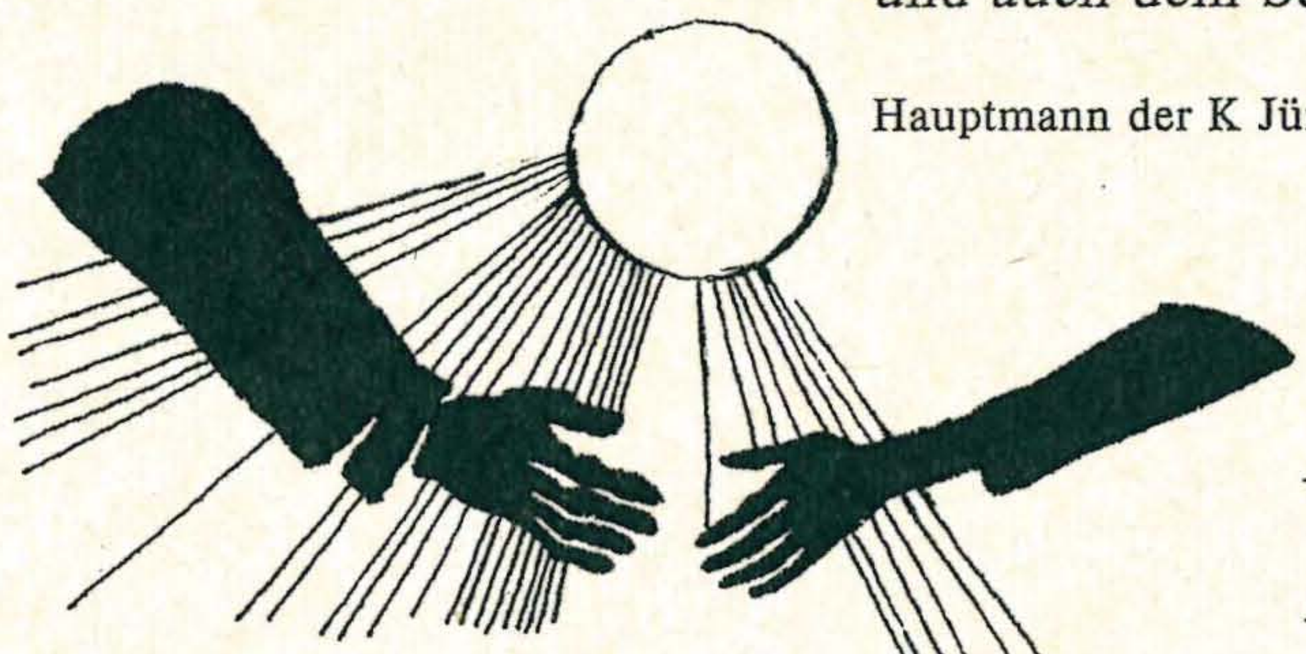
Die leisen Töne

Es sind die leisen Töne, die ich liebe.
Ein sanftes Wort vielleicht. Ein Flüsterton.
Ein zartes „Du", bei dem ich gerne bliebe,
und wenn ich gehen muß, dein „Schon?"

Es sind die leisen Töne, die ich liebe.
Und ein Gedicht, das ich kaum hörbar schriebe.
Es sind die leisen Töne, die ich liebe.

Das leise Ticken einer Pendeluhr.
Ein Wort nur „Bleib", bei dem ich bei dir bliebe,
und auch dein Schweigen. – Doch das nicht nur.

Hauptmann der K Jürgen Molzen



Mirko Schwanitz

Vom Erwachsenwerden

Mein Leben trennt sich dem Deinen ab.
Das ist der Lauf der Dinge.
Ich hab kein Anrecht auf Dein Tun.
Und nichts sei, daß mich zwinge,
auf Deiner Bahn zu wandeln.

Jedem sein Leben
und seinen Weg,
auf dem er unsicher wandelt.
Doch lächelnd beim Vorübergehn
und das man einander behandelt
wie zwei, die eins warn
und nun nicht mehr sind.
Und manchmal bei Dir sein
und dann wie ein Kind.

Feldwebel d.R. Jörg Schäwe

An die ungeborenen Verse

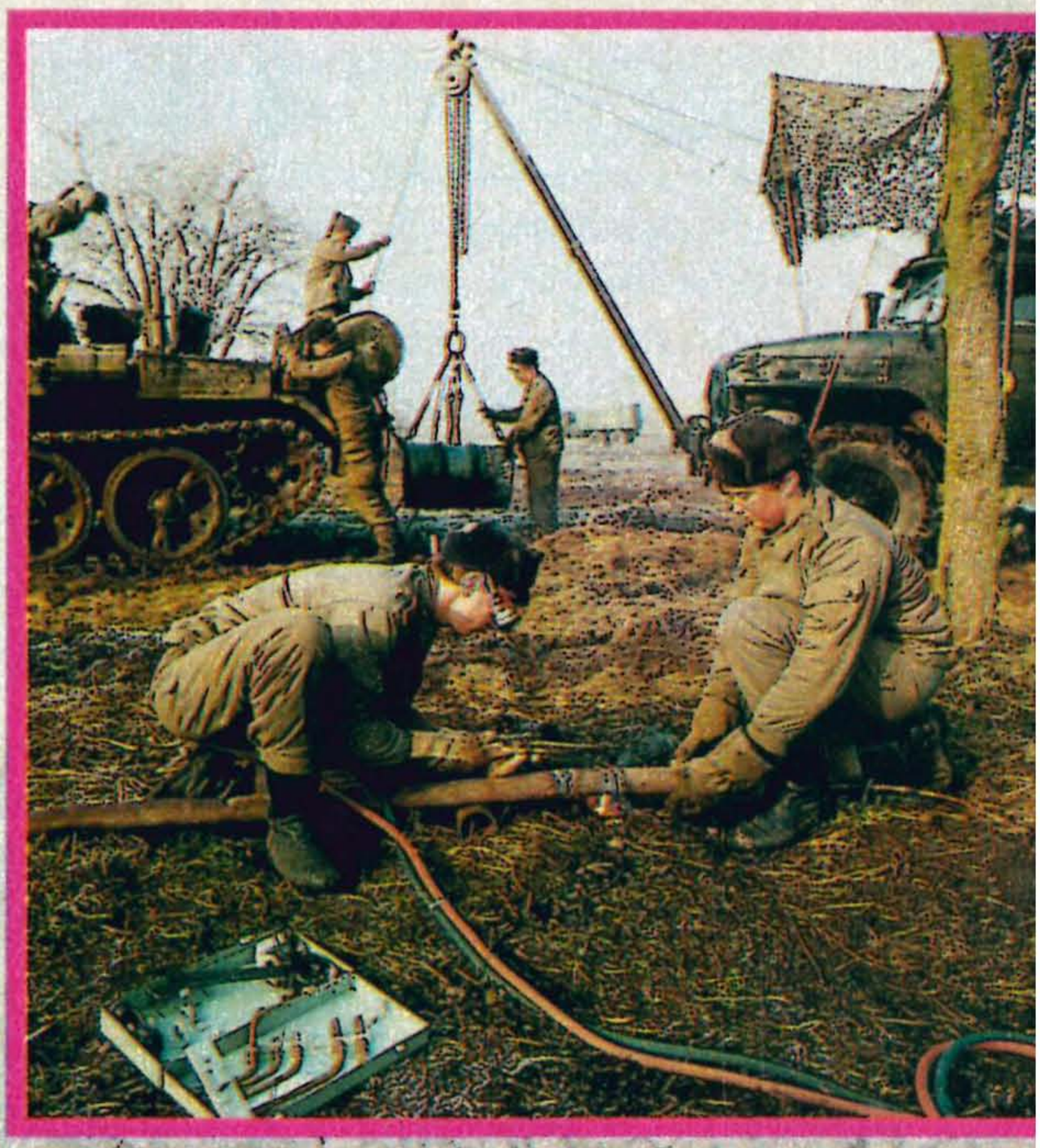
Meine schönsten Gedichte
sind die,
die keiner kennt.
Die ein Traum für mich bestellte.
Die ich, erwachend,
schon ganz anders wieder dachte.

Meine schönsten Gedichte
sind die,
die keiner kennt.
Die auftauchen zwischen zwei Sonnen-
strahlen.
Die der Wind zerreibt,
bevor ich sie zu Ende gedacht.

Kurt Scharf

Winter im Winter

Wegen eines Winterbeitrages für die „Armeerundschau" kämen wir, antworteten wir dem KC der Instandsetzungskompanie auf seine Frage, wie er uns helfen könne. Major Reisig überlegte kurz und sagte dann lächelnd, da sollten wir zu der etwas abgelegen untergezogenen PWIE gehen. Zwar wäre die Besatzung noch



Soldat Olaf Hauptmann hatte die Berechtigung zum Schweißen schon, bevor er zur Armee kam; hier bleibt er in der Übung

Wenn ein Panzer mit Bergtechnik gebracht wird, kommt die Besatzung mit.
Damit das Gefechtsfahrzeug schnell wieder einsatzbereit wird, kommt es auf jede Hand an.

nicht lange zusammen, hätte aber schon recht ordentliche Ausbildungsergebnisse.

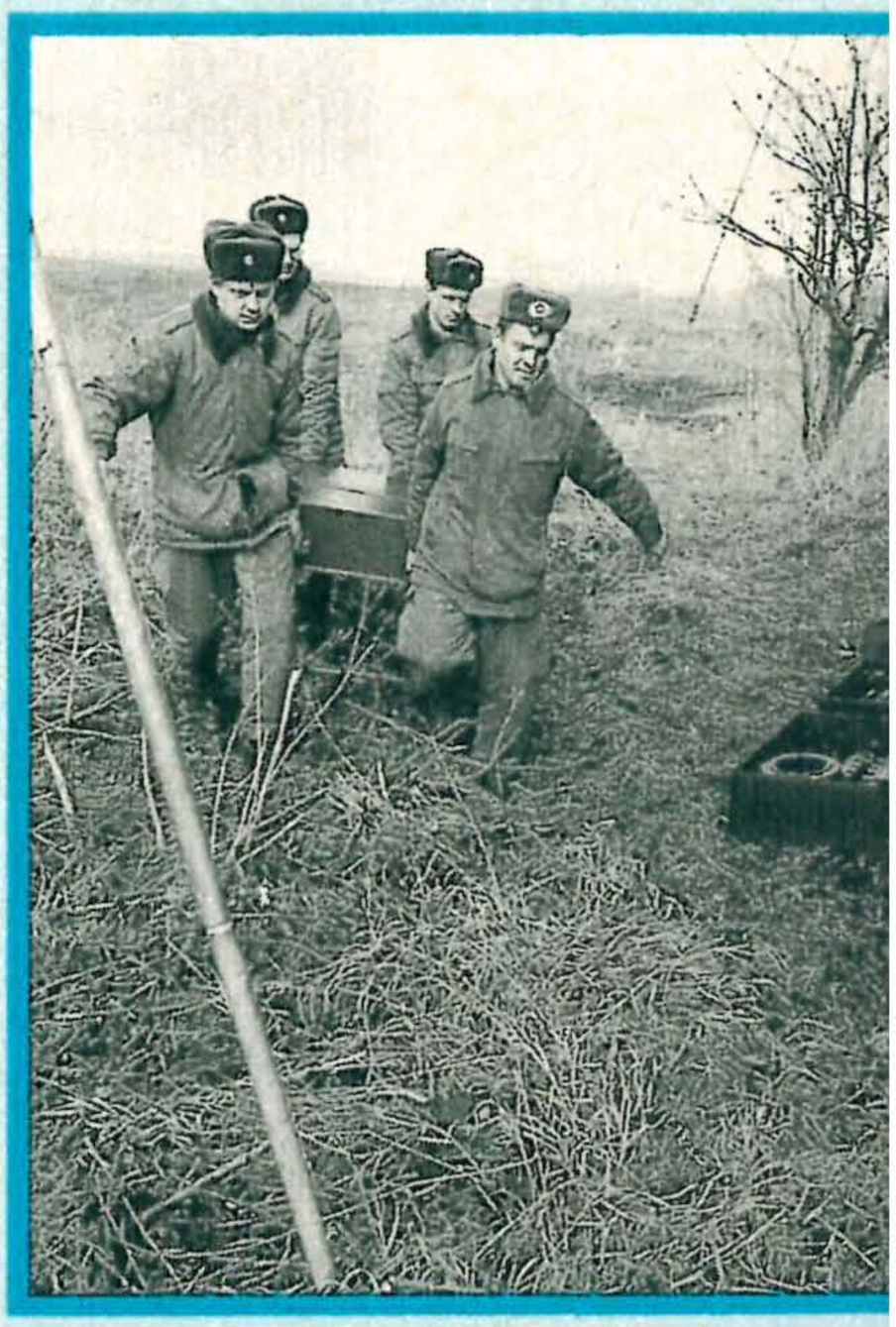
Als wir an dem bezeichneten Ort ankommen, bugsiert Soldat Bernd Trudwig den Ural gerade zwischen Bäumen und Stümpfen hindurch: rechts einschlagen, noch ein wenig zurückstoßen, jetzt gerade – und halt! Exakt nach den Flaggenzeichen seines Gruppenführers lenkt der Soldat sein Kfz durch das Gehölz, bremst und stellt schließlich den Motor ab. Der Unteroffizier nennt seinen Namen: Winter. Deshalb also das verschmitzte Lächeln des Kompaniechefs ...

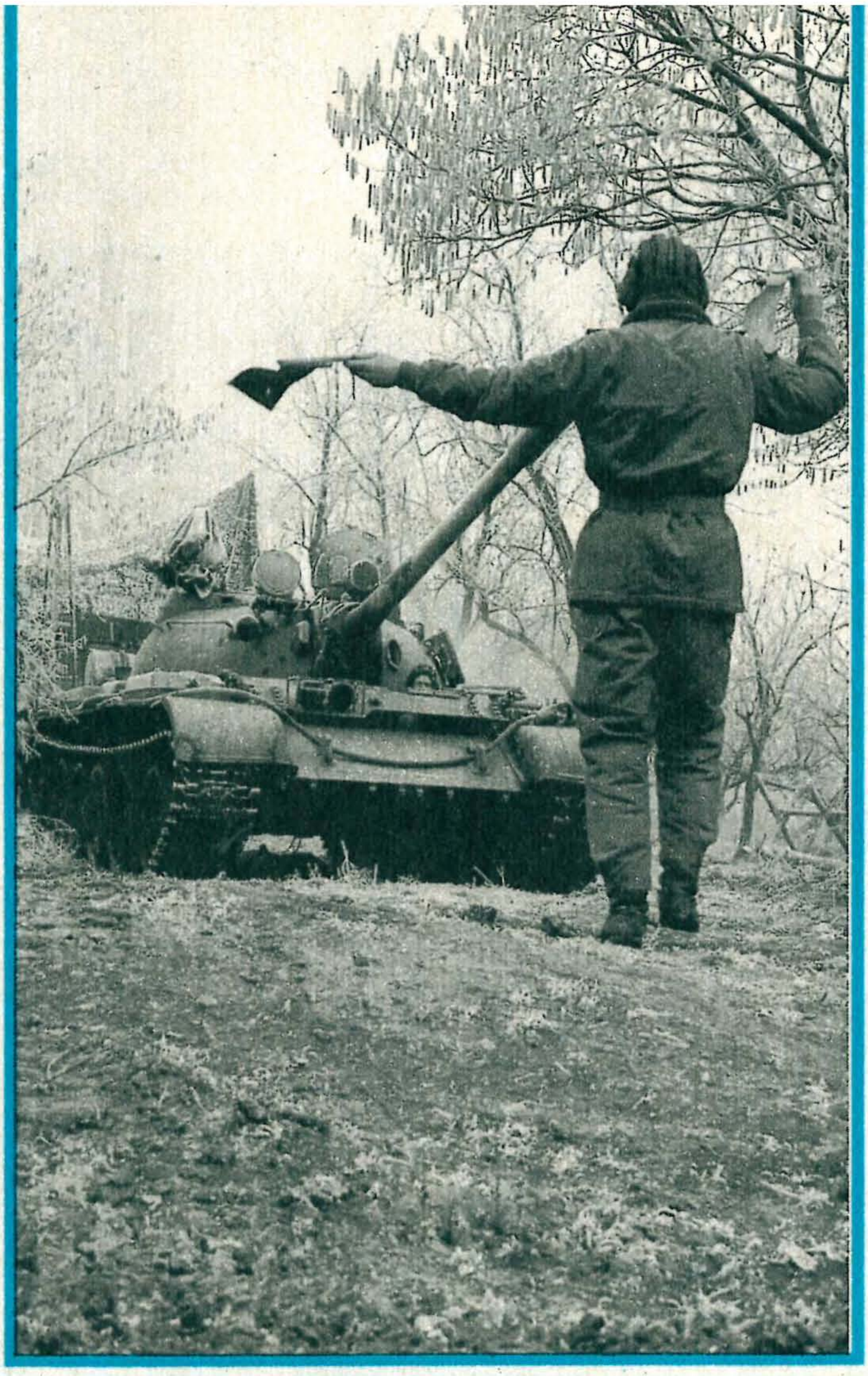
Kein schlechtes Plätzchen, das sie sich ausgesucht haben, um ihre Werkstatt zu entfalten – genauer: Panzer-Wartungs- und Instandsetzungseinrichtung (PWIE). Das Gelände, so der Unteroffizier, böte in Verbindung mit dem Tarnnetz, an dem sich alle fünf auch sofort zu schaffen machen, eine gute Tarnung gegenüber der Luftaufklärung. Ob damit bei dieser winterlichen spezialtaktischen Übung der Instandsetzungskompanie des Robert-Uhrig-Regiments in der Tat auch zu rechnen sei, stehe auf einem anderen Blatt. Aber von Anfang an sollen die Soldaten lernen, sich und ihre Technik nicht unnötigen Gefahren auszusetzen. „Im Sommer, wenn man sich unter Laub- oder Nadelbäumen selbst mit einem Ural gut verstecken kann, gibt es da sicher weniger Probleme", sagt Genosse Winter. „Jetzt, in der kalten Jahreszeit hingegen, ist es weitaus komplizierter, so einen Arbeitsplatz unter freiem Himmel einzurichten. Zum Beispiel eine feste hölzerne Unterlage für den Werkstattwagen zu finden und auch für das zu reparierende Fahrzeug, um ein Festfrieren der Reifen oder Ketten am Boden zu verhindern." Weiter gilt es zu beachten, daß die Arbeitsstelle selbst, Ersatzteile, Werkzeuge und Vorrichtungen bei einsetzendem Schneefall schnell mit Planen abgedeckt werden können. Aber all dies hat der erst 20jährige Berufsunteroffizier in der Manier eines alten Hasen bisher gut organisiert, eingeteilt und berücksichtigt. Und weil sie alle auch zupacken können und jeder genau weiß, was er wann zu tun hat, erreichten die vier Soldaten gemeinsam mit ihrem Vorgesetzten die geforderten Normzeiten für das Entfalten der PWIE und das Einrichten des Anbaukranes während dieser ersten Technikausbildung der I-Kompanie gleich auf Anhieb. So jedenfalls sehen sie es selbst.

Zu Winters Leuten gehören außer dem Kraftfahrer noch die beiden Schlosser Jörg Scheeler und Kai Langner sowie der Panzerelektriker Olaf Hauptmann. Der 25jährige Kfz-Elektriker vom Hochbau Nordhausen stieß als Fachmann auf seinem Spezialgebiet zu dem Trupp. „Strom und Spannung – das ist im Prinzip bei jeder Maschine dasselbe", meint Soldat Hauptmann. „Aber die konkrete Praxis mit der Armee-Technik, die bekam ich hier erst richtig mit." Seine Aufgabe bestehe erst mal darin, alle anfallenden elektrischen Mängel zu beheben. Schwerpunkt dabei ist die Innenbeleuchtung der gepanzerten Fahrzeuge, hat er inzwischen mitbekommen. „Wenn die übers Übungsgelände toben, oder zu schnell auf ausgewaschenen Marschstraßen fahren, geht oft etwas kaputt." Jedoch – auch wenn der Soldat von sich

Als Kraftfahrer/Schlosser kann Soldat Trudwig natürlich auch das Diesel/Benzin-Elektroaggregat anfahren

Die „Schlossersoldaten" Kai Langner (vorn) und Jörg Scheeler in ihrer fahrbaren Werkstatt





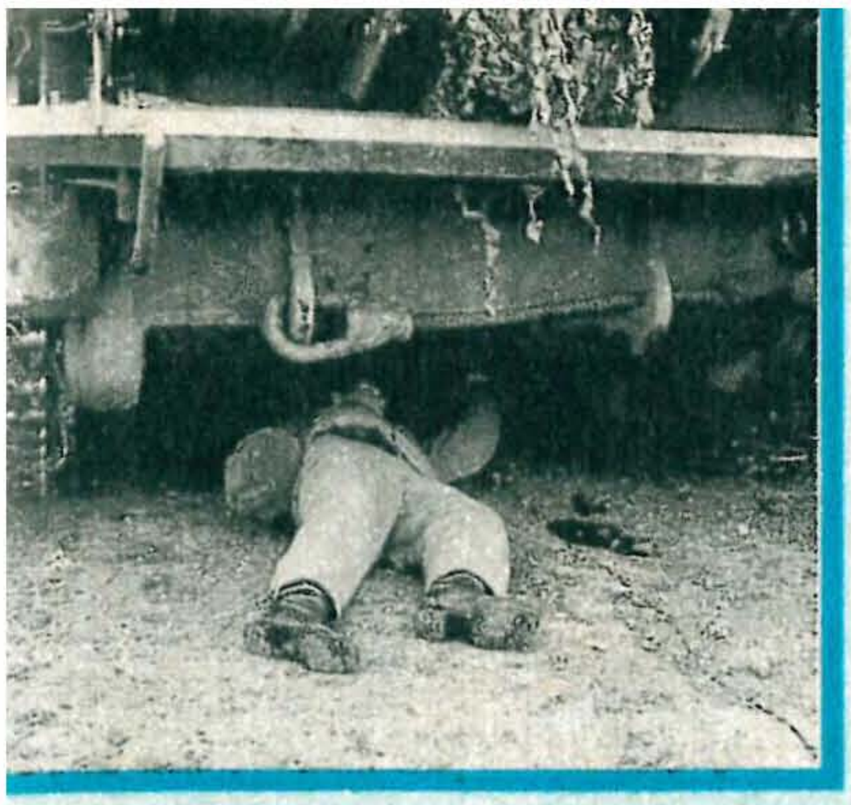
behauptet, er repariere alles, was anfällt, sei Elektriker dennoch nicht gleich Elektriker. Die Lichtmaschine eines Panzers unterscheide sich doch etwas von der in Baufahrzeugen, womit er es im Betrieb vornehmlich zu tun hatte. Allerdings etwas mehr Ordnung sei in ihrer Werkstatt. „Da sind wir alle fünf hinterher, guckt jeder ein bißchen auf den anderen. Ich jedenfalls kann's partout nicht leiden, wenn ich bei der Arbeit bin und nach jedem Schlüssel erst minutenlang suchen muß."

Braucht auch nicht zu sein. Denn der Kofferaufbau des PWIE ist mit allem ausgerüstet, was benötigt wird, um die Einsatzmöglichkeiten der Werkstatt voll ausschöpfen zu können. Und das sind nicht wenige. Beispielsweise können die Genossen um Michael Winter die verschiedenen Baugruppen der Panzertechnik mit Ölen und Schmiermitteln auffüllen und abschmieren, Baugruppen und Einzelteile der Motoranlage, der Kraftübertragung und des Laufwerks instandsetzen oder auswechseln. Sogar eine „Waschmaschine" für Luftfilter gibt es in dem äußerlich recht tristen Ural-Kofferaufbau. Und jedes Werkzeug hat in den ...zig verschiedenen Schüben und Fächern seinen Platz. Das geht vom kleinsten Maulschlüssel (SW 7–5,5), Schrauben und Muttern verschiedenster Größen, Feilen und Schläuche über Brechstange, Axt und Vorschlaghammer bis hin zur Bohrmaschine, natürlich mit Ständer. Zur Ausrüstung der PWIE gehören neben vielem anderen auch ein Kranausleger mit einer Tragkraft bis 1,5 Tonnen, das Benzin-Elektroaggregat für autonome Stromversorgung und der Mehrzweckvorrichtungssatz JEKUP: Spezialwerkzeuge zum Abziehen der Laufrollen von Panzertechnik. Sie sind allesamt in vier Kisten untergebracht, wovon jede ihre 100 Kilogramm wiegt. Somit kommen die Träger trotz der herrschenden Minusgrade ziemlich ins Schwitzen, als sie sie beim Entfalten der Werkstatt zu dem vorgeschriebenen Abstellplatz schleppen.

Die fünf haben ihre Aufbaunorm auch unter den erschwerten Bedingungen im Unterholz geschafft, obwohl sie dies ebenfalls zum ersten Mal in dieser Zusammensetzung übten. Lobesworte der Kontrolloffiziere vom vorgesetzten Stab folgen – mit einer kleinen Einschränkung: Nicht ganz nach dem Entfaltungsschema aus der Vorschrift hätten sie allerdings ihren Arbeitsplatz eingerichtet, einige Abstände und Abmessungen wichen von den vorgeschriebenen ab. Zweifellos ein Wermutstropfen. Klar, Unteroffizier Winter und seine Männer kennen das Schema – nur hält sich die natürliche Umgebung nicht immer daran. Aber als der Kompaniechef ihnen den gerade bei einer Übungsfahrt liegengebliebenen T-55 zur Instandsetzung überläßt, versöhnt sie dies wieder Vielleicht war es also doch nicht so falsch, das eine zu tun und das andere dabei nicht zu vergessen?

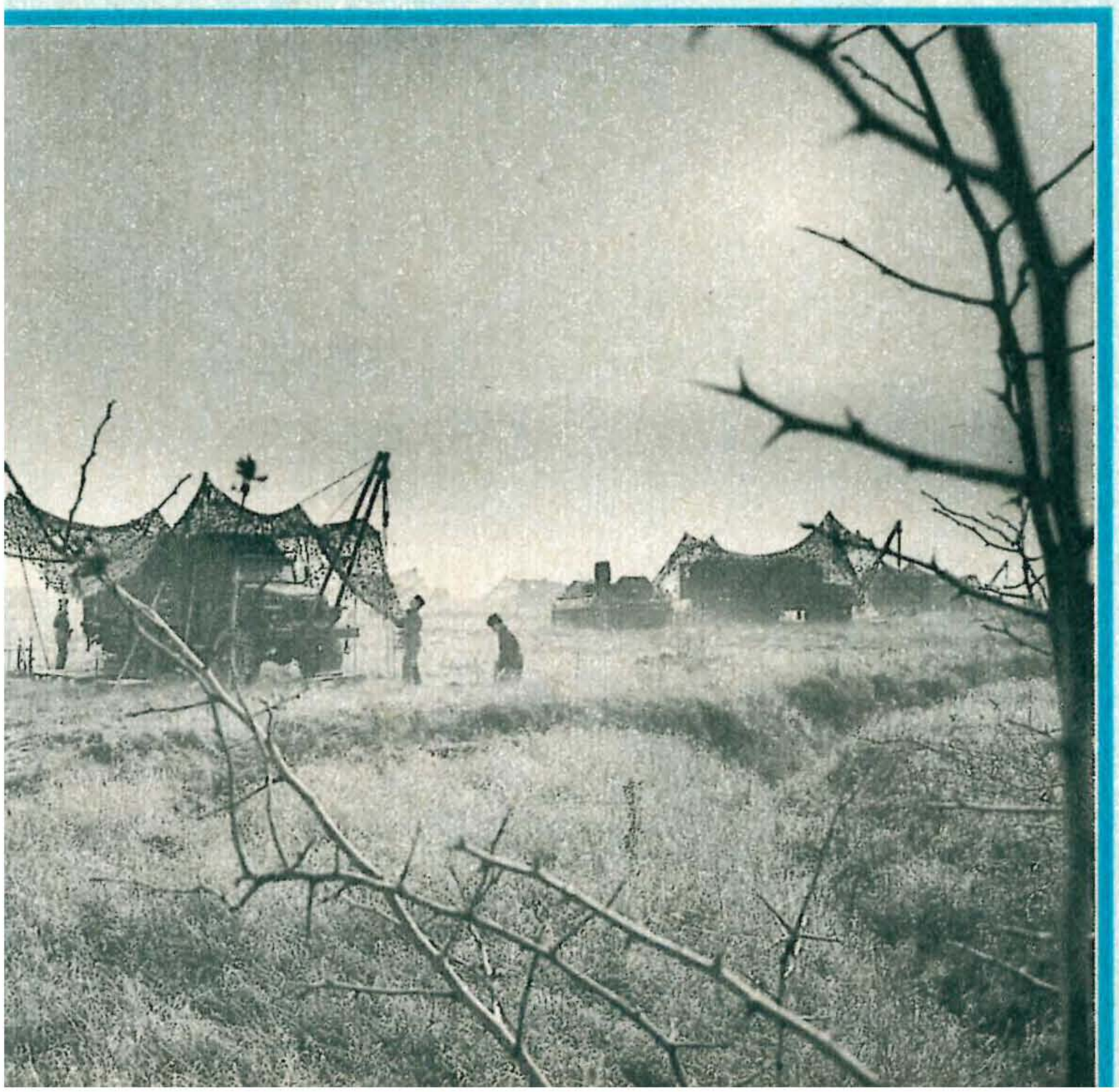
Vergessen werden die fünf ihr erstes Feldlager mit der I-Kompanie ohnehin nicht so schnell. Haben sie doch hier draußen mitbekommen, daß auf so einem Übungsplatz der Wind wirklich etwas schärfer weht als in der Kaserne – auch wenn es manchmal nicht so scheint.

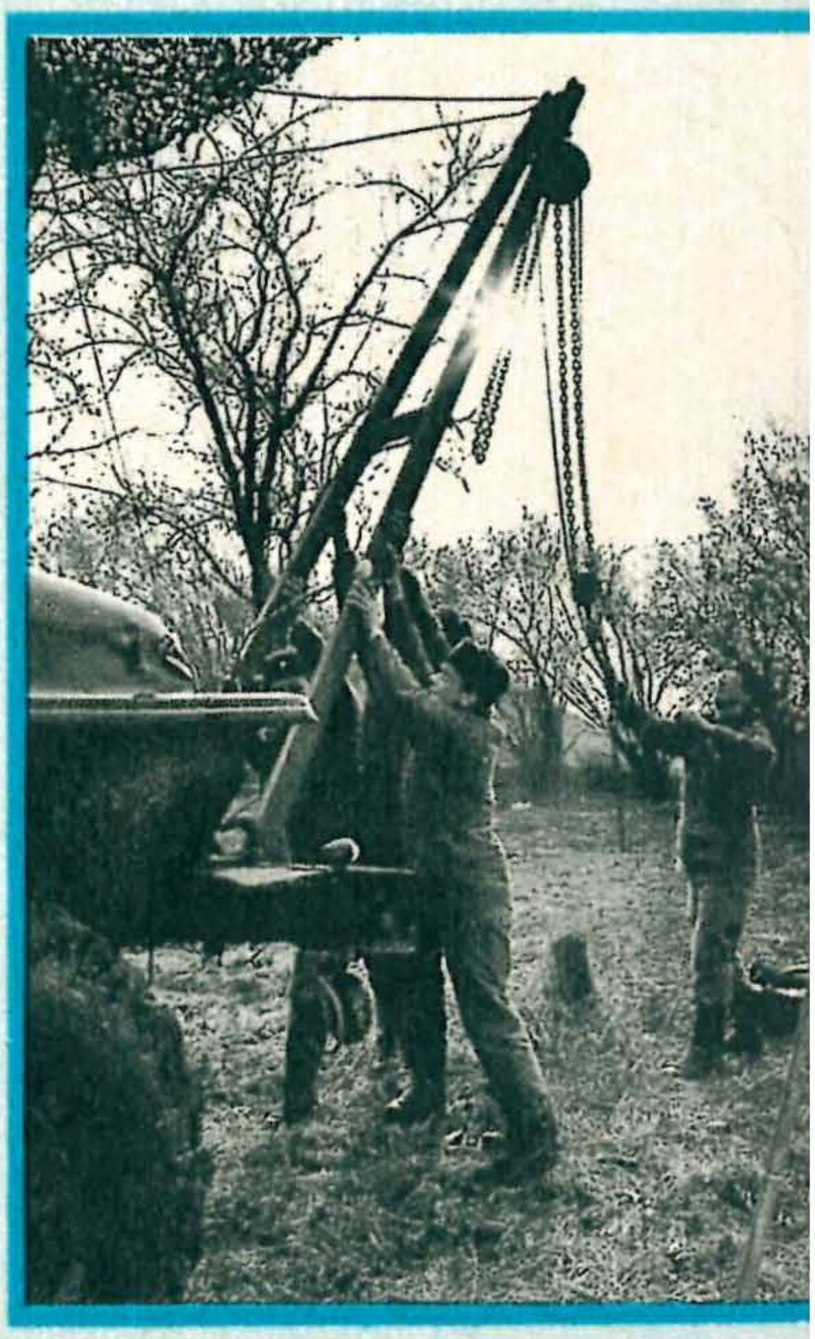
Text: Oberstleutnant Ulrich Fink
Bild: Manfred Uhlenhut



Ob beim Abtarnen, dem Einrichten des Arbeitsplatzes oder den Instandsetzungsarbeiten – jeder packt mit an.

Rauszufinden, woher das Öl kommt, ist die nicht geplante Einlage für die Instandsetzungsgruppe von Unterfeldwebel Winter.





Walter Flegel

Die Birken von Wolgograd

Hab mit einer von ihnen gesprochen,
die früher ein Mädchen war.
Ich hab ihre Haut gerochen,
berührte ihr windwarmes Haar.

Ich nahm ihr Gesicht in die Hände
und spürte den weinenden Fluß,
das Beben der Bunkerwände
im ununterbrochenen Beschuß.

Das Mädchen hat vielen Soldaten
gelindert die schmerzscharfe Not.
Stets ist ihr das Lächeln geraten,
erleichterte manchem den Tod.

Sie wurde von Splittern getroffen
an einem Dezembertag,
als unaussprechbares Hoffen
schneeweiß auf der Steppe lag.

Sie ist mit der Stadt auferstanden,
hat zahllose Schwestern um sich,
die wieder zusammenfanden,
und heiter begrüßen sie mich.

Das Birkenlaub gibt dem Oktober
der Wolgastadt russisches Licht;
In ihm wirbelt Staubduft der Schober,
der bitter wie Wermutkraut riecht.

Illustration: Fred Westphal

Der Petersburger Blutsonntag

Der 9. (22.) Januar 1905 begann in Petersburg neblig-trüb und kalt. Die Hauptstadt des russischen Staates bot ein ungewohntes Bild. Aus den Außenbezirken der Stadt bewegten sich zahlreiche Menschenkolonnen auf das Zentrum zu. Den Zügen voran gingen Geistliche in Meßgewändern oder Kutten, in den Händen bunte, bestickte Kirchenfahnen, Kreuze oder Darstellungen von Heiligen. Ihnen folgten ärmliche, ausgemergelte Menschen, festlich geschmückt. Viele Frauen hatten Kinder an der Hand, fromme Lieder singend. Der Pope G.A.Gapon schritt an der Spitze der größten Marschsäule aus dem Narwa-Stadtbezirk; in den Händen hielt er feierlich ein Dokument, unterzeichnet von Zehntausenden Arbeitern, welches dem Zaren überreicht werden sollte.

Darin hieß es: „Herrscher! Wir Arbeiter und Einwohner der Stadt Sankt Petersburg verschiedener Stände, unsere Frauen und Kinder und unsere hilflosen greisen Eltern sind auf der Suche nach Wahrheit und Schutz zu Dir, Herrscher, gekommen. Wir sind verelendet, wir werden unterdrückt, mit übermäßiger Arbeit belastet, man schmäht uns, man erkennt uns nicht als Menschen an, man behandelt uns als Sklaven, die ihr bittres Los erdulden und schweigen müssen. Wir haben geduldet, aber wir werden immer tiefer in den Sumpf der Armut, der Rechtlosigkeit und der Unwissenheit gestoßen, werden von der Despotie und Willkür gewürgt, und wir ersticken. Wir halten es nicht länger aus, Herr. Die Geduld hat ihre Grenze erreicht. Für uns ist jener furchtbare Augenblick eingetreten, wo der Tod besser ist als die Fortdauer der unerträglichen Leiden.“

In der Bittschrift wurden die dringendsten Forderungen des Volkes genannt: Herabsetzung der Steuern, allmähliche Übergabe des Bodens an das Volk, Achtstundentag, Beendigung des Krieges, Freiheit der Streiks und der Arbeiterverbände, politische Freiheiten, allgemeine, gleiche und geheime Wahlen zu einer konstituierenden Versammlung. Das erschütternde Schriftstück schloß mit der Aufforderung: „Befehle und schwöre, sie zu erfüllen, und Du wirst Rußland glücklich und berühmt machen und Deinen Namen in unsere und unserer Nachfahren Herzen für ewige Zeiten einprägen, wenn Du aber nicht befiehlst, unser Flehen nicht erhörst, werden wir hier, auf diesem Platz, vor Deinem Palast sterben. Wo sollen wir auch hin und wozu? Wir haben nur zwei Wege: entweder zu Freiheit und Glück oder ins Grab. Mag unser Leben ein Opfer für das leidgeprüfte Rußland sein. Uns ist dieses Opfer nicht zu schade, wir bringen es gern.“

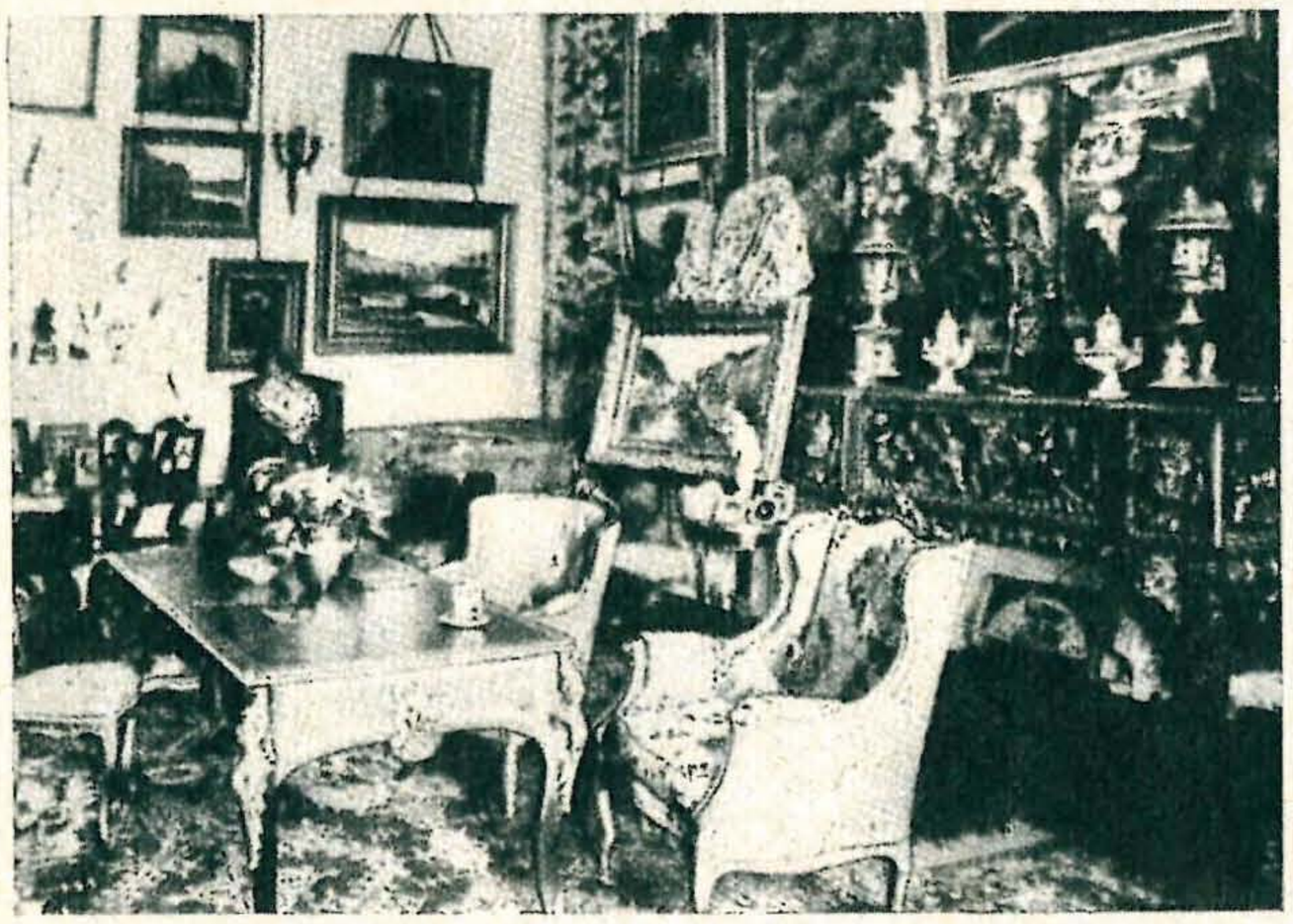
Zar Nikolaus II., Nikolaus Romanov, war absoluter Herrscher mit beinahe uneingeschränkten Machtbefugnissen. Er erließ Gesetze, ernannte Minister und Würdenträger und setzte sie nach eigenem Ermessen wieder ab. Er verfügte selbstverständlich über Armee und Flotte, über den gesamten Beamten- und Hofapparat. Ihm zur Seite stand ein Ministerrat mit einem Ministerpräsidenten und einem Vorsitzenden des Ministerkomitees, die nur ihm verantwortlich waren. Das von Nikolaus II. regierte Rußland war an der Jahrhundertwende ein imperialistischer Staat mit zahlreichen feudal-fronherrschaftlichen Überresten in der politischen und agrarischen Struktur. Lenin kennzeichnete die Verhältnisse mit den Worten: „der rückständige Grundbesitz, das unkultivierteste Dorf – aber fortgeschrittenster Industrie- und Finanzkapitalismus!“ 77 Prozent der Bevölkerung waren in der Landwirtschaft beschäftigt, aber von diesen 85 Millionen Menschen hatten 70 Millionen kein eigenes Land oder besaßen davon so wenig, daß sie sich nicht von der Landwirtschaft ernähren konnten. Sie waren so arm, daß sie sich kaum kleiden konnten und jährlich Tausende, ja Zehntausende an Hunger starben. Die trotz der 1861 aufgehobenen Leibeigenschaft verbliebenen feudalen Fesseln verhinderten eine Umwandlung in eine kapitalistische Landwirtschaft oder die Abwanderung der Bauern in die Städte. Doch auch dort, wenn ihnen die Flucht gelang, erwartete sie nichts Besseres. 1897 war ein Gesetz erlassen worden, wonach der Arbeitstag in

der Industrie elfeinhalb Stunden betragen sollte, jedoch waren 13 bis 14 Stunden an der Tagesordnung. Der geringe Lohn reichte kaum für eine einzelne Person, geschweige für den Unterhalt einer Familie. Hinzu kamen der Zwang, in Werkgeschäften zu kaufen, was zu einer ständigen Verschuldung der Arbeiter führte, und das Strafsystem durch Geldbußen in den Fabriken. Lenin stellte fest, daß Arbeiter und Bauern in Rußland nicht so sehr unter dem Kapitalismus litten, wie unter dessen ungenügender Entwicklung. Rund 10 Millionen Arbeiter, mit ihren Familien ca. 22 Millionen Menschen, lebten in den Städten in bitterer Not, in Baracken, Kellern oder in ländlichen Außenbezirken der Städte, in Hütten und Katen.

Jedoch nicht nur Arbeiter und Landbevölkerung litten im zaristischen Rußland: die kleinbürgerliche Intelligenz, Angestellte und Handwerker befanden sich in einer ähnlich traurigen Lage. Die Unzufriedenheit im Lande steigerte sich mehr und mehr. Um die Widersprüche nach außen abzulenken, bereitete der Zarismus einen Krieg im Fernen Osten vor. Es ging um den Einfluß in China und Korea; beides Länder, die noch nicht vollständig einzelnen imperialistischen Machtbereichen zugehörten und um die deshalb die Großmächte rangen. Der russisch-japanische Krieg (1904/05) war ein von beiden Seiten imperialistischer Raubkrieg um fremde Gebiete, auf die beide Staaten keinen rechtmäßigen Anspruch hatten.

Die russischen Truppen erlitten sofort schwere Niederlagen, sowohl zu Lande als auch zu Wasser, die verheerende Folgen hatten und die wirtschaftliche Schwäche, militärische Rückständigkeit, Korruption in Staat und Armee sowie die schlechte Ausbildung der Soldaten sichtbar machten. Der Krieg verschärfte alle Widersprüche die der Zarismus eigentlich hatte lösen wollen. Das Volk verelendete durch den Krieg noch mehr.

Auf dem II. Parteitag der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Rußlands (SDAPR) 1903 war der Prozeß der Herausbildung einer Partei neuen Typs, d.h. einer marxistischen Arbeiterpartei, die theoretisch und praktisch den Kampfbedingungen in der imperialistischen Epoche entsprach, abgeschlossen worden. In dem Land, in



Wohnung eines Petersburger Bourgeois

Schlafsaal von Arbeitern der Prochorowschen Manufaktur

dem sich die imperialistischen Widersprüche am schärfsten zeigten, entstand die fortgeschrittenste Partei des Proletariats. Dies war vor allem das Verdienst Lenins.

Um diese Bewegung zu unterlaufen und abzuschwächen, begannen Regierung wie auch Monopolbourgeoisie, Organisationen ins Leben zu rufen, die die unwissenden Menschen an die bestehenden Verhältnisse binden sollten. So gründete im

Infanterieoffizier

Kavallerist

Garde-Infanterist

Aufrufe der Bolschewiki an die Arbeiter, in denen die Nutzlosigkeit von Bittgesuchen an den Zaren erklärt werden.

Kosak
(Regiment Orenburg)

Unteroffizier
der Feldartillerie

Plakat mit Karikatur Zar Nikolaus II.

Gewehr Mosin Modell 1891

Artillerie-Dussak

Revolver
Nagant 1895

Seitengewehr

Februar 1904 der Pope G.A.Gapon in Petersburg den Verein russischer Fabrik- und Werkarbeiter. Unterstützung erhielt diese Organisation und besonders ihr Gründer von der russischen Geheimpolizei. Es wurden Lesungen aus religiöser und monarchistischer Literatur durchgeführt und Angehörige der Geheimpolizei sprachen vor den Arbeitern. Die Bolschewiki erkannten die Verderblichkeit dieser Tätigkeit, bemühten sich, in diese Organisation einzudringen und sie mit revolutionärem Ideengut zu erfüllen. Die von den Bolschewiki geführte Arbeiterbewegung verkörperte in Rußland das fortgeschrittenste der drei politischen Lager.

Am 9. (22.) Januar 1905 zogen etwa 140 000 Petersburger Arbeiter zum Winterpalais

Streikende Arbeiter vor den Putilow-Werken, Anfang Januar

Es existierte noch das bürgerlich-liberale oppositionelle Lager mit der liberalen Bourgeoisie an der Spitze, die mit ihrer Beteiligung an der politischen Macht unzufrieden war und für eine breitere Entwicklung des Kapitalismus eintrat. Sie fürchtete aber eine Revolution und benötigte die Machtmittel des Staates, um die Arbeiterklasse ökonomisch gefügig zu halten. Auch war die Monopolbourgeoisie an der Eroberungspolitik des Zarismus interessiert, die neue Rohstoffquellen und Absatzmärkte bringen sollte.

Das dritte und reaktionärste Lager war das Regierungslager. Beamte und hohe Offiziere kamen zumeist aus dem Adel. Sozialökonomische Grundlage war der fronherrschaftliche Gutsbesitz.

Seit der Wirtschaftskrise 1900–1903 kam es sowohl auf dem Lande als auch in den Fabriken immer häufiger zu Aktionen der Bauern und Arbeiter. In den Städten blieb es nicht bei ökonomischen Forderungen, sondern der Ruf „Nieder mit der Selbstherrschaft“ erscholl immer häufiger und lauter. Am 2.Januar 1905 begannen die Arbeiter des wichtigsten Petersburger Rüstungsbetriebes, des Putilow-Werkes, mit einem Streik, obwohl dort der Gaponsche Verein dominierte. Den Bolschewiki war es gelungen, ihre Forderungen in die Arbeiter hineinzutragen. Der Streik griff auf andere Betriebe, Fabriken, Werke über und weitete sich am 8.Januar zum Generalstreik aus. Die gesamte Wirtschaft in Petersburg ruhte: kein Licht, kein Wasser, keine Zeitungen, kein Handel, kein Verkehr.

In dieser Situation schlug Gapon vor, dem Zaren eine Bittschrift der

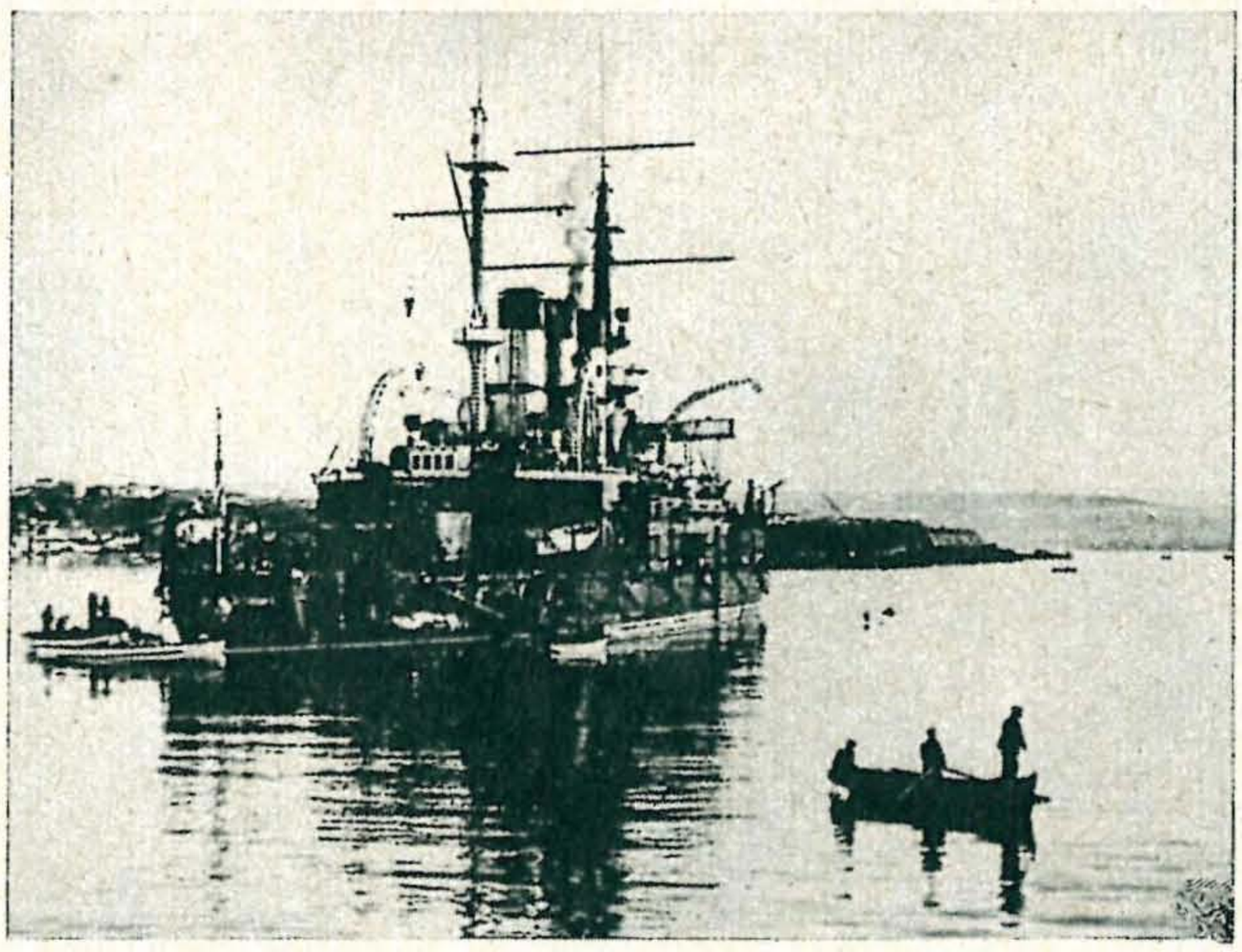
Arbeiter zu überreichen. Die Bolschewiki boten ihre ganze Kraft auf, den Bittgang zu verhindern – vergeblich.

Die Regierung bereitete sich intensiv auf die Massenaktion vor. Großfürst Wladimir Alexandrowitsch übernahm den Oberbefehl über einen Sonderstab und alle dazu herangezogenen Truppen: 8 000 Infanteristen und 3 000 Kavalleristen, zum Teil Kosaken.

Vergeblich versuchten einige Intellektuelle, zu denen auch Maxim Gorki gehörte, deren Einsatz abzuwenden, indem sie bei der Regierung vorsprachen. Sie wurden abgewiesen. Als sich die Marschsäulen der dem Zaren vertrauenden Menschen dem Zentrum näherten, gerieten sie in sorgfältig vorbereitete Hinterhalte. Aus den Seitenstraßen schoß die Infanterie und frontal führte die Kavallerie den Angriff. Es wurden weder Frauen noch Kinder geschont. Niemand wußte, wohin er sich retten sollte. Die mitgeführten Heiligenbilder und Fahnen halfen nichts – sie sanken in den blutigen Schnee. An diesem Sonntag fielen in Petersburg rund 5 000 Menschen unter den Kugeln und Säbeln der zaristischen Soldateska. Jedoch statt verängstigt zu fliehen, vereinte der Haß auf den Zaren die Überlebenden. Der Ruf „Zu den Waffen!“ ertönte überall. Alles, was sich zum Bau von Barrikaden eignete, wurde zusammengetragen, Wagen umgestürzt, Telegraphenmasten herangeschleppt, Zäune aus der Halterung gerissen. Vereinzelt überfielen Arbeiter Polizeistationen, um Waffen zu erbeuten. Rote Fahnen wehten über den Barrikaden und der Ruf „Es lebe der Sozialismus!“ war vielfach zu vernehmen.

Dieser Blutsonntag am 9. Januar 1905 bildete den Auftakt zur ersten bürgerlich-demokratischen Volksrevolution in der Epoche des Imperialismus. Erstmals führte das Proletariat, geleitet von einer marxistisch-leninistischen Partei, die Revolution und kämpfte um seine ureigensten Ziele. „Die revolutionäre Erziehung des Proletariats hat an diesem einen Tag so große Fortschritte gemacht, wie sie sie in Monaten und Jahren ... nicht hätte machen können“, stellte W. I. Lenin wenig später fest.

Text: Oberst Dr. Lampe
Illustration: Karl-Heinz Döring
Bild: Archiv

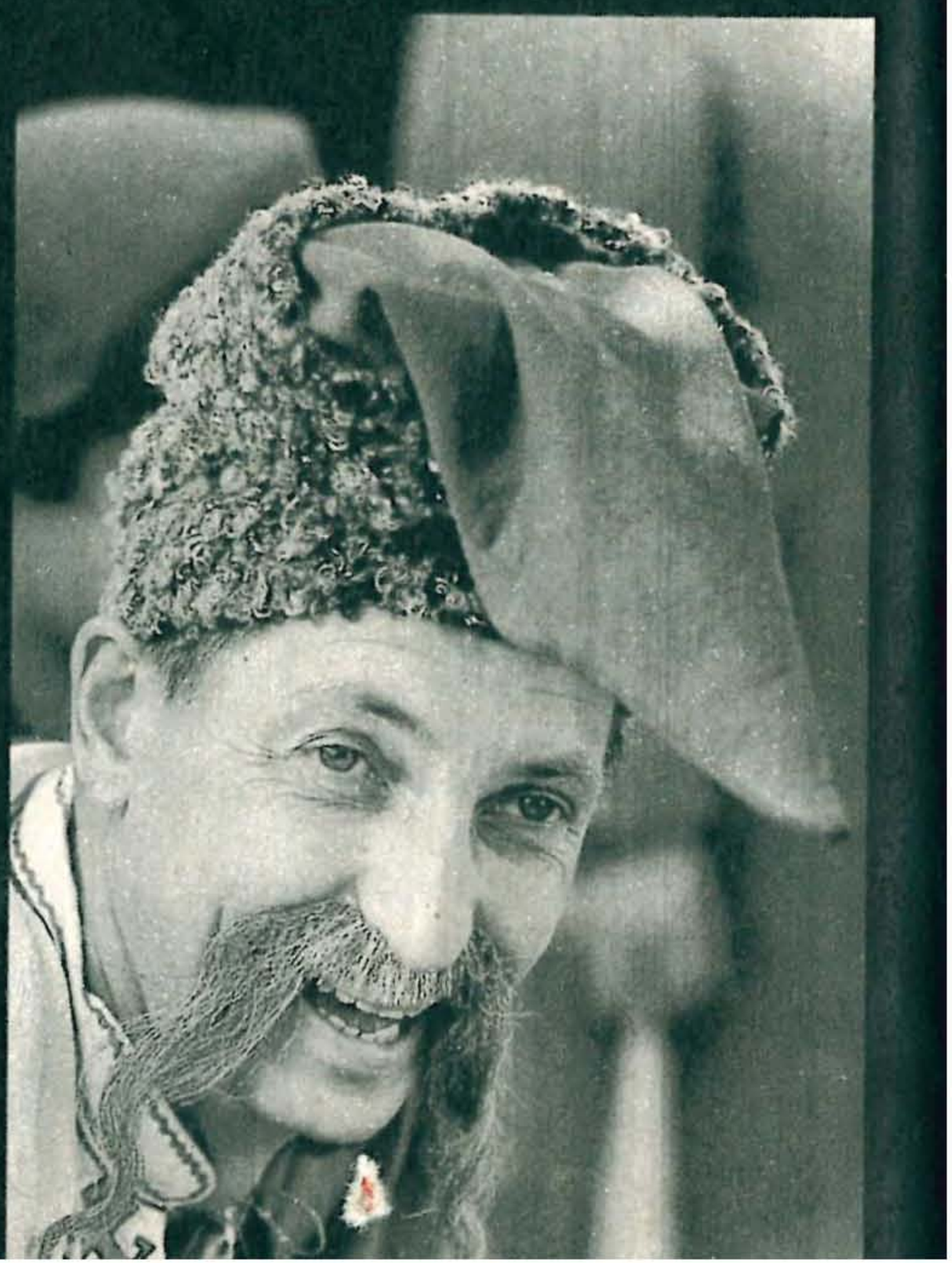


Bewaffnete Arbeitermilizen

Im Juni 1905 erhoben sich die Matrosen des Panzerkreuzers „Knjas Potjomkin Tawritscheski“

Ein Hut paßt nicht auf alle Köpfe.

MIT



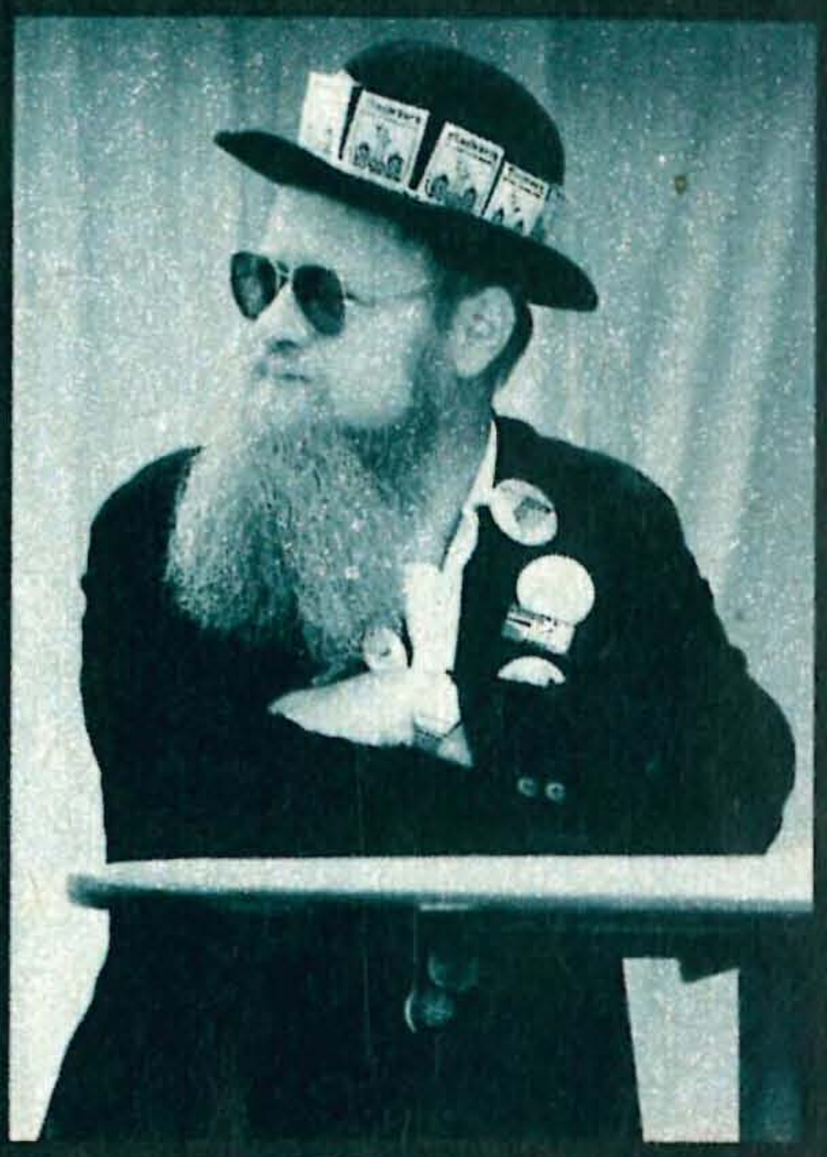
Der Hut macht nicht den Meister.

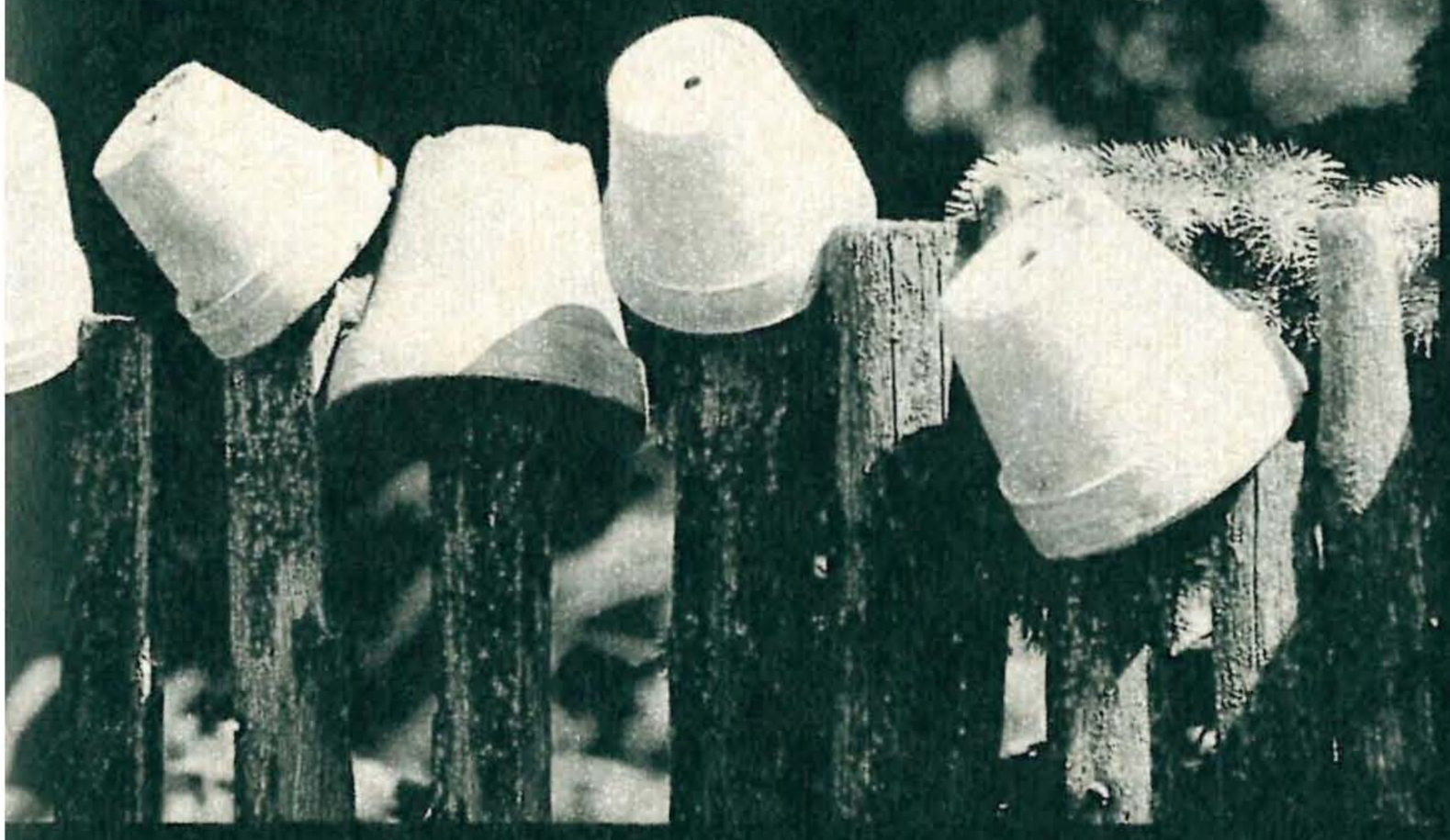
Nicht was man am oder auf dem, sondern im Kopf hat, zählt.

**So mancherlei Hüte,
so mancherlei Narren.**

**Für jeden Hut
gibt's einen Kopf.**

ZUM HUT





**Unter einem
groben Hut
steckt oft ein
gescheiter Kopf**

Bild: Siegfried Steinach (2), Manfred Uhlenhut (4), Günther Schlag (1), ADN/ZB (2)

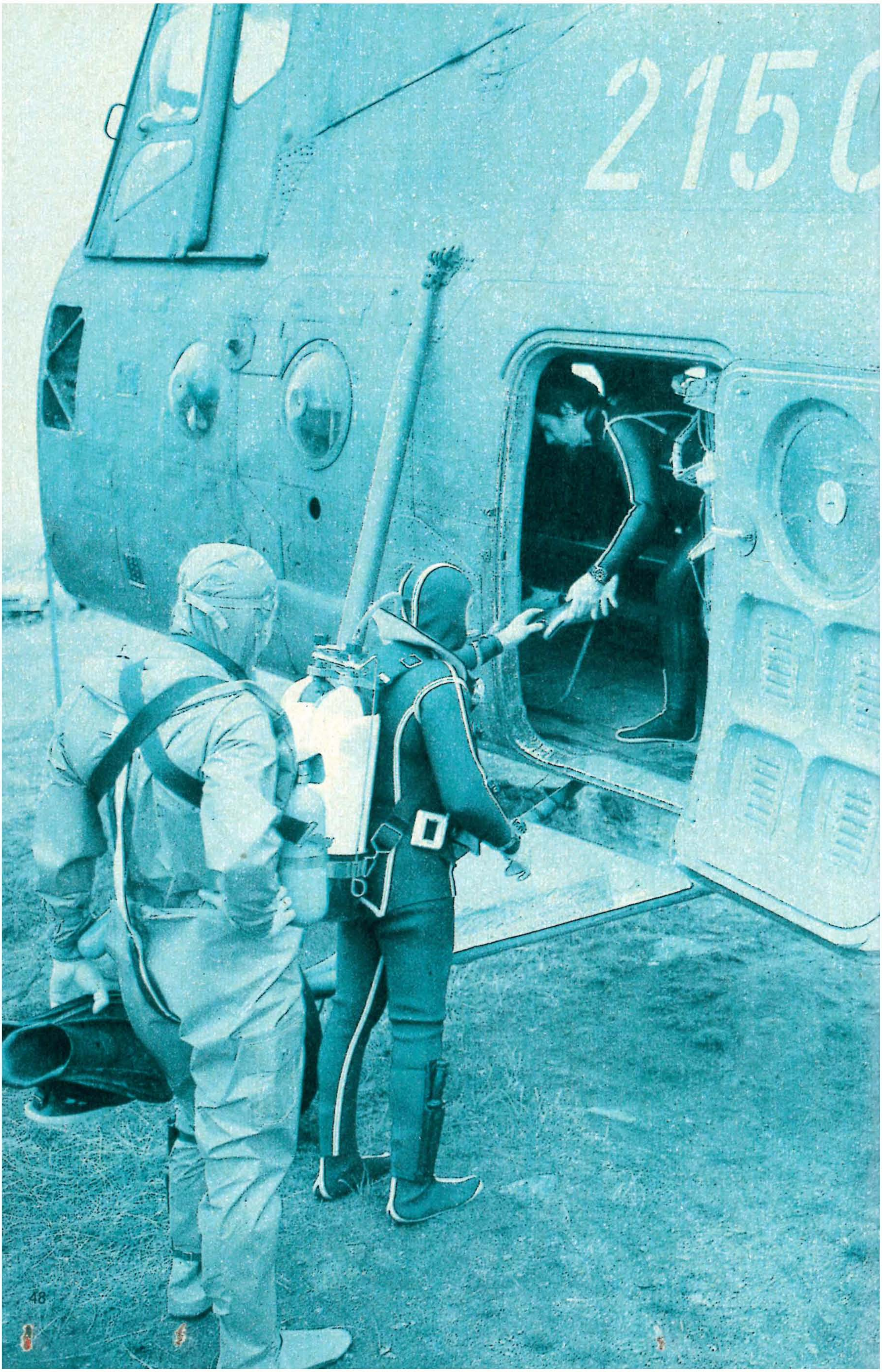
AHOI!

Wenn sich im Böhmischen zwei grüßen, dann tun sie das meistens mit der maritimen Formel „Ahoi!" Klar, die Pioniertaucher der Tschechoslowakischen Volksarmee tun das auch, schließlich haben sie ein ganzes Quentchen mehr Grund dafür als eine x-beliebige Landratte. Und schwimmen sie in ihrem landeseigenen feuchten Element stromab, dann ist das auch immer ein Stückchen in Richtung Meer, auch wenn's bis zu den Mündungen der fünf großen Ströme, in die alle Wasser Böhmens, Mährens und der Slowakei fließen, hunderte oder mehr als tausend Kilometer sind. Denn alle Bäche, alle Flüßchen und Flüsse ergießen sich schließlich in Elbe und Oder, in Wisla, Rhein und Donau, hin zur Ost- und Nordsee, hin zum Schwarzen Meer. Die glasklaren kalten kleinen Hochgebirgsseen in der Tatra heißen im Volksmund ohnehin Meeresaugen; den meisten wird im Volksglauben von alters her sogar eine direkte unterirdische Verbindung zum Meer nachgesagt. Stimmen muß das nicht, auch die Pioniertaucher fanden bisher nichts dergleichen.

Was allerdings nun wieder stimmt, ist, daß diese gummierten Soldaten unerhört vielseitig sind. Der Hubschrauber hat ihre Vielseitigkeit noch um die Mobilität erweitert.

Senkt sich der Helikopter fast bis auf die Wasserfläche hinab, taucht der Froschmann im Sprung in die Fluten, bereit, seinen Kampfauftrag zu erfüllen. Pioniertaucher sind Aufklärer, Einzelkämpfer unter Wasser. Sie arbeiten mit Werkzeugen, mit Sprengmitteln, erkunden Unterwasserbauwerke, bergen Technik oder Wracks. Sie prüfen Wassertiefen, Untergrundfestigkeit und Strömungsverlauf, auch für nachfolgende Einheiten.

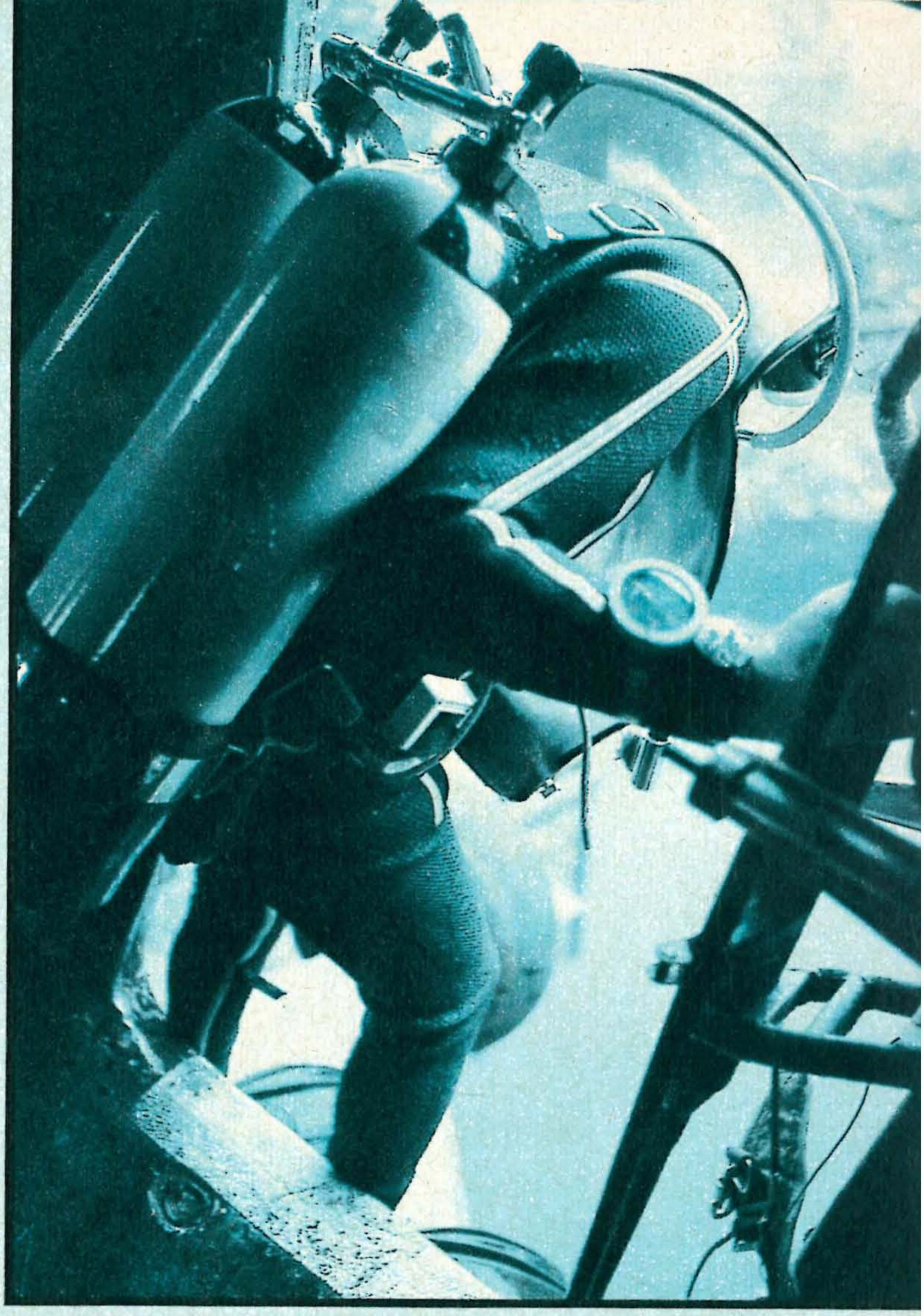
In seinem berühmten „Lied von der Moldau" schrieb Ber-


2150
48

tolt Brecht die sinnbildhaften Zeilen, daß am Grunde der Moldau die Steine wanderten, daß das Große nicht groß bleibe und klein nicht das Kleine. Die Taucher sind, um bei Brechts poetischem Bild zu bleiben, glatt in der Lage, die praktische Seite der Dichterworte dort unten zu erkunden. Denn die Moldau und ihre Stauseen sind selbstverständlich auch ihre Einsatzgebiete. Der größte dieser Stauseen, das Liptowsker Meer im Böhmerwald, wird derzeit saniert, das Wasser erneuert, die Fische sogar vorübergehend umgesiedelt. Die Pioniertaucher sind an diesen Aktionen natürlich beteiligt.

Aber noch weiter unten im Südböhmischen, dort sitzen in den großen Fischteichen nach tschechischer Volksüberlieferung die Wassermänner, zottige Gesellen. Im Winter, wenn die einstmals von Mönchen angelegten Wasserflächen oben zufrieren, dann halten ihre sagenhaften Bewohner unten im Schlamm Winterschlaf. Im Frühjahr – so heißt es – tauchten sie auf, seien an manchen Abenden sogar weithin zu hören und trieben mit den Menschen ihren Schabernack, blieben aber allemal freundlich dabei. Keine Rede davon, daß sich diese Wassergeister einmal mit Pioniertauchern angelegt hätten. Das mag aber auch daher kommen, daß die amphibischen Soldaten es nach Möglichkeit unterlassen, diese Kerle in ihren angestammten Revieren zu stören. Träfen sich aber die so unterschiedlichen Wasserbenutzer dort in den Teichen, so würden sie sich garantiert auf gut Tschechisch mit „Ahoi" begrüßen.

Text: Bernd Meyer
Bild: Ceskoslovensky Vojak



POSTER

Hochseeminenabwehrschiff der Volksmarine

Bild: Oberstleutnant Ernst Gebauer

Worte über Orte

„Mein Ort" – was ist das für dich? Ist das deine Heimatstadt, dein Dorf, ist das dort, wo du arbeitest oder lernst, ist das der Platz, wo ihr euch liebt? Professor Jürgen Kuczynski, 85jähriger Wissenschaftler und Publizist, nennt seinen Ort jenen, „an dem ein Meinungsstreit in kulturvoller Form uns ... vorwärtsbringt." Denn, so Kuczynski,

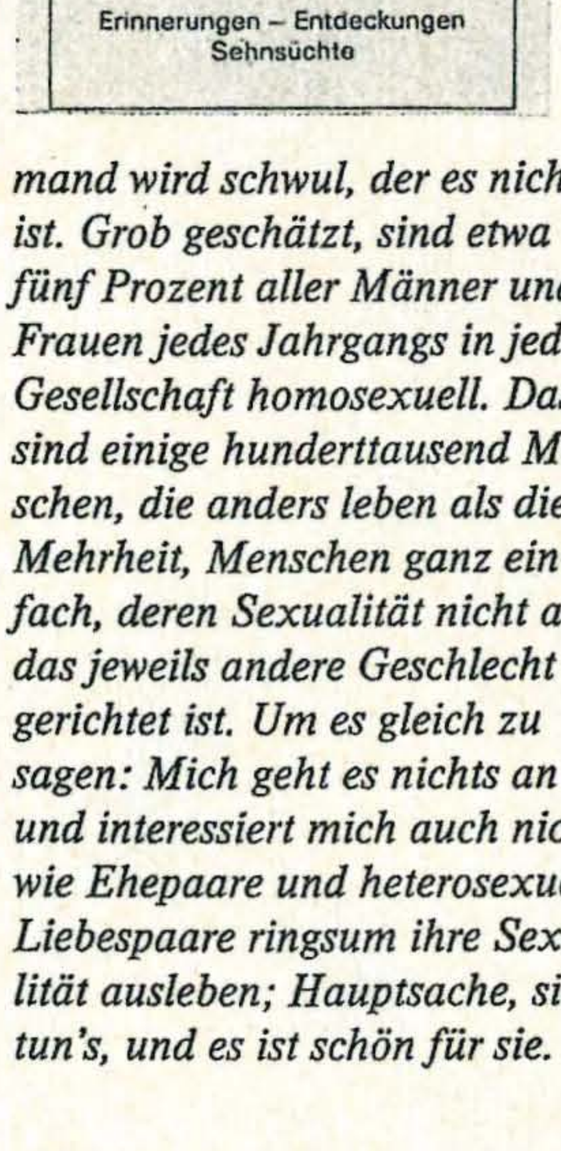
> *„ohne Meinungsstreit kein schnelles Vorwärtskommen. Darum werden an meinem Ort auch selten ‚einmütige Beschlüsse' gefaßt." An jenem Lieblingsort finden auch Fehlerdiskussionen statt, die Lenin für so wichtig hielt, um voranzukommen, und unter den Losungen ist diese zu finden: „Irren ist menschlich". An diesem Ort, so wünscht sich der hochbetagte Kommunist, „kennen wir auch keine Tabus, und wir bemühen uns, ehrlich zu diskutieren, ohne Hintergedanken."*

Günter Görlich wurde im damaligen Breslau geboren, und er liebt die sanfte Landschaft dort ringsum. Diese Heimat verließ er mit 17, in einem Güterwagen, und kam nicht mehr zurück. Sein Ort für lange war ein Kriegsgefangenenlager im Ural. Und wenige Tage, bevor der Staat DDR gegründet wurde, fuhr er in Berlin ein, diesmal in einem klapprigen Personenzug, einen Holzkoffer in der Hand. War Berlin nun sein Ort? Oder die Deutsche Volkspolizei, deren Uniform er anzog? Oder das einsame Schreiben? Görlich bekennt, er brauche Zeit, um das zu erkennen.

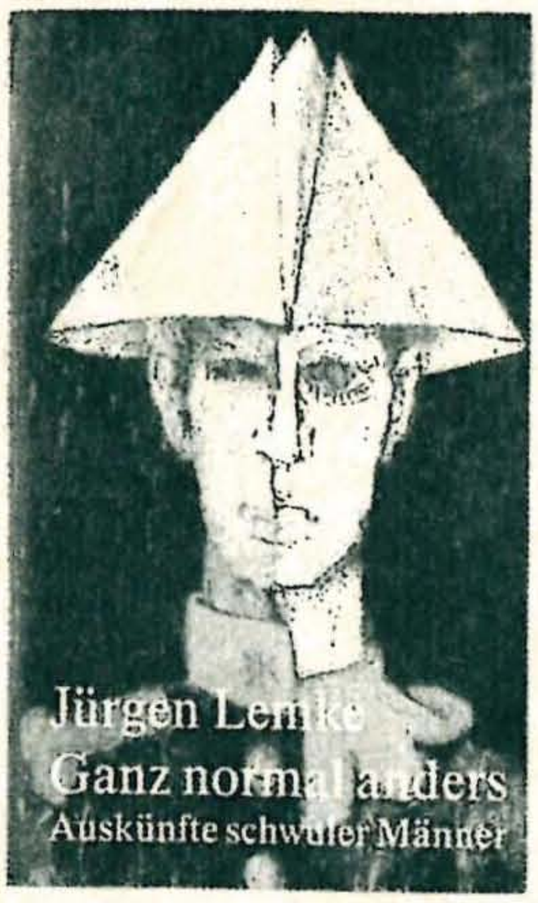
Reante Feyl nennt den schönsten und lieblichsten Platz der Welt ihren Garten, wo die Jahreszeiten noch als Jahreszeiten erlebbar sind und wo sie einbezogen ist in das Keimen und Entfalten, Blühen und Vergehen der Natur.

So erzählen uns 28 Autoren unseres Landes, wo sie sich zu Hause fühlen, wo sie gern wären und warum, wo sie gewesen sind und wie sie umgehen mit ihren Erinnerungen, Entdeckungen und Sehnsüchten. „Mein Ort", das ist ein Buch geworden, das uns teilhaben läßt an Leben und Lebensträumen von Mitmenschen, die für uns Bücher schreiben. Aufschlußreich und interessant, diese Neuerscheinung aus dem Verlag Neues Leben.

Themenwechsel. Homosexualität, so viel wird zumindest allgemein akzeptiert, ist weder eine Krankheit noch erlernbar, und keiner kann dazu verführt werden. Die es sind, wissen: Niemand wird schwul, der es nicht ist. Grob geschätzt, sind etwa fünf Prozent aller Männer und Frauen jedes Jahrgangs in jeder Gesellschaft homosexuell. Das sind einige hunderttausend Menschen, die anders leben als die Mehrheit, Menschen ganz einfach, deren Sexualität nicht auf das jeweils andere Geschlecht gerichtet ist. Um es gleich zu sagen: Mich geht es nichts an und interessiert mich auch nicht, wie Ehepaare und heterosexuelle Liebespaare ringsum ihre Sexualität ausleben; Hauptsache, sie tun's, und es ist schön für sie.



Ebensowenig Sensation kann ich darin entdecken, daß es Männer gibt, die eben nur Männer lieben können, und Frauen, die nur mit Frauen zärtlich sein können. Für wichtiger halte ich solche Fragen: Wie geht eine hochentwickelte Gesellschaft im zwanzigsten Jahrhundert um mit solchem Anderssein; warum ist normal nur das, was alle tun; wie heftig wirken jahrhundertealte Ablehnung, ja Verachtung der Betroffenen noch heute? Betroffene muß man sie wohl nennen, jene Männer, die bei ihrem coming out, beim Erkennen ihrer Veranlagung, in Panik geraten, und je kleiner ihr Wohnort, desto schlimmer. Angst vor dem Alleinsein, die Schwierigkeiten, einen Partner fürs Leben zu finden, das Versteckspiel in den Arbeitskollektiven, soziale Konflikte und emotionale Nöte beeinträchtigen vielfach das Leben Homosexueller, Jürgen Lemke, geschieden, kinderlos, Mitte vierzig, Dozent für Ökonomie, hat etwa zehn Jahre lang auf Tonband festgehalten, was homosexuelle Männer über sich mitteilen wollten. Das sind Arbeiter, ein LPG-Bauer, ein Schriftsetzer, ein Kellner, ein



wissenschaftlicher Mitarbeiter. Einer erzählt von seinen Erfahrungen, die er während seiner Armeezeit gemacht hat, in einer Panzereinheit.

Die Mitteilungen dieser Menschen, so unterschiedlich sie auch sind, erhärten mit Nachdruck: Diese andere Art zu leben gehört zu unserer Wirklichkeit.

Sie mit schamhafter Verklemmtheit zu ignorieren, paßt nicht zu vernunftbegabten Menschen. Ich empfehle Jürgen Lemkes Buch „Ganz normal anders – Auskünfte schwuler Männer", erschienen im Aufbau Verlag.

Blickpunkt China. Im vergangenen Oktober feierte die ferne Volksrepublik den Tag ihres vierzigjährigen Bestehens. Ein Viertel dieser Zeit wird heute „die zehn chaotischen Jahre" genannt. Gemeint ist die ungefähr so lange währende sogenannte Kulturrevolution, die dem Riesenland unermeßlichen Schaden in seiner sozialistischen Entwicklung zugefügt hat. Eine in der Geschichte Chinas noch nie dagewesene Konzentration der Macht in den Händen einer kleinen Führungsgruppe brachte die Wirtschaft zum Stillstand und China in die Isolation. Die ökonomischen Verluste werden heute jedoch als vergleichsweise gering angesehen, betrachtet man die angerichteten geistigen

Verwüstungen. Seit 1977 wurde ein neuer politischer Kurs eingeschlagen, das Milliardenvolk der Chinesen baut seinen Sozialismus auf. Auch die Literatur ist aus ihrer damals aufgezwungenen Totenstarre erwacht. Einen Band mit sechs Erzählungen, die jene Zeit reflektieren, will ich Euch empfehlen: „Das gesprengte Grab" (Verlag Neues Leben).

Die Autoren waren teilweise selbst den Verfolgungen ausgesetzt, die Millionen Menschen betrafen. Ihre Erzählungen werfen ein scharfes Licht auf die Zustände im China jener Jahre, auf die Demütigungen, denen das Volk unterworfen war. Da wird in der Kantine eines Bergwerkes ein Brief gefunden, ein Liebesbrief. Das als obszön bewertete Papier macht die Runde und soll tags drauf, während einer Produktionsberatung und vor aller Belegschaft, der kollektiven Verachtung anheimfallen. Zufällig erfährt der Parteisekretär am Vorabend von einem sechsundzwanzigjährigen Mädchen, wie es überhaupt bestellt ist um die Möglichkeit für Liebe und Ehe: keine Aussicht auf noch so bescheidenen gemeinsamen Wohnraum, die Partner treffen sich heimlich wie im Partisanenkrieg, Kinder werden aus Angst abgetrieben, kostbare Lebenszeit wird verschleudert. Dem Funktionär wird klar: Werden die elementaren Lebensbedürfnisse nicht respektiert, bleibt jeder noch so schöne Plan ein bloßes Stück Papier. Es stellt sich schließlich heraus, jener obszöne Brief stammt aus der Feder von Karl Marx! Einem der Kumpel gefiel er so, daß er ihn für sein geliebtes Mädchen abgeschrieben hatte. Ein bitteres Stück, das uns die jüngste Vergangenheit Chinas begreifen hilft und damit die Dimensionen der Aufgaben, denen sich das sozialistische China heute stellt.

Großer Sprung vom Reich der Mitte nach Mexiko. Der Historiker Prof. Dr. Wolfgang Kießling, Präsident der Freundschaftsgesellschaft DDR–Mexiko, ist ein Kenner des fernen Landes, hat es oft bereist. Es ist interessant zu erfahren, wie eng die Verbindungen von Mexikanern zu fortschrittlichen Deutschen waren und sind, und dies seit 1803, als Alexander von Humboldt am Strand von Acapulco landete. Andere Deutsche reisten per Sondermaschine der Interflug nach Mexiko: Politiker aus der DDR. Zwischen jener Forschungsreise und dem Staatsbesuch liegen 178 Jahre. In dieser langen Zeit ist eine traditionsreiche Freundschaft zwischen den beiden so unterschiedlichen Ländern und ihren Völkern entstanden. Gut bekannt ist uns die bedeutende Rolle, die Mexiko während der Zeit des deutschen Faschismus für jene spielte, die dorthin ins Exil gegangen waren: Anna Seghers, Alexander Abusch, Ludwig Renn, Bodo Uhse und viele andere, die sich von Mexiko aus in die Bewegung „Freies Deutschland" einbrachten in den antifaschistischen Kampf. Persönlichkeiten der Weltkultur wie B. Traven, Diego Rivera, David Alfaro Siqueiros und ihr Schaffen bringt uns der Autor näher, erzählt über die wechselvolle Geschichte dieses schönen

Landes und seine Gegenwart. Entstanden ist ein großes, schön gestaltetes, reich illustriertes Buch, das von der profunden Kenntnis des Autors und von seiner Liebe zu diesem Land spricht. Im Dietz Verlag wurden sie geschlagen, diese „Brücken nach Mexiko – Traditionen einer Freundschaft".

Euch alles Gute bis zum nächsten Mal.
Tschüß!

Eure Bibliothek-Kollektiv

Text: Karin Matthées

Dies sind die Gefährlichsten: unformierte Uniformierte

Hans-Dieter Schütt

Mein Lateinunterricht liegt ein gutes Weilchen zurück.
Jedenfalls ist es so lange her,
daß „video" damals keine technische Bezugsgröße sein konnte.
Nun überrascht mich Hauptmann Petr Stoimenov
mit der dem geflügelten Wort „In vino veritas" –
im Wein liegt Wahrheit – zum Verwechseln ähnlich
klingenden, erheblich modernisierten lateinischen Variante

IN VIDEO VERITAS

Petr hatte bei unserem Kennenlernen ausdrücklich darum gebeten, daß ich doch beim Besuch im Regiment und bei den Gesprächen mit den Soldaten stets sein Video-Bereitschaft abwarten möchte. Er wolle alles für die Chronik des Truppenteils festhalten. Sei's drum, dachte ich, und bin dann doch ein wenig verunsichert in meiner Repräsentantenrolle. Doch diese Art Belagerungszustand gerät schnell in Vergessenheit, weil meine sympathischen Gesprächspartner mich gänzlich von Petrs lautlosem Umgang mit dem handlichen opto-elektronischen Gerät ablenken.

Der Weg führt in die 1. Panzerkompanie. Hoffentlich nicht: 1. Kompanie und immer auf dem ersten Platz und alles bestens und überhaupt ..., denke ich halblaut. „Das wäre zu schön", meint darauf der Kompaniechef Hauptmann Nikolai Jordanov Kedelov. „Doch im Leben gibt's auch bei uns nicht bloß die Pjatjorka – die Bestnote. In der Pionierausbildung zum Beispiel hat es in diesem Jahr nur zur vier gereicht. Hauptmann Stoimenov war mit der Video-Kamera dabei, als wir mit den Pionierspaten Verteidigungsstellungen für die Panzer auszuheben hatten. Nach acht Stunden, als die Zeit genommen wurde, waren einige Besatzungen noch nicht so weit, wie das hätte sein sollen. Dabei haben sie beim Graben Blut und Wasser geschwitzt!"

Kein Wunder, bei diesem Boden. Der hat mit märkischem oder Mecklenburger Sand soviel gemein wie eine Betonstraße mit einem Dünenweg.

Treffsicher an einer kribbligen Stelle

Was den guten Ruf der 1. Panzerkompanie ausmacht, das ist ihre Treffsicherheit beim Schießen. An erster Stelle natürlich mit dem Kaliber 125 Millimeter der Panzerkanone.

„Kedelovs Einheit hat die besten Ergebnisse im Regiment, stimmt doch?" fragt Parteisekretär Stoimenov, eine Bestätigung fordernd und ohne die Video-Kamera abzusetzen, den Kompaniechef. Dem kann ich nicht so recht ansehen, ob er gerne darüber redet oder nicht. Auf Verlangen hat er zwar jegliches Schießergebnis parat, das die Besatzungen in der zurückliegenden Ausbildungsperiode erzielt haben – aber knapp. Und nüchtern, nüchtern. „Von elf Panzerzielen haben wir acht mit der ersten Granate vernichtet", sagt er. Punkt. Mit der ersten Granate – darauf legen sie besonderen Wert. „Das steht alles genau in den Dienstvorschriften, weshalb und wieso. Doch vor jedem Schießen", meint Nikolai, „werden wir nicht müde, es allen nochmals eindringlich ans Herz zu legen, daß jede Sekunde Zeitgewinn beim Schuß und jeder Treffer mit der ersten Granate ganz wesentliche Faktoren unserer Kampfstärke sind." Angesichts der besonderen Verantwortung des Truppenteils für eine „kribblige" Stelle zum – immerhin – NATO-Partner Griechenland nicht verwunderlich.

Die ganze Wahrheit über graue Haare

Kedelov ist mit Sicherheit nicht der Typ, der seinen Soldaten um den Hals fällt, wenn sehr gut geschossen wird. Das ist mir schon nach kurzer Beobachtung klar. Oder hat der Mann gar mehr Ärger im Dienst mit seinen 19-, 20jährigen Soldaten als Grund zur Freude? Für einen soeben 30jährigen, will mir scheinen, sind vollkommen graue Haare wohl nicht das Normale, oder? Nikolai legt das ganz anders aus. „Der Regimentskommandeur", erzählt er, halb zu mir und halb in die Video-Linse, „hat mal zu uns gesagt, daß die Freude am Dienst graue Haare macht. Na, nun wissen Sie, weshalb ich so ein Graukopf bin!"

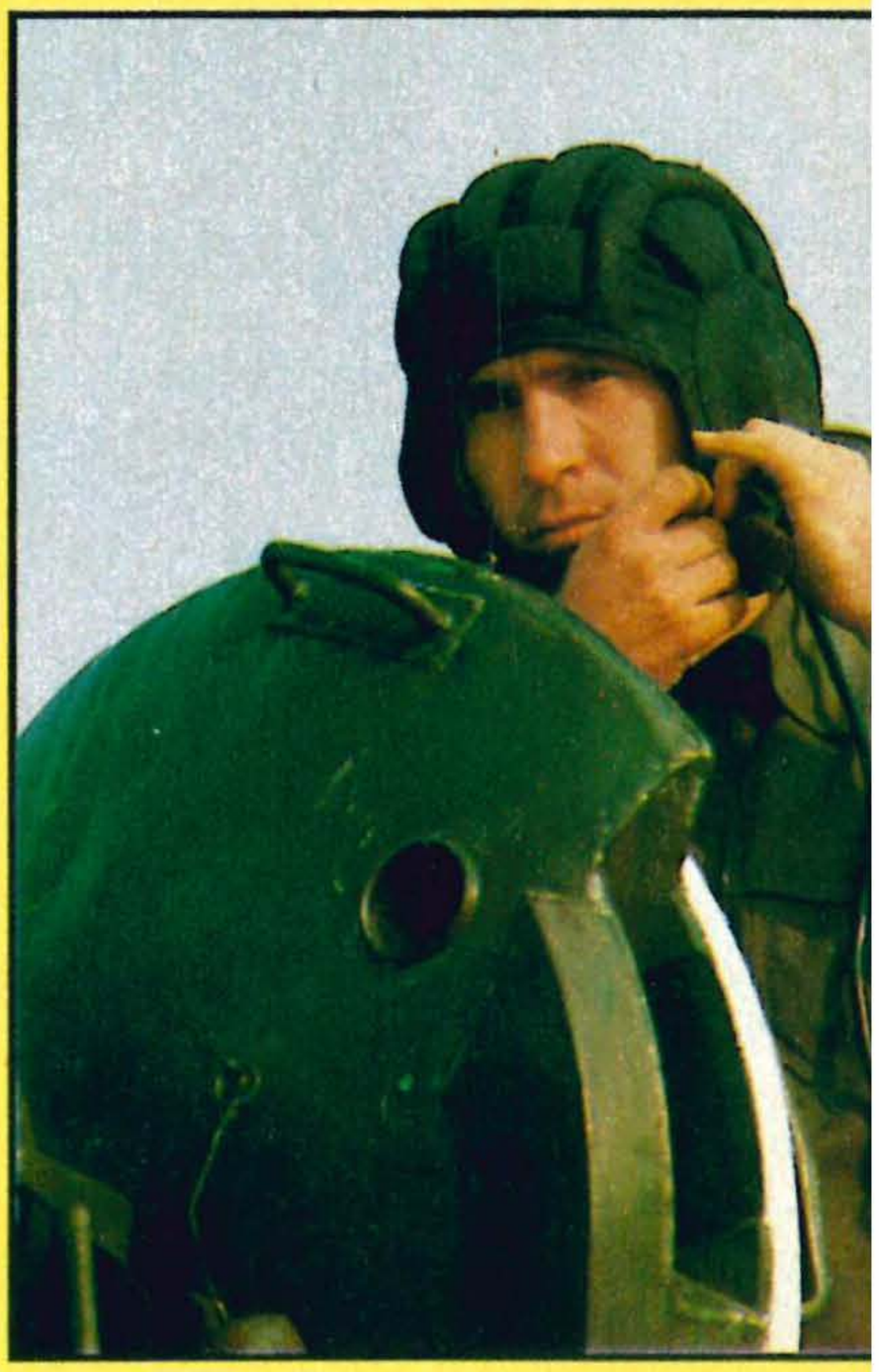
Ich nehme es hin, Nikolai. Aber sei gewiß, mir ist klar, daß Freude oft erst dann aufkommt, wenn

nach durchwachten Übungsnächten die Gefechtsaufgabe erfüllt wird, wenn nach tagelanger zermürbender Fummelarbeit an den Panzern bei der „Saison-Überprüfung" der Technik doch die Bestnote zu Buche schlägt, wenn nach ihrem zweijährigen Wehrdienst die treffsichersten Richtschützen nach Hause gehen und immer wieder in ganz kurzer Zeit Nachfolger herangebildet werden müssen, die der 1. Kompanie alle Ehre machen ... Solche „Grausträhnen" habe ich auch schon in unserer Armee gefunden und bei den sowjetischen Freunden. Aber auch bei manchem Ingenieur. Ich finde, es liegt nicht so sehr an diesem oder jenem Beruf, sondern daran, wie intensiv einer darin lebt, mit Erfolgserlebnissen, mit Ungewißheiten, Konflikten, Hemmnissen, Hürden, Ängsten. ...

Schußgewaltig mit Kaliber 226 mm

Als Kommandanten einer seiner besten Besatzungen stellt mir Hauptmann Kedelov im Park bei Wartungs- und Pflegearbeiten den Starschina Georgi Lewakov vor. Mit Georgi hat die Einheit nicht nur den treffsichersten Schützen mit der Panzerkanone, sondern auch mit dem Kaliber 226 Millimeter. Was das für eine Waffe sein soll? Ganz einfach – der Fußball!

Kedelovs Kompanie stellt nämlich nachweislich die beste Fußballmannschaft des Regiments. Dank Kapitän Lewakov, der vom Fußball ein bißchen mehr weiß, als daß das Leder rund ist und höchstens 453 Gramm wiegen darf. Georgi möchte auf diesem Gebiet mal Profi werden. Als Trainer. Das wäre was! meint er.

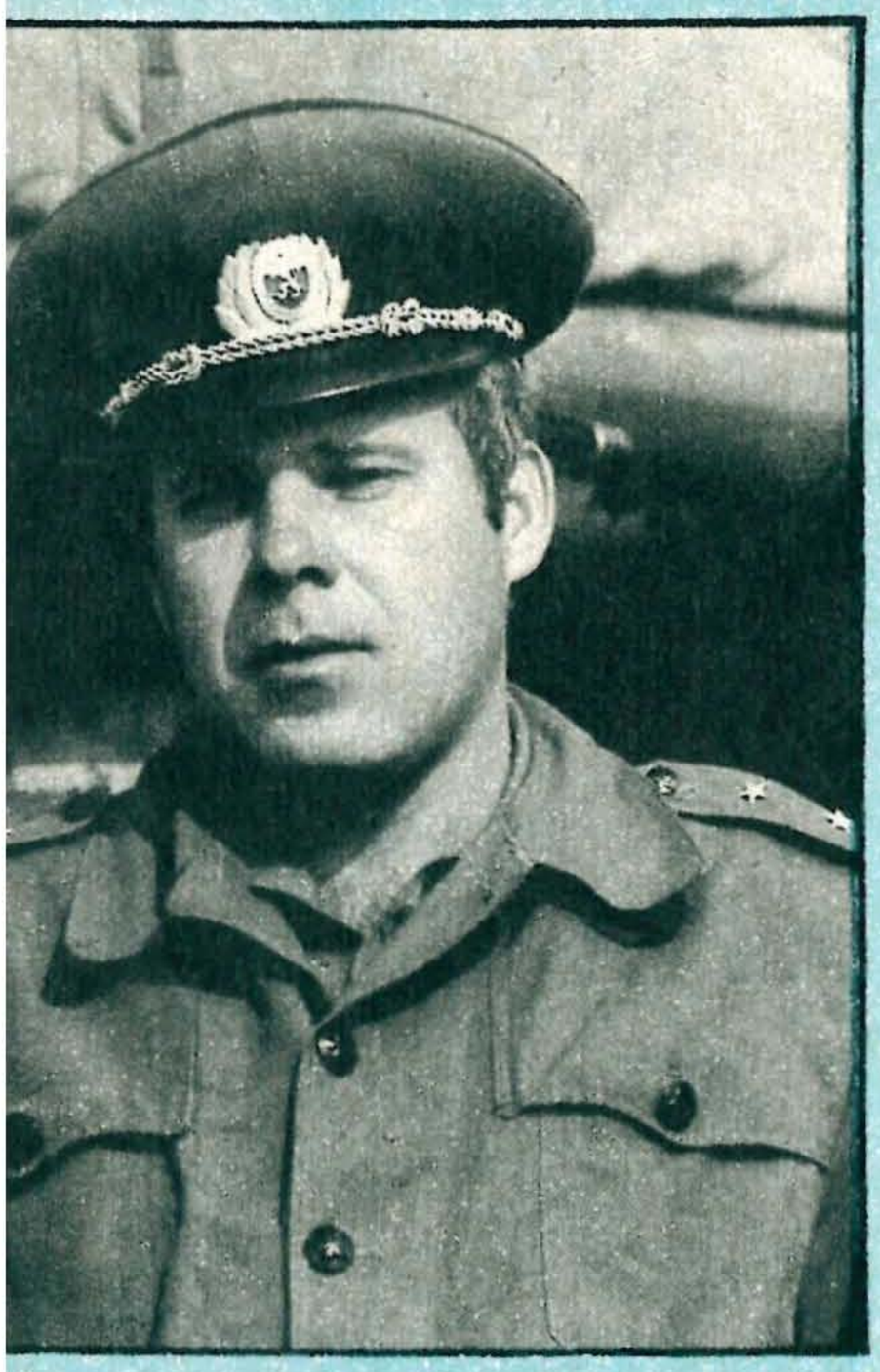


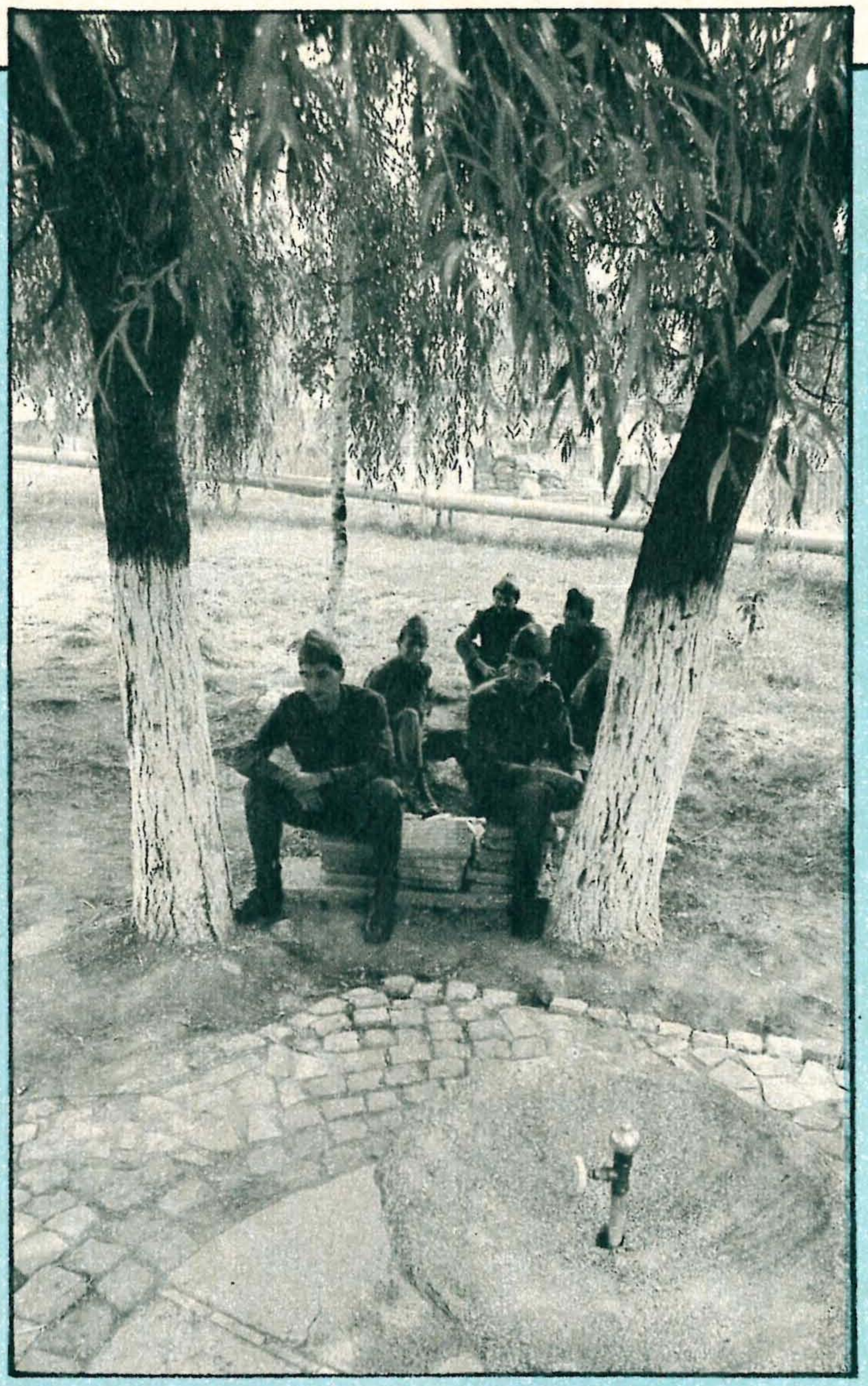
Zum Schritt in diese Richtung hat er das Schußbein schon angehoben, hat sich an der Sporthochschule „Georgi Dimitroff" für die Aufnahmeprüfung gemeldet, will, wenn alles klappt, der Armee trotzdem die Treue halten. Vorerst nimmt er bei der beliebtesten Freizeitbeschäftigung der Soldaten die „Marschordnung" der Kompanie in die Hand und stellt sie auf den Kopf. In der Kompaniekolonne rollt Georgi mit seiner Besatzung an dritter Stelle hinter dem Kompaniechef, beim Fußball stürmt der Starschina ganz vorn und gleich hinter ihm der Hauptmann. Das sei ein für die 1. Kompanie

typisches Beispiel von Zusammenarbeit, das ihm sehr imponiert. Besonders, als er neu in die Einheit gekommen sei, sagt der Kommandant. So etwas verbinde sehr.

Selber zum Mutmacher werden

Schon der vorige Kompaniechef Hauptmann Popov hat auf enges Miteinander großen Wert gelegt. Daraus ist sozusagen eine richtige Tradition in der Einheit geworden. Vielleicht ein Beispiel aus der





Popov-Zeit? Hauptmann Kedelov muß nicht lange sinnieren. Er verweist auf sich selber.

„Man ist ja, wenn man vier Jahre Offiziershochschule hinter sich hat, kein fertiger Kommandeur. Diesen Platz muß man sich erst erarbeiten. Das dauert seine Zeit, wäre man auf sich allein angewiesen. Und das geht umso schneller, je mehr einen dabei die anderen, erfahreneren Genossen unterstützen. Wer wüßte das nicht selber. Iwan Petrov Popov war so einer, der mich gleich an die Hand, aber auch rangenommen hat, als ich in die Einheit kam. Ich sollte und wollte zeigen, daß ich was kann. Also gab's kein Zurückzucken vor schwierigen Aufgaben. Bei ihrem ersten Schießen hatten einige Richtschützen ernsthafte Schwierigkeiten", schildert der Kompaniechef eine solche Situation aus seiner Startphase als junger Offizier. „Sie trafen nicht, obwohl zuvor alles genau durchgespielt und zum wiederholten Male geübt worden war. Als ich sie befragte, stellte sich heraus, daß sie sich im Panzer, wenn alle Luken geschlossen waren, nicht schnell genug orientierten. Es dauerte zu lange, bis sie sich an Schalter, Hebel und Apparaturen herangetastet hatten. Das fraß Zeit. Und das Ende vom Lied? Es wurden regelrechte Notschüsse abgegeben, aber eben keine Treffer damit erzielt. Mit zwei, drei Soldaten habe ich dann selber im Technischen Ausbildungszentrum trainiert. Dort können wir uns an Hand von Modellen, Zeichnungen und Simulatoren systematisch an die Ausbildungsziele heranarbeiten. Und dann muß man den Jungs natürlich auch hin und wieder ein bißchen Mut machen. Gerade vor dem ersten Granatschießen, da hat mancher Beklemmungen, wenn der Panzer von der Linie der Feuereröffnung auf die Scheiben zurollt und nur wenige

Sekunden bleiben, ein Ziel zu bekämpfen."

Vorneweg – der „Mastertankist"

Der Technikchef des Truppenteils charakterisiert das erforderliche Ausbildungsniveau der knapp 20jährigen Soldaten, die den Hauptanteil in Kedelovs Kompanie ausmachen, recht faßlich, und es klingt nicht die Spur überheblich, als Oberstleutnant Krajew sagt: „Die Klassifizierung III, die ist zu niedrig, damit können wir uns nicht zufrieden geben. Was ja nichts anderes bedeutet, als daß Soldaten, Sergeanten und Offiziere von vornherein auf ein Mehr an theoretischem und praktikablem Wissen und Können orientiert werden."

Und wie sieht's bei ihm selber aus? Er macht in dieser Situation des beste, was er tun kann. Er stellt sich von Ausbildungsabschnitt zu Ausbildungsabschnitt aufs neue den Anforderungen der Prüfung als „Mastertankist", denn diese höchste Klassifizierung scheint ihm das treffendste Argument zu sein, wenn es um die Vorbildlichkeit als Vorgesetzter geht. „Jeden Monat haben die Offiziere Fahrausbildung", erzählt er. „Die leite ich. Ich muß also verfahren können, wie es richtig, gut und schnell gemacht wird. Gelingt mir das, so brauche ich bloß zu sagen: Der nächste – und genauso wie ich!"

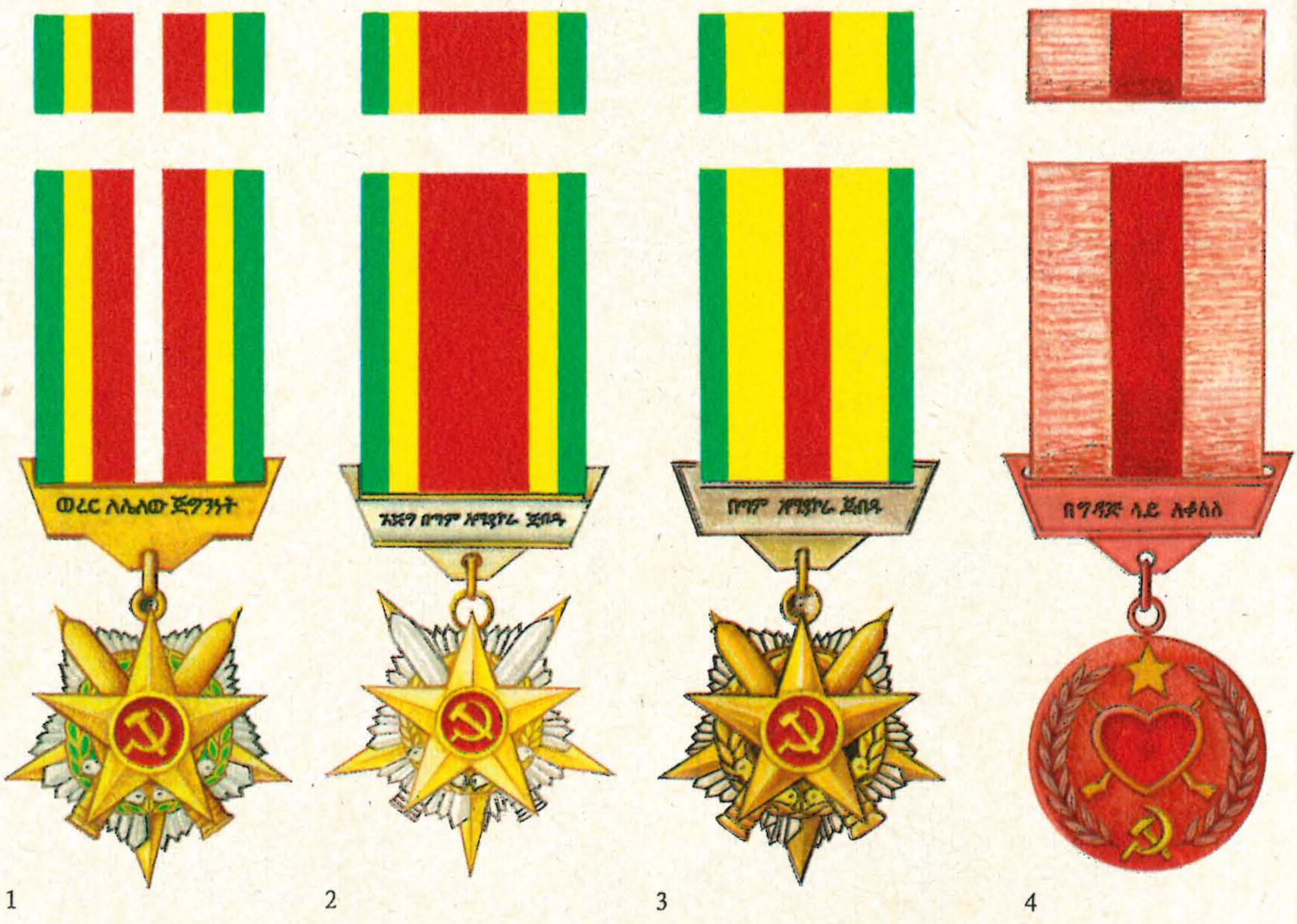
Das ist leicht dahingesprochen, wenn die Panzerfahrstrecke des Regiments auf Grund ihrer bergigen Beschaffenheit als die schwierigste im Militärbezirk gilt.

Eine wirklich lebendige Chronik

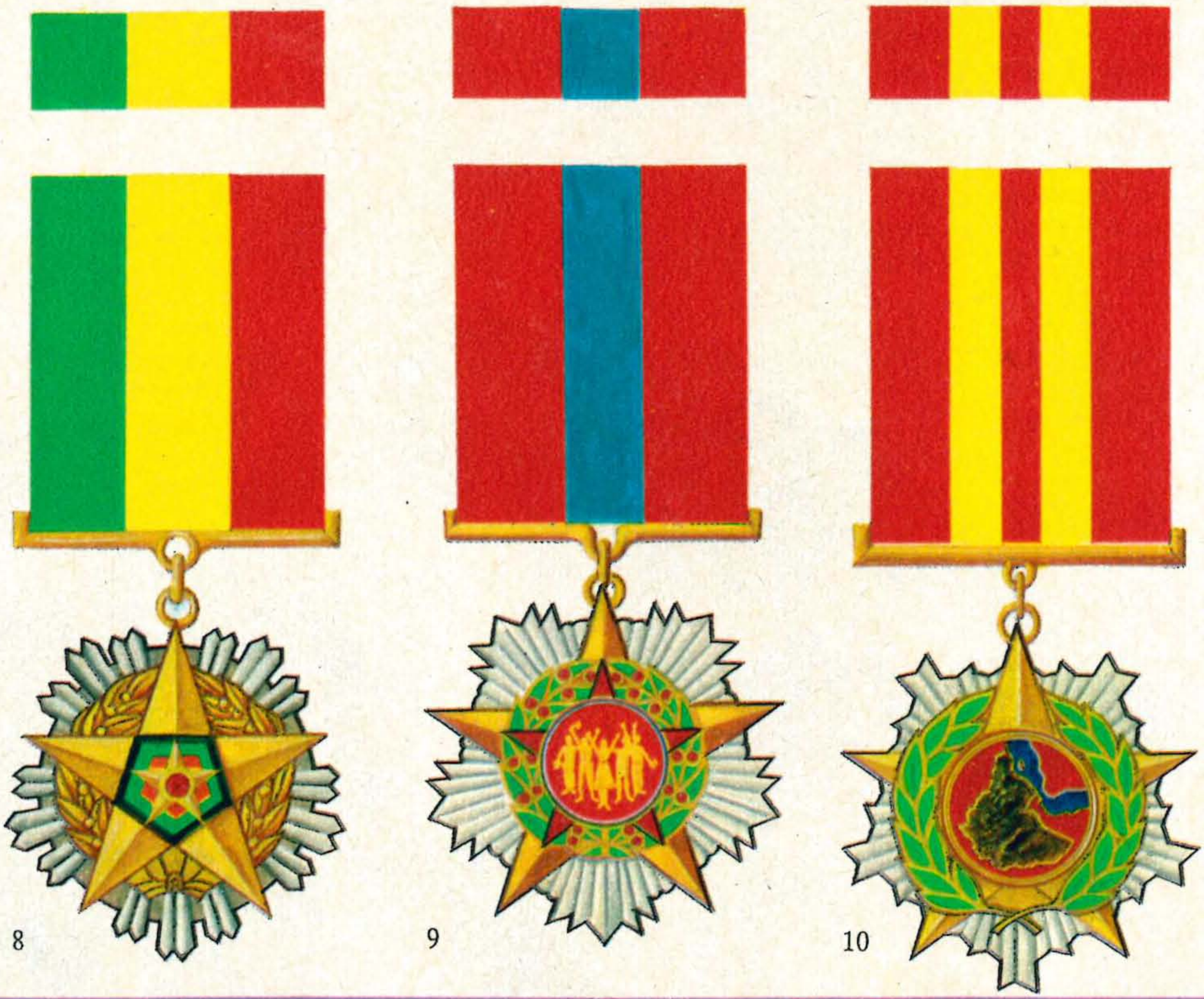
Als die Sonne unerbittlich die Feuchte aus der Haut brennt, legen wir eine Verschnaufpause ein. Wir flüchten in einen gemütlichen, kühlen, holzverkleideten Klubraum und schlürfen einen Mokka, in dem der Löffel tatsächlich steht. Petr Stoimenov rückt ein Fernsehgerät, einen Videorecorder und andere Apparaturen zurecht und führt mir in makelloser Buntheit mit Originalton den ungeschminkten Soldatenalltag von einer Übung des Truppenteils mit Gefechtsschießen vor. Er zeigt mir das kulturelle Umfeld und das enge Zusammenwirken mit der Bevölkerung bei der Ausgestaltung des bulgarischen Nationalfeiertages, mit Ehrenformation, mit Kulturensemble und Blaskapelle. Er läßt mich teilhaben an einer der jährlich stattfindenden Traditionsfahrten der Berufssoldaten zu revolutionären Gedenkstätten des Landes ...

Mein Aufenthalt im Regiment und im Garnisonstädtchen verlängert sich dadurch, wenn man so will, um etliche Tage. Und schon bin auch ich in die elektronische Chronik des Truppenteils vereinnahmt. Petr entnimmt der Video-Kamera die kleine, flache Kassette, legt sie in das Abspielgerät ein und zeigt mir, wie ich noch wenige Minuten zuvor im Panzerbataillon als Reporter gearbeitet habe. Man möchte neidisch werden aufs Tempo des Mediums. Aber dann tröste ich mich doch. Wer kann schon einen Fernseher nebst Zusatzgeräten in die Jackentasche stecken wie eine „Armeerundschau"? Und das für nur eine Mark! Was aber eine AR nicht kann, schafft das Video. Es hält mir eiskalt den Spiegel der Wahrheit vors Gesicht, denn auch für meine Person finde ich lebhaft bestätigt: Wer in die Sonne sieht, der hat noch selten ein kluges Gesicht gemacht!

Text und Bild: Oberstleutnant Bernd Schilling



1 2 3 4



8 9 10

Orden und Medaillen der VDR Äthiopien

5

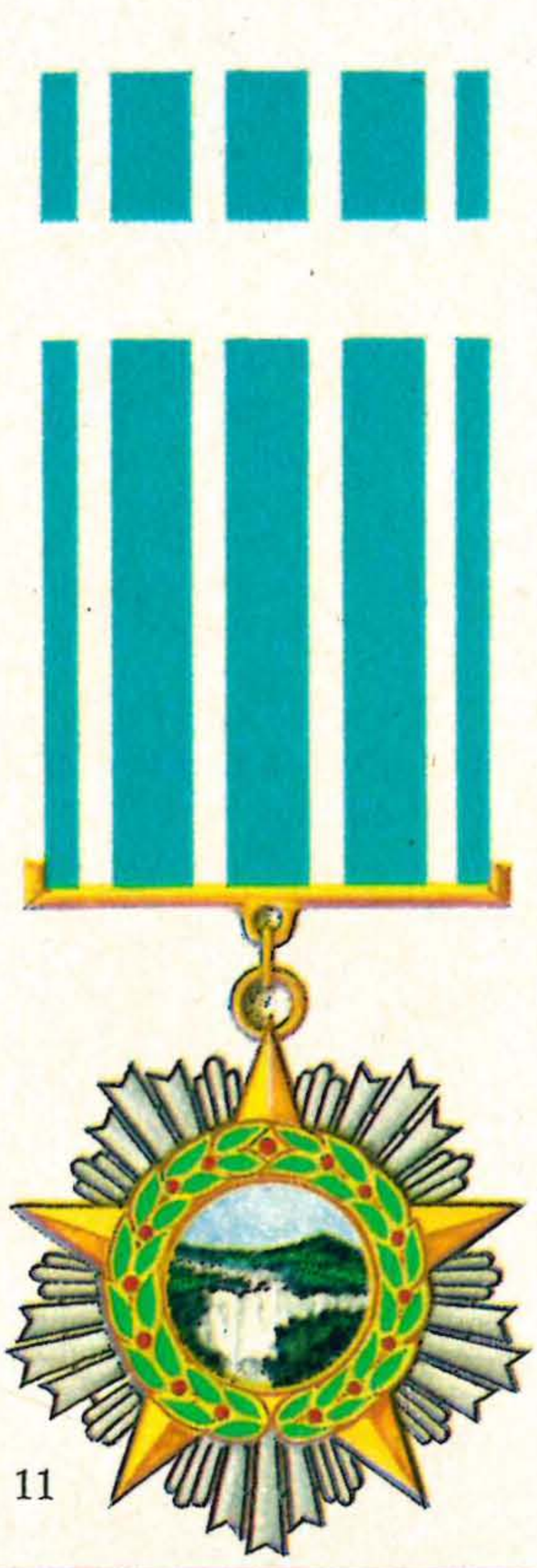
Militärische und staatliche Auszeichnungen (Auswahl)

1 Held der VDR Äthiopien
2 Held der Front
3 Heldenmedaille
(verliehen in vier Stufen)
4 Verwundetenmedaille
5 Freiwilliger der Revolution
6 Wehrdienstmedaille
(verliehen in drei Stufen)
7 Großes Ehrenkreuzabzeichen
der VDR Äthiopien
8 Ehrenkreuzabzeichen
der VDR Äthiopien
(verliehen in drei Stufen)
9 Orden der Februarrevolution 1974
(verliehen in drei Stufen)
10 Orden des Roten Meeres
(verliehen in drei Stufen)
11 Orden des Blauen Nils
(verliehen in drei Stufen)
12 Afrika-Orden
(verliehen in drei Stufen)

Zeichnungen: Herbert Hickstein

6

7



11

12

AR-Leserdiskussion

Urlaubsfreud gleich Urlaubsleid?

Catrins Verlobter ist für drei Jahre bei der NVA. Mitunter kommt Ronny ganz überraschend auf Urlaub; da hat sie Schwierigkeiten, von der Arbeit freizunehmen. Ronny ist ein unternehmungsfreudiger Typ, sie aber möchte ihn nur für sich allein haben und „mit keinem teilen". Catrins Brief stellten wir in AR 10/89 zur Diskussion. Allen, die sich beteiligten, herzlichen Dank – auch denen, die aus Platzgründen nicht zu Wort kommen konnten.

Viel Liebe und Vertrauen zueinander

... haben uns die ersten acht Monate meines 3-jährigen Wehrdienstes etwas leichter gemacht. Wenn man sich so liebt wie Catrin und Ronny, sollte man jede Minute nutzen, die man beisammen ist, und was Schönes unternehmen, denn nach dem Urlaub geht wieder ein langer Trennungszeitraum los.
Unteroffizier René Landgraf

Kontakt zur Brigade jetzt erst recht!

Selbst dann, wenn Eure Zweisamkeit nur wenige Stunden beträgt, halte ich es für notwendig, Deinem Verlobten etwas Freizeit einzuräumen, um Verwandte und Freunde zu besuchen oder gemeinsam mit Dir etwas zu unternehmen. Besonders jetzt, aufgrund der Wende in der Politik unseres Staates, wird Dein Verlobter verstärkt das Arbeitskollektiv aufsuchen und auch vermissen, nach Stimmungen und Meinungen forschen, den Kontakt zur Brigade aufrecht erhalten, da er ja nach der Armeezeit wieder zurück in sein Kollektiv kommt.
Christine Radau, Zeitz

Ein Drama, aber langweilig

Meiner Meinung nach macht Catrin ein Drama daraus. Wenn sie sich hinsetzt und auf ihn wartet, ist das für mich ein Zeichen ihrer Ergebenheit. **SO** wird sie herrlich langweilig.
Irina Hüpenbecker, Bad Sülze

Igel-Taktik ist untauglich

Da der Armeealltag eng begrenzt ist und hart, brauchen die Soldaten die abwechslungsreichen Tage zu Hause, um dann in der Kaserne von den Erlebnissen zehren zu können. Wir haben auch viel mit Freunden, Eltern oder Geschwistern unternommen, denn auf gar keinen Fall darf man sich einigeln und nur zu Hause sitzen und Händchen halten.
Susanne Gredigk, Grimma

Eigentumsfrage?

Ich glaube, mit dieser Einstellung macht Catrin ihre Liebe eines Tages wirklich kaputt, denn Ronny ist kein Besitz, als den sie ihn ansieht.
Heike Zuck, Neustadt

Gleiches Recht für beide

Catrins Befürchtungen sind schon berechtigt, wenn sie sich jedesmal stur stellt. Sie denkt nur an sich; sie hat ja ihre Freunde und Kollegen täglich um sich. Dieses Recht sollte sie doch auch dem Partner geben.
Gabriele Kleemann, Nordhausen

Die kleinen Freuden des Lebens

Mein Mann hat in seinem Urlaub auch gerne seine Arbeitskollegen besucht. In der Zwischenzeit konnte ich zu Hause ein tolles Essen für uns kochen, worauf er sich gefreut hat. Es sind doch oft die kleinen Freuden im Leben, die zwei Menschen fest zusammenhalten können! Natürlich haben wir auch früh schön lange ausgeschlafen und viel zu zweit unternommen, zum Beispiel Kino- oder Diskobesuch.
E. Klauß, Leipzig

Redet miteinander!

Mein Ratschlag für die beiden: Sprecht miteinander, bildet Euch, wenn's geht, eine gemeinsame Meinung. Wenn ein längerer Urlaub ansteht, versucht es mit einer Reise über Jugendtourist – dann habt Ihr Zeit füreinander.
René Martin, Eggesin

Wie frisch aus dem Kindergarten!

Um mal mit Catrins eigenen Worten zu sprechen: Ihre Haltung zu diesem ganzen Problem ist bescheuert. Man könnte meinen, sie ist gerade aus dem Kindergarten entwachsen. So engstirnig und beschränkt kann einer alleine doch gar nicht sein. Catrin ist in ihrer angeblich so großen Liebe doch sehr egoistisch und nur auf sich selbst bezogen. Es geht doch hier in erster Linie nicht um frei oder nicht frei, wenn der Verlobte Urlaub hat. In erster Linie sollte Catrin mal ihr eigenes Verhalten zu Ronny und zur Umwelt und auch zu ihrem eigenen Arbeitskollektiv überdenken. Da hat sie eigentlich genug zu tun. Es gibt Tausende Bräute von Armeeangehörigen. Wenn die alle jedesmal Urlaub nehmen wollten, um ihrem Verlobten Händchen zu halten, was sollte dann aus der Volkswirtschaft werden?
Elke Lewerenz, Strausberg

Planung mit Höhepunkt

Was wir im Urlaub alles anstellen, wird im Groben auch geplant, und daß Erik seine Familie in Schwerin besuchen möchte, wenn er VKU hat, ist doch nur verständlich. Aber für uns gibt es eine Abmachung: Der letzte Tag gehört nur uns beiden!
Peggy Timmreck, Magdeburg

Ganz anderes gewöhnt

Ich finde, diese Catrin soll doch ihre sentimentale Gefühlsduselei lassen. Mein Mann ist Offizier, und wenn ich bei jedem Dienst oder Feldlager so zimperlich gewesen wäre, hätte er bestimmt keine große Hilfe gehabt.
Angela Hänsch, Dresden

Verständnisvolle Leiter – prima!

Was den Urlaub oder die Freistellung betrifft, haben wir keine Probleme. Vielleicht hatte Catrins Meister einen Grund für seine Entscheidung gehabt, z. B. Mangel an Arbeitskräften. Oder es liegt auch an ihr selbst, wie sie sonst ihre Arbeit verrichtet. Unsere Leiter haben Verständnis und genehmigen uns auch einen kurzfristigen Urlaubsantrag.
Ines Kirk und Manuela Lorenz, Eggersdorf

Einer Meinung – zu wenig Urlaub

Recht hat Catrin, wenn sie sagt, daß die Soldaten und Matrosen zu wenig Urlaub bekommen. Da sind wir einer Meinung. Und daß der Meister sich so stur angestellt hat, ist auch nicht lobenswert.
Ronny Schultz und Inka Kubatzki, Reez

Mir hilft die FDJ

Wenn Catrin ihren Ronny zu sehr an sich bindet, wenn sie ohne ihn keine Beschäftigung mehr weiß, finde ich das traurig. Gerade das ist der Punkt, an dem eine Partnerschaft zerbricht. Sie sollte sich ein Hobby suchen, bei dem sie unter Menschen ist. Ein großes Betätigungsfeld bietet die FDJ. Ich jedenfalls halte es so, und meine Freunde in der FDJ-Gruppe helfen mir über manche trübe Stunde hinweg.
Sabine Koch, Berlin

Vorsicht, Überdruß!

Catrin soll sich doch mal in seine Lage versetzen, vielleicht versteht sie ihn dann mal ein bißchen. Und sie wird merken, daß auch Stunden mit Freunden, Eltern und Kumpels schön sein können.
J. Schulz, Münchenbernsdorf

Schämen? Das wär das Letzte!

Ronny, glaube ich, hat irgendwie das Bedürfnis, auch anderen Leuten zu zeigen: „Seht mal her, das Mädchen da an meiner Hand gehört zu mir! Ich liebe sie und bin stolz, daß es sie gibt!" Und daran sehe ich, ehrlich gesagt, nichts Schlechtes, denn ich habe mich so ähnlich benommen, wenn ich meinen Freund besucht habe. Öfter traf mich mal ein Blick von Leuten auf der Straße, so als wollten sie einem ihr Mitleid ausdrücken, weil ja der arme Freund bei der Armee ist. Aber auch solche Vögel gab's, die dann bloß hämisch gegrinst haben, von wegen, der ist bei der „Asche", und die ist doch nicht ganz echt, sich an sowas zu hängen. Ich habe mir aus solchen Sachen herzlich wenig gemacht. Im Gegenteil, ich war mächtig stolz auf ihn, daß er drei Jahre durchhielt, auch wenn's nicht immer leicht war. Und daß sich einer seiner Uniform wegen schämen müßte, das wäre echt das Letzte, denn aus Spaß und Langeweile zieht sie ja wohl niemand an.
Kerstin Seeger, Genthin

Kein Interesse an Ronnys Soldatenleben?

Ich war ganz entsetzt, als ich den Brief von Catrin las. Er ist so naiv, man könnte annehmen, sie ist vierzehn Jahre alt. Ein erwachsener Mensch mit Schul- und Ausbildung sowie einer normalen Einstellung zum Leben kann nicht so engstirnig sein. Ich selbst mußte auch lernen, mit so manchen Problemen fertig zu werden. Es geht alles. Dazu muß man aber auch Interesse am Soldatenleben haben, sich politisch und geistig bilden und diese naive Denkweise ablegen.
Christina Knaak, Berlin

Wo kämen wir denn da hin?

Mein Verlobter ist Offiziersschüler des 2. Studienjahres, rund 250 km von mir entfernt, und danach noch 21 Jahre Armeeleben. Ich wußte das bereits vor vier Jahren und stellte mich darauf ein. Urlaub bekommt er auch nicht immer regelmäßig, das gehört nun mal zum Armeealltag. Der Armeealltag ist mir auch nicht fremd, da mein Vater und mein Bruder Berufssoldaten sind. Frei habe ich bis jetzt erst zweimal genommen. Man kann doch nicht bei jedem Urlaub frei nehmen, wo kämen wir denn da hin!
Yvonne Nachsel, Sprötau

Dem anderen ruhig seinen Tick lassen

Ich habe es noch nie so gehalten, daß ich eifersüchtig auf Michaels Kumpels bin. Warum? Sie gehören zu seinem Leben, mit ihnen kann er klönen, blödeln, basteln. Er bastelt nun mal gern am Motorrad. Darauf war ich früher mächtig eifersüchtig, weil ich das Gefühl hatte, er lebt nur für seine Karre, und irgendwann irgendwo komme ich. Aber dann bin ich oft mitgefahren, bis an die Ostsee zelten. Jetzt verstehe ich es besser, und ich akzeptiere es. Motorräder sind eben Michaels Tick. Wir leben und lieben die paar gemeinsamen Stunden intensiver, aber wir sind doch nicht abgehoben.
Katja Pohlmann, Senftenberg

Wissen, wo das Nest ist

Bei meinem Freund klappte es bis jetzt immer mit dem angekündigten Urlaub, eine Ablehnung oder Verschiebung trat noch nicht ein. Er ist Soldat bei den Grenztruppen der DDR, anderthalb Jahre. Es ist doch gar nicht so verkehrt, wenn Ronny mal einen Tag für sich allein hat. Hauptsache ist doch, er weiß, wo sein „Nest" ist.
Stefanie Porschen, Wittenberg

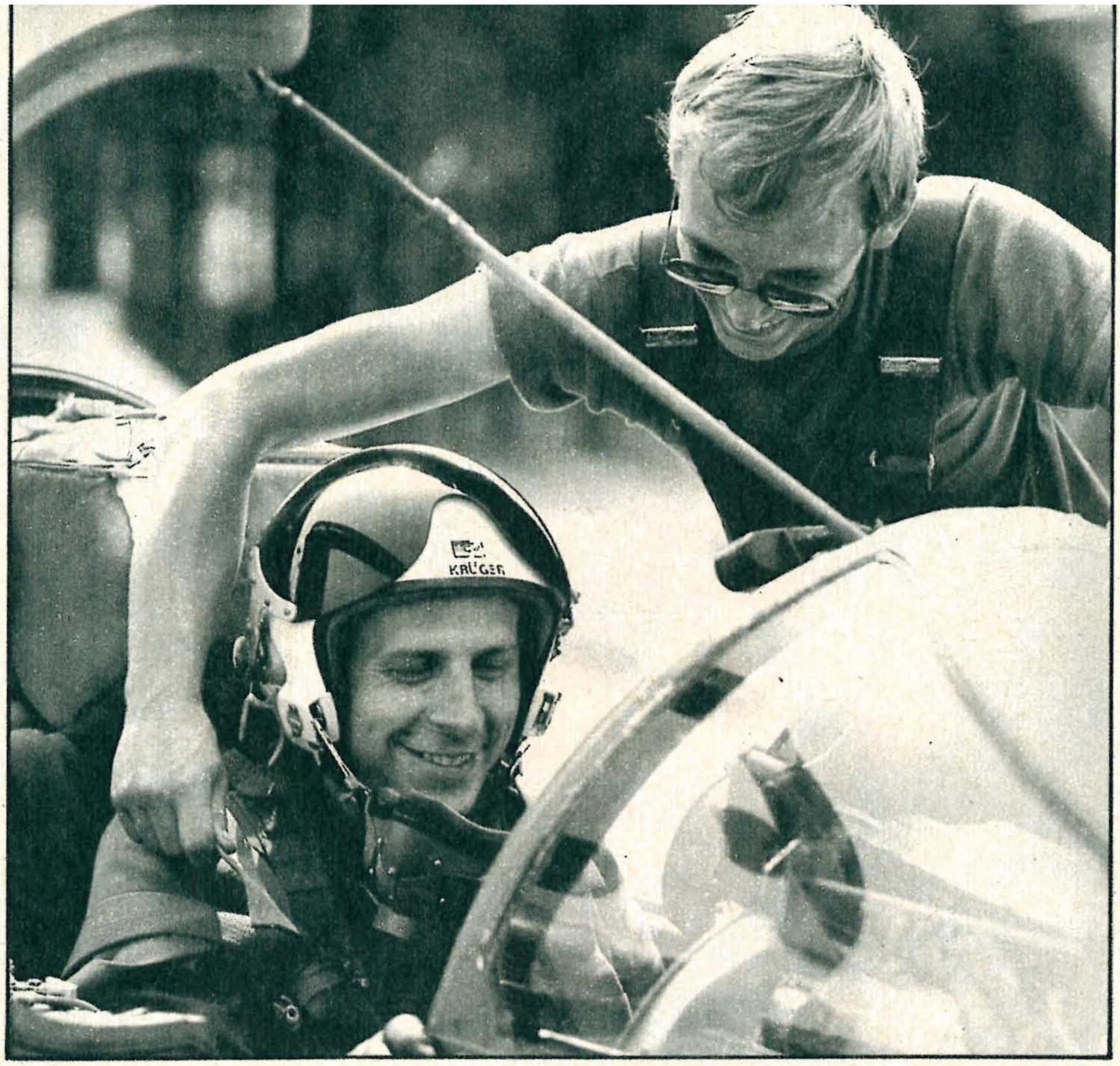
Also, Catrin ...

... steig endlich ab von Deinem hohen Roß. Okay?
Antje Schulz, Klinga

221 Tage sind seit jenem 23. Januar 1989 vergangen, an dem der Beschluß des Nationalen Verteidigungsrates über einseitige Truppenreduzierungen und Abrüstungsschritte der DDR bekannt wurde, da treten die Flugzeugführer, das ingenieurtechnische Personal sowie die Führung des Jagdfliegergeschwaders „Wilhelm Pieck" zu einer außergewöhnlichen Gefechtsausbildung an. An diesem 31. August starten die Piloten mit 32 Maschinen in den sommerblauen Himmel, und das ist

Der letzte Flug

In sein Flugbuch schreibt Hauptmann Olaf Krüger an diesem 31. August 1989 die Zahl 1522 ein. Das sind seine Starts. Einen Flug 1523 mit der MiG-21 wird es für ihn nicht geben. Das Geschwader wird aufgelöst. Wie alle hier, so muß auch Olaf seinem Leben, dem seiner Familie – mit Ehefrau Liane und Töchterchen Katharina – eine neue Richtung geben. Nicht mehr die Fliegersiedlung im Wald, vor den Toren des Truppenteils, in Hörweite zur Start- und Landebahn wird ihr Zuhause sein, sondern ein Ort „irgendwo im Süden der Republik", wo Olaf gebraucht wird. Nicht der überschallschnellen militärischen Fliegerei wird er dort nachgehen, sondern dem zivilen Agrarflug mit der An-2. Vieles ist noch im Schwebezustand. Wann und was für eine Wohnung, welche Arbeit für Liane....



Nichts zu lachen gäbe es für Olaf Krüger, wenn er bei komplizierten Flugmanövern „Kopf stehen" würde und die Gurte nicht säßen.

Ungewißheit darüber, daß sich unsere Gesellschaft für das gesicherte Fortkommen jedes Armeeangehörigen und seiner Familie verbürgt. Und verständliche Ungeduld darüber, daß es viel zu langsam geht, bis alle Weichen gestellt sind.

Die „Anna" fliegen – ein Klacks?

Aus der NVA entlassen und Agrarflieger zu werden – wer würde glauben, daß dieser Schritt Olaf Krüger leicht gefallen wäre? Zumal es nicht die einzige Entwicklungsmöglichkeit war, die sich ihm bot. Mit seiner Qualifikation hätte er sogar MiG-21-Pilot bleiben können – an einem anderen Standort freilich und mit einem Fragezeichen. Bei der jüngsten flugmedizinischen Tauglichkeitsüberprüfung hatte modernste computergesteuerte Medizintechnik aus seinem Herzschlagrhythmus etwas herausgerechnet, das – weil es für die Ärzte ungewöhnlich war – ein Achtungszeichen setzte. Auf keinen Fall wollte man riskieren, daß diese Herzfrequenzabnormität unter extremster Belastung zur Ursache für ein Flugvorkommnis werden könnte. Das bedeutete für Olaf: Auf MiG-21 fliegen – ja, aber keine Chance, je auf einen moderneren Typ umzuschulen. Und immer in der Ungewißheit leben, ob nicht die nächste Untersuchung das völlige „Aus" bringen wird. Also, wenn schon eine Entscheidung, dann konsequent und gleich.

„Mancher meint vielleicht, als Jagdflieger wirst du doch mit einem Doppeldecker wie der An-2 klarkommen! So denke ich überhaupt nicht", sagt Olaf entschieden. „Ich habe mir von vornherein gesagt: Unter die Dimension des MiG-Fliegens mußt du einen Schlußstrich ziehen."

Was bleibt von elf Fliegerjahren?

Umsonst gewesen, die elf Fliegerjahre?

„Absolut nicht", sagt Olaf. „Es war eine gute, wichtige Zeit. Ich habe etwas geleistet, für uns alle, und bin dabei enorm gereift. Die Aufgaben und Anforderungen stiegen insbesondere nach der Offiziershochschule sprunghaft an. Es wurde ein Höchstmaß an Selbständigkeit und Disziplin verlangt. Man mußte im Diensthabenden System oft in Sekunden Entscheidungen treffen, deren ganze Tragweite einem erst hinterher richtig klar geworden ist. Auf meine fliegerischen Erfahrungen haben inzwischen die jüngeren Flugzeugführer zurückgegriffen. Und natürlich wuchs man in dieser Zeit auch dadurch, daß einen die gesellschaftliche Arbeit forderte."

Die letzten vier Jahre war Olaf Krüger Parteisekretär der 1. Staffel. Sein Kommandeur Oberstleutnant Eckhardt Prell bestätigt, daß Olaf in dieser Zeit

ein guter, streitbarer Partner war, der viel auf den Tisch gekriegt hat, was Kopfzerbrechen verursachte, der sich aber durchgeboxt hat.

„Die Auflösung des Geschwaders hat verständlicherweise unsere Genossen sehr bewegt. Für manchen brach fast 'ne Welt zusammen", geht Olaf auf eine der kompliziertesten Situationen für ihn ein. „In der Parteileitung haben wir uns dafür stark gemacht, daß keine Frage offen bleibt, wie es mit ihnen und ihren Familien weitergeht. Wir haben aber auch durchgesetzt, daß trotz aller Fragezeichen bis zuletzt keine Abstriche an der Gefechtsausbildung zugelassen werden. Solange wir Gefechtswert zu bringen haben, sagten wir uns, bringen wir ihn, und zwar in höchster Qualität."

Dieses Vorhaben hat nicht nur die 1. Staffel, sondern das ganze Geschwader verwirklicht. Kommandeur Oberstleutnant Lutz Kleine verwies auf hundertprozentige Erfüllung aller Aufgaben in der Gefechtsausbildung. Der Anteil der MiGs, denen für besonders hohen Pflege- und Wartungszustand ein Q zuerkannt wurde, liegt bei 45 Prozent. Den Bestentitel tragen 75 Prozent der Armeeangehörigen. Alle Staffeln konnten für hohe Flugsicherheit ausgezeichnet werden. Das ist Kampfkraft, die nun durch andere Truppenteile mit gebracht werden muß, wenn es für unsere Verteidigungsfähigkeit keine Einbüße geben soll.

Immer wieder prüfen: Kannst du das wirklich?

Um nicht den Eindruck zu erwecken, für Olaf Krüger gab's noch nie etwas anderes als das Fliegen, sei gesagt: In seinem Leben hat sich vieles nach und nach, ganz normal, auch mit ziemlichen Richtungsänderungen entwickelt. Olaf wäre „geeerne" Kfz-Mechaniker geworden, und er wolle „oben", also an der Küste, bleiben. Dem Besuch auf einer Werft ist sein zweiter Berufswunsch – Volksmarineoffizier – geschuldet. Doch nicht Kapitäne, sondern Piloten wurden gesucht, erfuhr er auf dem Wehrkreiskommando. Bei den Tauglichkeitsuntersuchungen kam dann etwas in Gang, was mit Entschlußfassen, Militärflieger zu werden, zu einfach beschrieben wäre. Jeden Tag, den er bei den verschiedensten Tests zufriedenstellend bestand, wurde das für ihn Unglaubliche gegenwärtiger. Sollte er wirklich zum Jagdflieger tauglich sein?

Als das dann feststand, kamen andere Zweifel. Olaf war einer der wenigen Bewerber, die mit der fliegerischen Ausbildung in der GST erst in der 12. Klasse anfingen, Freiflug gar erst während der Berufsausbildung als Flugzeugmechaniker bei der Interflug. Die dabei immer wieder aufwallende Befürchtung, es an irgendeinem Punkt nicht zu schaffen, hielt sich bis zur Ausbildung auf dem strahlgetriebenen Schulflugzeug L-29. Erst mal alleine fliegen ... Schließlich wachsendes Zutrauen zu sich

„Großer Bahnhof" nach dem letzten Flug. Familienangehörige, Gäste und Angehörige des Truppenteils beim Geschwaderappell.

selbst, daß man ohne den Fluglehrer auskommen wird, daß man diese Technik beherrschen kann. Noch heute empfindet Olaf Krüger als das Wichtigste beim Fliegen dieses Sich-prüfen, diesen Appell an die eigene Ehrlichkeit: Kannst du das wirklich? Ist der Entschluß, den du soeben gefaßt hast, der richtige? Das hat etwas mit Sicherheit zu tun – für sich und andere, für die komplizierte Technik –, hat zu tun mit Zuverlässigkeit und Garantie, daß jede fliegerische Aufgabe in höchster Qualität erfüllt wird.

Und trotzdem mußte er sich am 16. Juli 1987 – nach einem Flugvorkommnis – fragen lassen, ob er seinen Entschluß zur Landung gründlich genug überlegt habe.

Die Staffel trainierte auf Rasenpiste. Olaf hatte beim Landeanflug mit starkem Seitenwind zu kämpfen. Das schräge „Schieben" der Maschine konnte er nicht völlig korrigieren. Es trieb ihn über die markierte Bahn hinaus. Folge: Steinschlag gegen Fahrwerk und Tragfläche, und zudem wurden einige für die Greifvögel aufgestellte „Krücken" abrasiert. Ohne Schaden für die MiG ging das nicht ab und ohne Auseinandersetzung mit Olaf auch nicht. Peinlich war ihm, daß er sich als Flugzeugführer der höchsten Leistungsklasse und als Parteisekretär vor seinen Genossen zu rechtfertigen hatte.

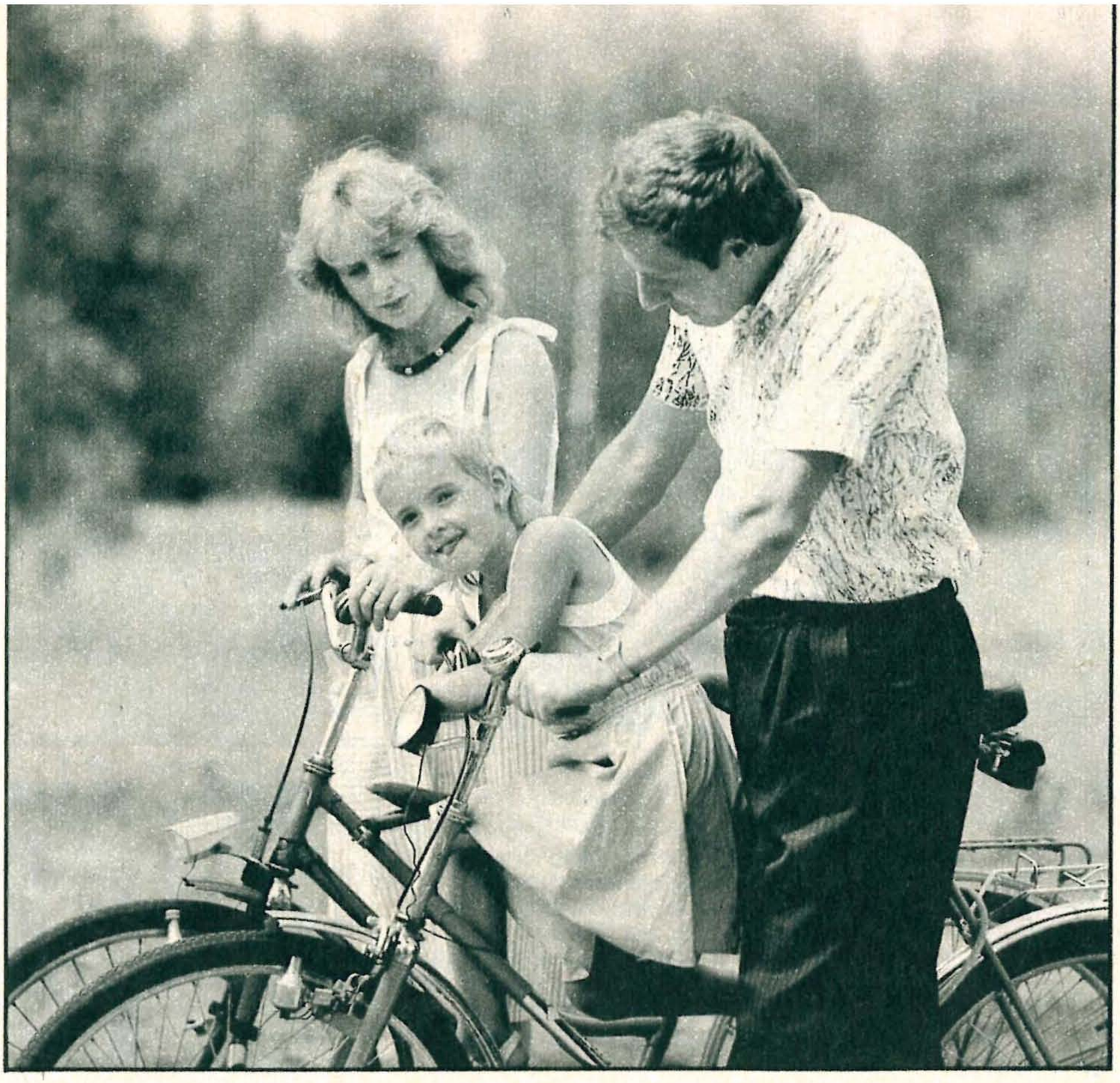
Fliegen, auch „wenn die Krähen zu Fuß gehen"

In der 1. Staffel gab es ausschließlich Flugzeugführer der höchsten Leistungsklasse, wenn auch mit unterschiedlichem Qualifizierungsstand. Olaf rangierte mit ganz oben. Gemessen an den -zig möglichen Flugelementen, die ein MiG-Pilot beherrschen muß, fehlten ihm eine einzige Übung nachts und zwei, drei Luftkampfübungen im Bestand der Kette. Er konnte am Tage und in der Nacht unter allen Wetterbedingungen, also auch, „wenn die Krähen zu Fuß gehen", in und außerhalb der Wolken Gefechtsaufträge erfüllen.

Logisch, daß so einer häufiger „dran" war, wenn es ums Ganze ging. 344mal hieß es für ihn, im Diensthabenden System der Luftverteidigung der Warschauer Vertragsstaaten, sozusagen im höheren Auftrag, auf dem Sprung zu sein. Zwölf Stunden in Druckanzug oder Fliegerkombination, Pilotenhelm und Sauerstoffmaske griffbereit neben sich, startbereit in wenigen Sekunden. Zwölfmal traf ihn der Befehl, Kontrollziele abzufangen. Wußte man aber bei DHS-Beginn, ob es nur eine Überprüfung der Einsatzbereitschaft war? „DHS-Stehen" war demnach zwölfstündiges Warten auf eine Prüfung des kompletten Fliegerwissens und -könnens.

Solche und andere Examen gab es für Olaf Krüger zur Genüge. Wer wie er der höchsten Bereitschaftsrate zugeteilt war, der mußte bei Ertönen des Hupsignals nach wenigen Minuten von der Wohnsiedlung bis an seine

An der Vorstartlinie. Gewissenhaft haben die Techniker und Mechaniker die MiGs für die letzte Gefechtsausbildung vorbereitet.



Die Zunge paßt ja tatsächlich durch die Zahnlücke, Katharina! Selten genug gab's das: Familie Krüger vom Kindergarten nach Hause.

Maschine geeilt sein – was auch immer er gerade tat. An Badenfahren bei über 30 Augusthitzegraden, an Einkaufengehen mit der Ehefrau in der Kreis- oder Bezirksstadt, selbst an den entspannenden und aufbauenden 15-Kilometerlauf war an solchen Tagen nicht zu denken. Olaf zu fragen, ob dieses Angebundensein auf die Dauer nicht nerve, ließe etwas Wichtiges außer Betracht. Von Jahr zu Jahr ist Einsehen mitgewachsen: Ich werde gebraucht, weil ich das und das kann. Also ist es meine verflixte Pflicht, da zu sein, wenn mit meiner Qualifikation und Zuverlässigkeit gerechnet wird. Liane stützte diese Haltung jederzeit, machte möglich, daß Olaf ohne Beunruhigung zum Dienst gehen konnte. Doch war nicht manchmal ein bißchen Angst um den Mann im Spiel?

Fliegerfrauen haben zum Himmel hören gelernt

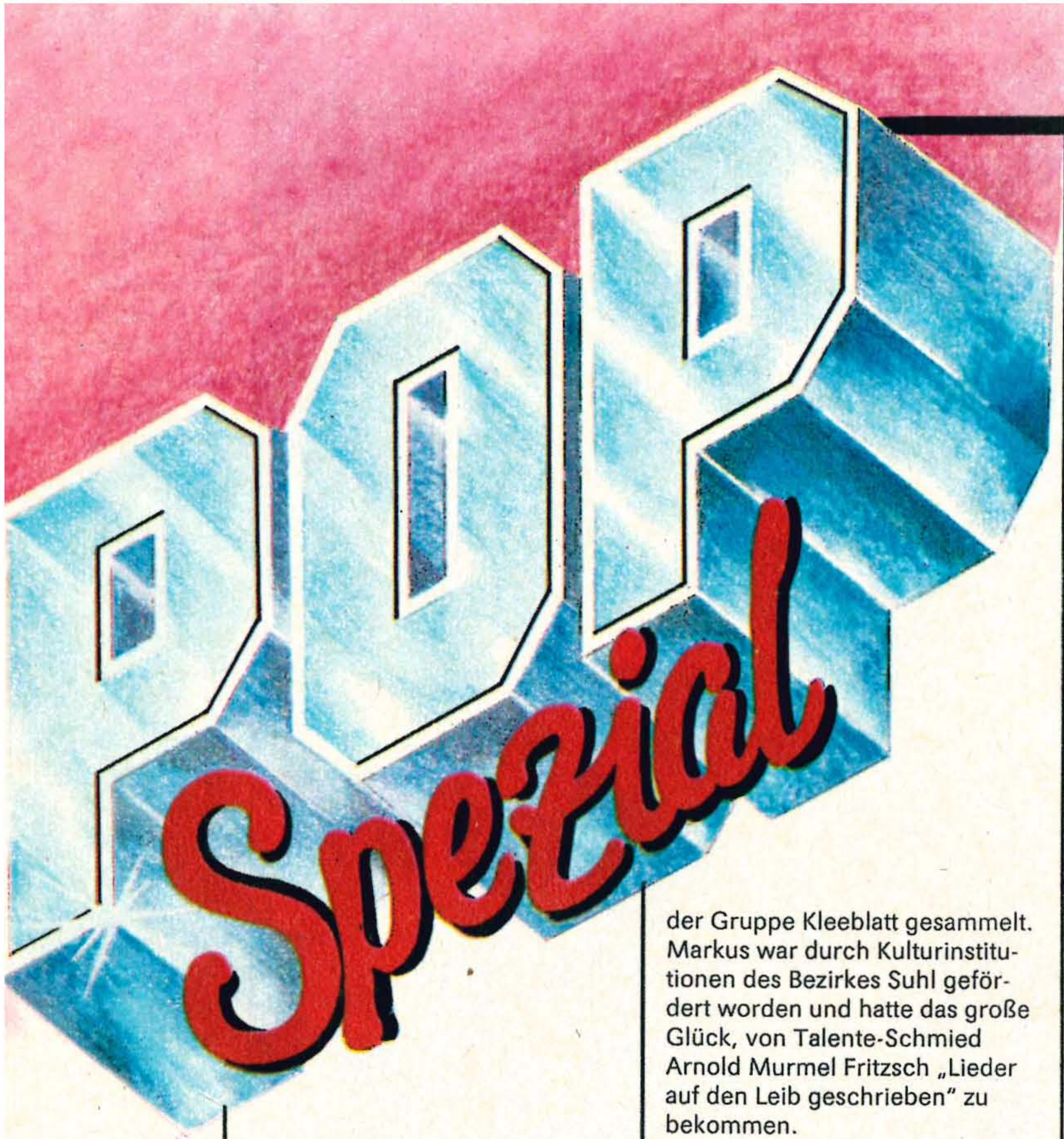
„Angst habe ich eigentlich nie gehabt – doch, einmal, da war ich ziemlich nervös", erinnert sich Liane Krüger. „Der Nachtflugdienst hörte plötzlich auf. Das registriert man sofort. Nichts tat sich. Keiner kam raus aus der Dienststelle, und Olaf rief auch nicht an. Immer mehr verbohrte ich mich in die Vermutung: Es ist was passiert! Ich war auf alles gefaßt, wartete, daß sie mich holten. Und was war schließlich? Der Flugdienst war vorzeitig beendet worden, und die Flugzeugführer hatten sich noch irgendwo zu einem Schwatz zusamengesetzt. An uns Frauen hatte dabei keiner gedacht!"

Die blonde Liane gehört zur großen Schar derjenigen Fliegerfrauen, die vor den Toren des Geschwaders so viel in Gang halten. Nun ebenfalls vor einen Neubeginn gestellt, sagt sie:

„Olaf weiß, daß ich zu ihm stehe, egal was kommt." Und so wird sie auch künftig Anteil an seinem Beruf nehmen, wie sie das von ihm für ihre Tätigkeit als Sachbearbeiterin beim Rat der Gemeinde kennt.

Daß der 31. August 1989 ein besonderer Tag war, steht für die Angehörigen des Jagdfliegergeschwaders „Wilhelm Pieck" außer Frage. Im Falle des Hauptmanns Olaf Krüger ist dennoch eine Steigerung dieses Besonderen möglich. Zusammen mit dem Geschwaderkommandeur absolvierte er in einer zweisitzigen MiG-21U den tatsächlich allerletzten Flug. Für Olaf war das ein Schlußstrich und das Worthalten als Genosse: Für den Frieden tun wir alles. Herzlichen Glückwunsch zu dieser Haltung, Erfolg auf den Weg. Und die 31 Sommerblumen von AR? Geburtstag hat man schließlich nicht oft an so einem Tag! Noch dazu den 31.!

Text und Bild:
Oberstleutnant Bernd Schilling



Spezial

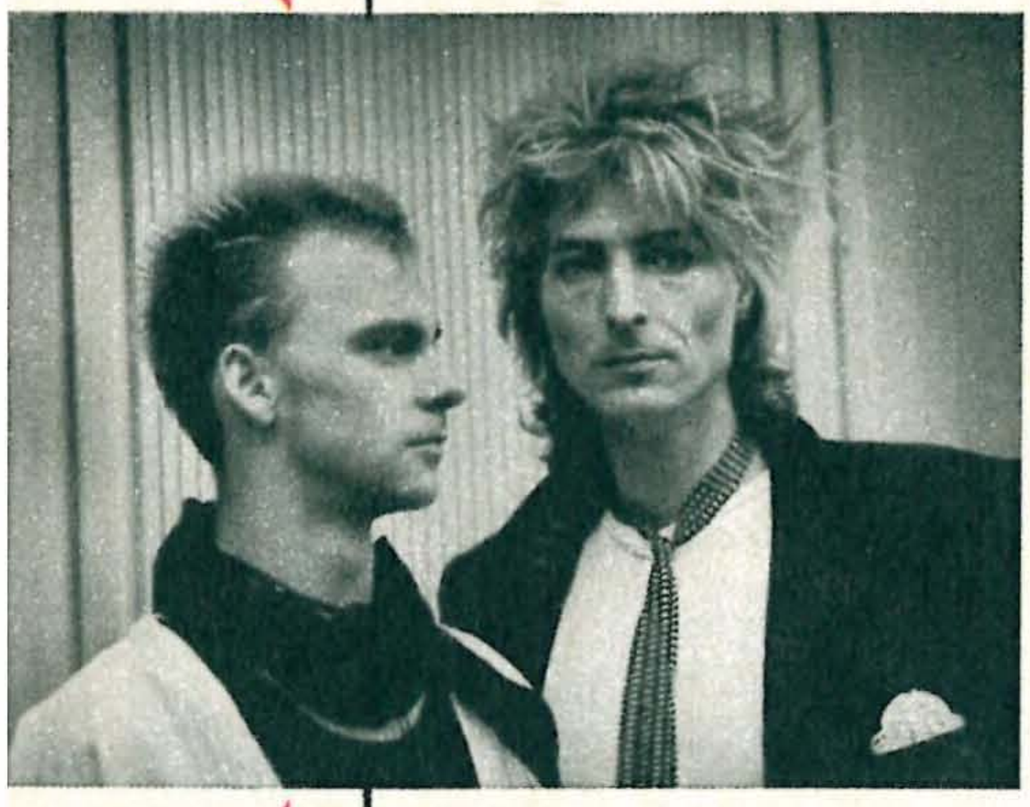
SPEED-Way

SPEED ist ein Pop-Duo, das realistisch, ohne Flausen an die Arbeit geht. Schuld daran ist gewiß jene „Zwangsehe", deren Stifter die Generaldirektion beim Komitee für Unterhaltungskunst gewesen ist. Sie nämlich machte Serjoscha Stüven zum Partner und Mentor des jungen Pop-Interpreten Markus Siewert. Künstlerische Erfahrungen hatte Serjoscha bei „Jahrgang 49", einer Politsong-Gruppe der 70er Jahre, und in der Gruppe Kleeblatt gesammelt. Markus war durch Kulturinstitutionen des Bezirkes Suhl gefördert worden und hatte das große Glück, von Talente-Schmied Arnold Murmel Fritzsch „Lieder auf den Leib geschrieben" zu bekommen.

Seit Ende 1987 ist SPEED das Markenzeichen von Serjoscha & Markus. Während Serjoscha Kompositionen und Arrangements schreibt, macht Markus sich an die Texte heran. Die beiden möchten keine Konzerte geben. Sie wollen in Klubs und Diskotheken sein und bei Großveranstaltungen mit kleinem Programm zum Gelingen des Ganzen beitragen. SPEED konzentriert sich auf eine preiswerte, den Seh- und Hörerwartungen des Publikums entgegenkommende Darbietung. Denn – so der SPEED-Standpunkt: „Konzerte sind zur Zeit nicht gefragt." Also fahren Serjoscha und Markus auch nicht mit aufwendiger Technik durchs Land, sie kommen mit ihrer Back-line und klinken sich in vorhandene Anlagen ein. Im Half-playback-Verfahren zu agieren – Instrumente vom Tonband, die Stimmen original – halten sie für durchaus ehrenhaft.

SPEED besitzt neun Fan-Klubs, ein gelungenes Video der Fernsehsendung Stop-Rock mag dazu beigetragen haben. Denn spontan meldeten sich junge Leute aus Zwickau, Sangerhausen, Dresden und Pirna-Copitz, aus Leipzig, Karlshagen und Plattenthal, aus Halle und Schöna, um aus und mit SPEED mehr zu machen. Die zahlreichen Mitglieder dieser Klubs treffen sich regelmäßig, reden über SPEED und die Welt und schreiben ihre Meinungen den Machern von Wertungssendungen. Serjoscha und Markus sind diese Kontakte mit den Fans natürlich wichtig. Also beliefern sie vorrangig ihre Fan-Klubs mit Informationen. Und wenn Zeit oder Gelegenheit es erlauben, trifft man sich mit ihnen, fragt sich aus und schwört einander ewige Treue. Dennoch: Wie sind neun solcher Klubs zufriedenzustellen? Ein Problem, das sich als lösbar erwiesen hat: eine zentrale Fan-Klub-Anschrift. Sie ist Anlaufpunkt für alle Freunde von SPEED. Und die Fans gehen nun dem Duo sogar zur Hand, helfen Briefe zu beantworten, geben Diskjockeys Auskunft, erledigen Autogrammpost.

Gefragt, welcher Auftritt für SPEED besonders erstrebenswert sei, nannten Serjoscha und Markus den „Kessel Buntes". Auf denn! Wie heißt's doch im Wörterbuch hinter „Speed": Eile; Erfolg; (be)-eilen; fördern, gedeihen ... Mithin – mit Eile zum Erfolg und – beeilen beim Fördern! Es wäre schon die halbe Miete auf dem SPEED-Way.



Serjoscha (r.) und Markus

Stichworte

Jingle: (engl., amerik.) In der wörtlichen Übersetzung: „das Geklingele". Heute sind es kurze, prägnante, oft wiederholte Einblendungen von Wort/Musik-Produktionen als Kennung von Sendern oder Sendungen im laufenden Programm.

Traller: (engl., amerik.) Kurze, zumeist wiederholte Einblendung ins laufende Rundfunkprogramm als Vorschau auf eine bestimmte Sendung. Neben dem Sendetermin wird gewöhnlich auch der Inhalt einer Sendung genannt.

Take: (engl.) Ein kurzes Stück Film oder Musik auf Tonband, auch ein vollständiger Musiktitel. Takes sind zumeist Ausschnitte oder Kurzproduktionen, die später zusammengefügt werden.

AUTOGRAMM-Adressen

***Die Degas:** Postf. 40, Fürstenwalde 1240 + **Heike Schäfer:** Künstleragentur der DDR, Krausenstr. 9/10, Berlin 1080 + **Cellx & Mr. Paperman:** Arno Vorwerp, Voltaweg 11, Leipzig 7027 + **Christine Beyer:** Rosenberger Str. 31, Berlin 1143 + **Compact-Team:** Alte Schönhauser Str. 60, Berlin 1054 + **Klassik-Disco:** Jörg Wittenberg, Goethestr. 4, Torgelow 2110*

POP-Nachrichten

Ralf Bursy komponierte wieder alle Titel seiner im Dezember erschienenen LP „Irgendwo". Mit dem diesem Sänger bestens angepaßten Kowarski-Text ist der Titel „Ein Schrei ohne Ton" in den Hitparaden des Rundfunks präsent. Im Fernsehen stellt sich Ralf seinem Publikum bei „Eine runde halbe Stunde" sowie in Jürgen Karneys erster Samstagabend-Show „Karney & Co.".
Zu buchen bei Renate Stephan, Defreggerstraße 10, Berlin 1193, ist die auch 1990 durch die Republik tourende professionelle Modeshow-Gruppe ACTION MODE UND MAKE UP BERLIN. Acht Models und zwei Dressmen präsentieren Erzeugnisse führender Modeproduzenten der DDR in einer choreografisch und musikalisch bemerkenswert gestalteten Folge.

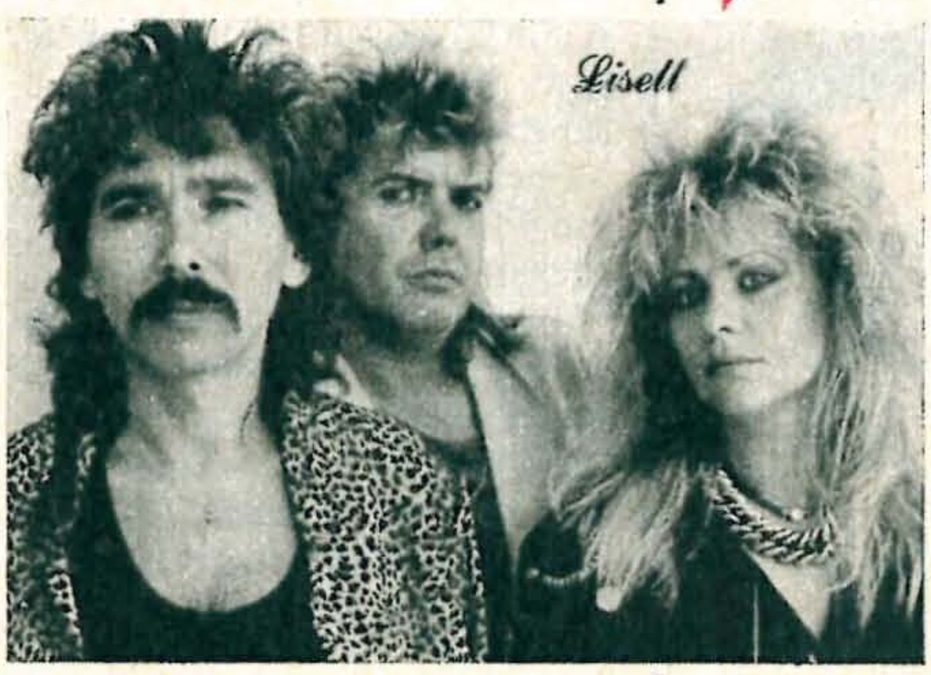
Action Mode und Make-up Berlin

Höchstbezahlter Star des internationalen Show-Geschäfts war auch 1989 **Michael Jackson.** Einer US-amerikanischen Zeitschrift zufolge werden Jacksons Einkünfte auf rund 65 Millionen Dollar geschätzt, 1988 waren es 60 Millionen. Mit 64 Millionen Dollar liegt der Filmemacher Steven Spielberg auf Rang zwei, der Fernsehstar Bill Cosby auf Rang drei in dieser Liste. Den vierten Platz belegt Mike Tyson, Profiboxweltmeister im Schwergewicht, der es immerhin noch auf 45 Millionen Dollar gebracht haben soll.

Diskjockey Ingo Schulz aus Waren bereitet ein neues Kinderprogramm auf der Grundlage seines mit einer Goldmedaille ausgezeichneten Programms „Ruck-Zuck" vor. Die neue Show für Kinder, die unter Mitarbeit des Grafikers Manfred Bofinger gestaltet wird, befaßt sich in spielerischer Weise mit dem Computer als Partner und Helfer für Kinder. Ein Projekt, mit dem sich Schulz und Bofinger an der landesweiten Aktion „Kunst für Kinder" beteiligen.

Laut Information einer britischen Fußball-Zeitschrift will eine Rock-und-Pop-Musikantenmannschaft gegen ein Musikproduzenten-und-Verlegerteam im Londoner Wembley-Stadion ein Spiel austragen. Initiator ist der fußballbegeisterte Weltstar Elton John, in dessen Rock-Pop-Elf Stars wie Rod Stewart, Jon Anderson und Chris Norman stehen. Die Background-Betreuung übernimmt die Band Franky Goes To Hollywood. Zwecks Direktübertragung verhandelt Elton John mit mehreren TV-Stationen und hofft auf regen Zuspruch durch Kids und Fans.

Lisett mit Kerstin Köhler (voc), Wolfgang Riemann (keyb) und Gerhard Muche (g, voc) ist ein Pop-Trio, das seit 1987 sein Disko-Publikum mit aktuellem Sound und künstlerischer Vielseitigkeit zu erfreuen weiß. In bisher vier Fernsehsendungen gingen die Titel „Kinderland" und „Die Jungs des Windes" – Komposition: Wolfgang Riemann, Text: Kerstin Köhler – über die Bühne. Kerstin, einst Sängerin in der Gerd-Christian-Show, Wolfgang, früher bei Bison, PVC und Smokings, und Gerhard, vormals bei Karavan und Express Berlin, erweitern 1990 ihr Programm mit Claus Mann als Gast, der in Lisett's Disco Fieber Show Country- und Western-music einbringen wird.



Kerstin, Gerhard und Wolfgang (v. r.)

Bild: Bernd Lammel (1), Uwe Thiel (1), Archiv (2)

Prost Neujahr!

*Ein allzeit rock-pop-trächtiges, absolut glückliches „1990" – gekoppelt mit einem herzlichen Dankeschön von LISETT und den vielen anderen Gruppen, Künstlerinnen und Künstlern aus der Rock-Pop-Szene des Landes für den verbal wie per Kuli tausendfach bewiesenen Zuspruch der Fans – wünschen allen POP-spezial-Freunden Stammreporter **Hartmut Kanter** und die Redaktion: **Heinrich Klaus***

international

• **Für Pentagon-Chef Cheney** „ist es zu früh, den Kalten Krieg für beendet zu erklären". Zwar gebe es Zeichen für eine Entspannung, und die UdSSR verkleinere ihr Waffenarsenal. Dennoch sei die Sowjetunion trotz aller Abrüstungsangebote ihrerseits noch so stark, daß sie für die USA und deren Verbündete eine Gefahr darstelle. Bei einem Truppenbesuch in der BRD kündigte Cheney an, daß die USA die militärische Ausrüstung auf ihren europäischen Basen modernisieren werde. Er hoffe, daß die BRD-Bevölkerung dies verstehe und ihre wachsende Distanz zu den amerikanischen Streitkräften nicht zu groß würde.

• **Frankreich** will für seine Heeressoldaten im nächsten Jahr neue Uniformen aus Modellen des renommierten Pariser Haute-Couture-Hauses Balmain fertigen. Der zukünftige französische Army-Look soll nach den Worten des französischen Verteidigungsministers Chevènement einen „modernen Schnitt" und einen „ziemlich eleganten graublauen bis silbergrauen Ton" haben und das bisherige Khaki ablösen.

• **Südkorea** veröffentlichte erstmals Angaben zur Stärke und Ausrüstung der im Lande stationierten USA-Truppen. Demnach befinden sich dort rund 43 000 US-Soldaten, von denen 26 000 zum Heer, 10 000 zur Luftwaffe, 470 zur Marine und 5 400 direkt zum Pentagon gehören. An Kampftechnik seien unter anderem über 100 Kampfflugzeuge und etwa die gleiche Anzahl SPW vorhanden.

• **Die NATO** ist dabei, ihr Szenarium für das 1991 stattfindende periodische Planspiel Wintex/Cimex umzuschreiben, versicherten Beamte des Militärpaktes. Die Übung, bei der NATO-weit Handlungen von Stäben und Behörden in den ersten Tagen eines Krieges trainiert werden, soll jetzt kurz vor einem theoretischen Kernwaffeneinsatz der NATO beendet werden. Bei Wintex/Cimex 1989 simulierte der Pakt Kernwaffenschläge gegen türkisches und BRD-Territorium. Nach massiven Beschwerden beider Regierungen war damals die Übung abgebrochen worden.

• **Von der BRD-Marine** waren bisher 116 Schiffe und U-Boote in Kollisionen verwickelt. 87 Personen kamen dabei zu Schaden. Marine und Luftwaffe zusammen verloren über See 57 Kampfflugzeuge, darunter 43 Starfighter, zehn Phantom und vier Tornados. 86mal liefen Schiffe auf Grund, 60mal brach an Bord Feuer aus, ein U-Boot ging total verlustig. Laut BRD-Regierung sind hierbei nur Unfälle mit Personen- oder Sachschaden von über 500 000 D-Mark gezählt.

• **Eine Schlägerei** lieferten sich hunderte britische und amerikanische Marinesoldaten in Lissabon. Dabei wurden vier Polizisten verletzt und 120 Matrosen verhaftet. An der Prügelei, die in einer Bar von vier Amerikanern angezettelt worden war, beteiligten sich nach und nach die Besatzungen dreier USA-Kriegsschiffe. Hinzu kamen noch die Seeleute eines britischen Flugzeugträgers. Schließlich erstreckte sich das „Gefechtsfeld" der zu einem „Höflichkeitsbesuch" in Portugal weilenden vier NATO-Schiffe auf das gesamte Hafenviertel. Die USA-Botschaft erklärte sich bereit, für die entstandenen Schäden aufzukommen.

• **Großbritannien** erwägt, amerikanische F-15E-Kampfflugzeuge auf britischem Boden stationieren zu lassen, erklärte Verteidigungsminister King. Die F-15E kann sowohl die sogenannten taktischen Luft-Boden-Raketen (TASM) mit 640 km als auch die Kurzstrecken-Angriffsraketen (SRAM-T) mit 400 km Reichweite tragen. Beide Arten gehören zu einer neuen Generation von Atomraketen und sollen die gemäß INF-Vertrag vernichteten USA-Raketen „kompensieren". Die britische Zeitung „The Times" verweist in diesem Zusammenhang auf die „politische Sensibilität" einer Stationierung neuer US-Raketensysteme nach Unterzeichnung des genannten Vertrages. Ein formelles Stationierungsabkommen sei deshalb noch nicht unter Dach und Fach.

• **Das Pentagon** will ab Frühjahr 1990 mindestens 925 neue Atomgranaten produzieren lassen, berichtete die BRD-Zeitschrift „Der Spiegel". Etwa zwei Drittel der Geschosse sollen in der Bundesrepublik deponiert werden, mit Rücksicht auf die bevorstehende Bundestagswahl aber erst 1991 nach Europa kommen. Die neuen 155-mm-Granaten reichen rund 30 Kilometer weit, haben eine Sprengkraft von zwei Kilotonnen TNT und lassen sich auch mit der neuen Bundeswehr-Feldhaubitze FH-155 verschließen.

Wie in jedem Jahr auch 1990 zu erwarten – die NATO-Manöverserie „Herbstschmiede" auf BRD-Territorium. Erneut wird dann „die Faszination des Kriegsspiels ... auch zahlreiche Kinder an die ‚Kampfplätze'" locken, wo ihnen die NATO-Soldaten „an der Front" erläutern, „wo der Feind gerade steht", schrieb dpa.

In einem Satz

Zugestimmt hat der USA-Senat der Schließung von 86 Militärbasen in den Vereinigten Staaten und der Verkleinerung von fünf weiteren, wodurch innerhalb von 20 Jahren 5,6 Milliarden Dollar eingespart werden sollen.

Bestraft hat der französische Verteidigungsminister einen Fregattenkapitän mit 30 Tagen verschärftem Arrest, weil dieser in zwei Fernsehsendungen über „latente Mißstimmung in allen Waffengattungen" berichtet hatte.

Verurteilt zu Gefängnisstrafen zwischen 30 Tagen und vier Jahren wegen Heroin-Mißbrauchs wurde jeder zehnte der rund 70 USA-Soldaten, welche die 42 Atomsprengköpfe der niederländischen Lance-Raketen zu bewachen haben.

Einsatzbereit mit vorerst 3 200 Soldaten ist nunmehr die bundesdeutsch-französische Heeresbrigade, die in Böblingen, Donaueschingen, Horb und Stetten am kalten Markt stationiert ist und bis Oktober 1990 ihre volle Stärke von 4 200 Mann erreichen soll.

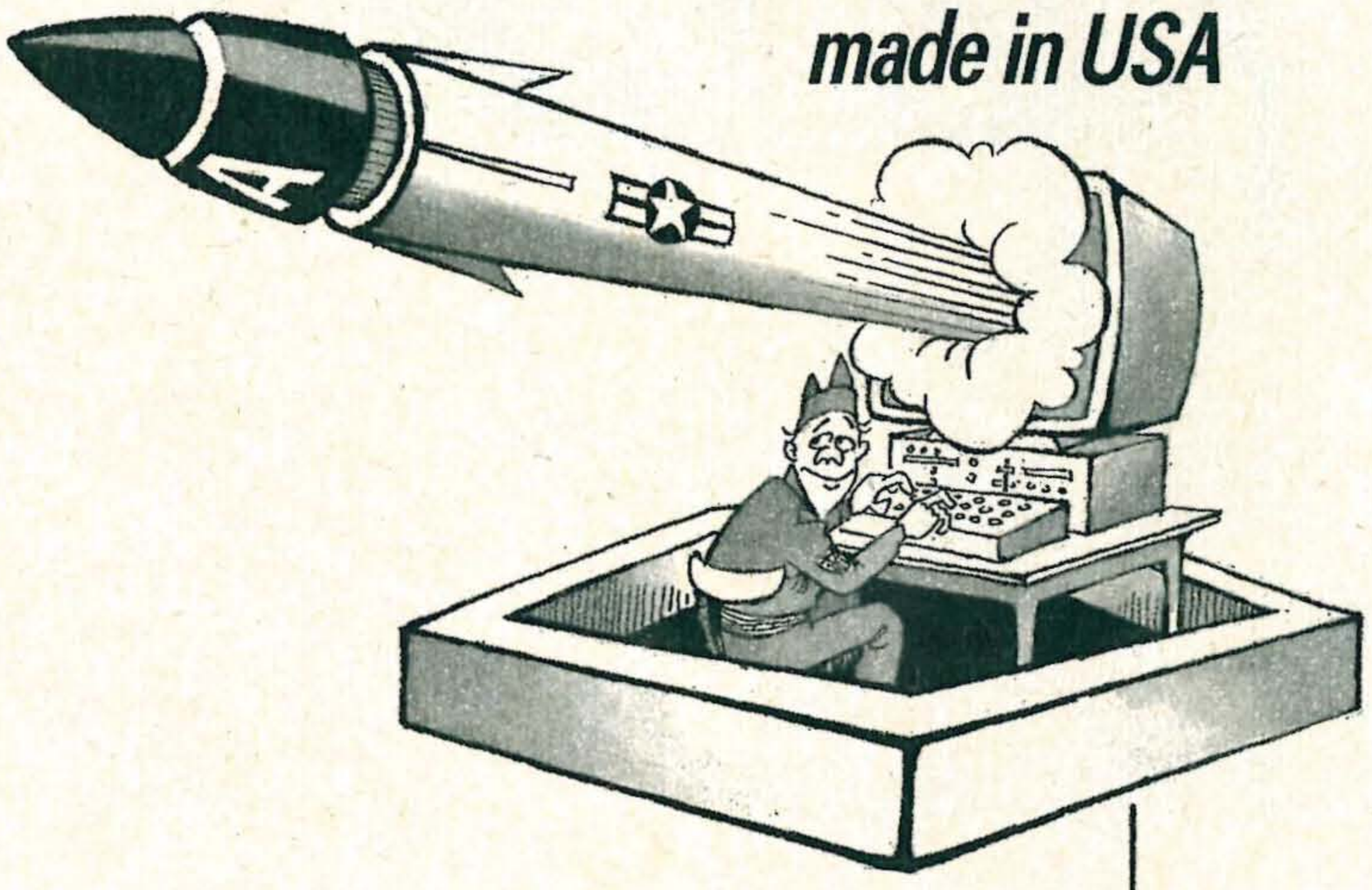
Versehentlich bombardiert hat ein USA-Jet des Typs F/A-18 Hornet den amerikanischen Lenkwaffenkreuzer „USS Reeves" mit einer 200-Kilo-Bombe, bei deren Explosion fünf Matrosen verletzt wurden.

Übernommen hat der norwegische General Vigleik Eide den Vorsitz des NATO-Militärausschusses, der höchsten militärischen Instanz des Bündnisses, von Bundeswehr-General Altenburg, der in den Ruhestand getreten ist.

Bekanntgegeben hat das Außenministerium Singapurs die verstärkte Nutzung militärischer Einrichtungen des Landes mit Beginn dieses Jahres durch USA-Kriegsschiffe und -Kampfflugzeuge.

Text: Gregor Köhler
Karikatur: Ulrich Manke
Bild: dpa

Unberechenbares made in USA



Natürlich konnte auch er gute Chancen nicht leugnen, daß sich Washington und Moskau bald auf ein Abkommen über den Abbau strategischer Atomwaffen einigen. Die Rede ist vom Pentagon-Chef Cheney, der da vor ein paar Monaten im portugiesischen Badeort Vilamoura seine Amtskollegen in der Nuklearen Planungsgruppe der NATO „informierte". Doch ebenso „natürlich" sprach er davon, daß in den USA die Entwicklung mobiler Interkontinentalraketen „auch nach der vorübergehenden Blockierung von Geldern im Verteidigungshaushalt" planmäßig weitergehe. Ob er darüber sprach, welche Maßnahmen die Vereinigten Staaten bereits jetzt planen, um ein voraussichtliches START-Reduzierungsabkommen zu kompensieren, ist nicht bekannt. Und wenn, dürfte davon wohl nur durch Zufall etwas an die Öffentlichkeit dringen, beispielsweise durch die USA-Zeitschrift „Federal Computer Week". Sie ließ schon einige Wochen vor Vilamoura die Katze aus dem Sack.

Beabsichtigt doch das Pentagon, die Einsatzplanung für Atomwaffen entscheidend zu verbessern. Dazu soll ein mit „künstlicher Intelligenz" ausgestattetes Computersystem entwickelt werden, das einen völlig neuen Zielplan aller strategischen Nuklearwaffen innerhalb von drei Tagen ausarbeiten kann. Bisher brauchten 500 Militärs 18 Monate, um den gesamten Kernwaffeneinsatzplan, SIOP genannt, zu aktualisieren. Nun wird das System aus mehreren mobilen Supercomputern bestehen, die mit Gruppen kleinerer Rechner verbunden sind, und kann sogar in einer halben Stunde für 2 000 Atomraketen Angriffsoptionen ausarbeiten. Das Pentagon frohlockt, und mit ihm die beteiligten Konzerne: Firmen wie IBM, Harris Corporation und McDonnell Douglas sollen sich am Ufer des Potomac deshalb bereits die Klinke in die Hand geben.

Bleibt die wohl berechtigte Frage, weshalb fortan ein Atomziel nun zigmal schneller als bisher berechnet werden muß. Die Antwort geben US-Computerexperten: Mit diesem System wird die Erstschlagfähigkeit entscheidend erhöht. Ist also wieder einmal Hochtechnologie angesagt, um einen Atomkrieg aussichtsreich zu machen? Fachleute in den USA warnen davor, unausgereifte Künstliche-Intelligenz-Software im militärischen Bereich einzusetzen, da sie unberechenbar sei. Doch die dafür verantwortlichen Politiker schlagen selbst diese Warnung in den Wind. Wer aber auf solcherart unberechenbare Software statt auf Abrüstung und berechenbare Rüstungskontrolle setzt, erweist sich selbst als noch immer unberechenbar und somit als gefährlich.

POPMUSIK FEMININ:

„New Vibration“

Autogramm-Anschrift: B. Klabunde, Leiterstraße 5, Magdeburg, 3010

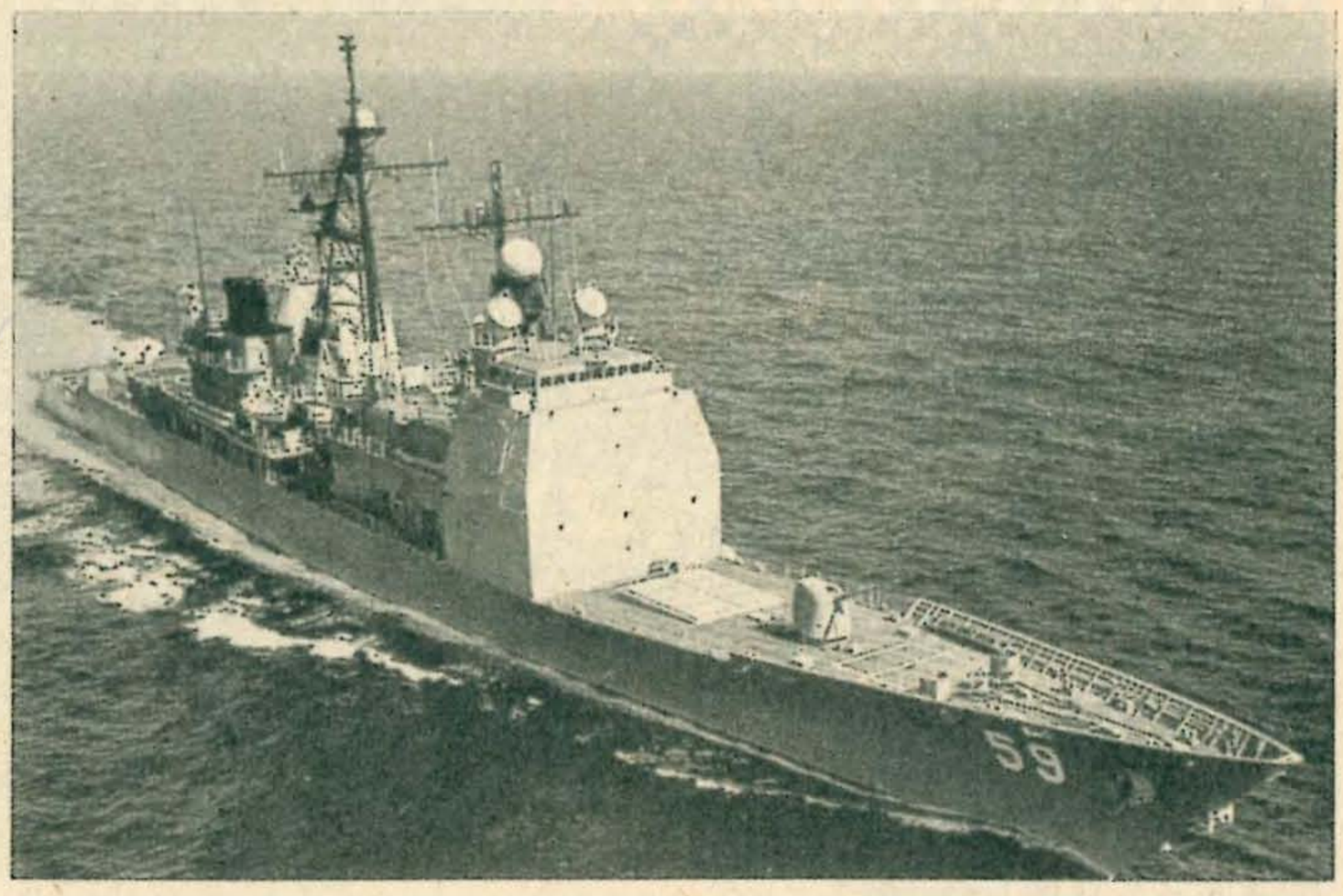
Bild: Günter Gueffroy

Mein Beruf – Offizier der NVA

Mit Deinen Fragen wende Dich an Deinen Klassenleiter, das Berufsberatungszentrum oder das Wehrkreiskommando!

Dein Beruf

Raketenkreuzer „Princeton" (USA)



Taktisch-technische Daten:

Typverdrängung	7 200 ts
Höchstverdrängung	9 100 ts
Länge	171,8 m
Breite	16,8 m
Tiefgang	9,6 m
Antrieb	4 Gasturbinen
Leistung	58 840 kW
Höchstgeschwindigkeit	32 kn
Marschgeschwindigkeit	20 kn
Fahrstrecke bei 20 kn	6 000 sm
Bewaffnung	2 Vierfachstarter für Schiff-Schiff-Raketen 2 Doppelstarter für Schiff-Luft-Raketen oder Torpedos 2 × 127-mm-Geschütze, 2 sechsrohrige Vulcan/Phalanx 6 Torpedorohre 324 mm
Besatzung	341 Mann

Der Raketenkreuzer „Princeton" wurde im Februar 1989 als 13. Einheit des Ticonderoga-Typs an die US Navy übergeben und bei der Pazifik-Flotte in Dienst gestellt. Der an Bord befindliche Vorrat an Waffen und Munition soll 68 Schiff-Luft-Raketen Standard SM-2MR in zwei Magazinen, 20 Asroc-Raketentorpedos, 16 Harpoon-Seezielraketen und diverse Artilleriemunition enthalten.

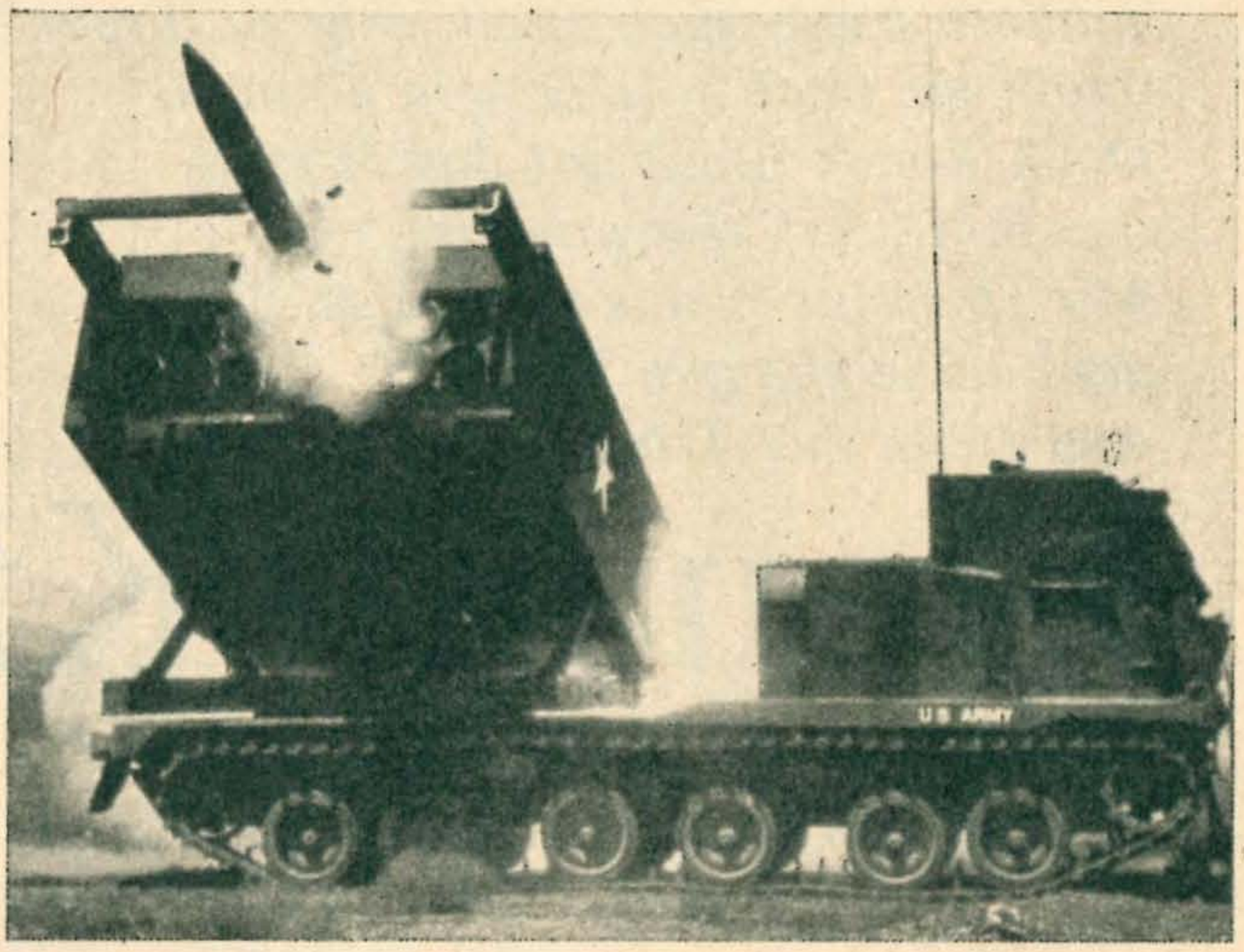
Pistole „Detonics .45" (USA)

Taktisch-technische Daten:

Kaliber	.45 ACP (11,43 mm)
Masse	850 g
Länge	180 mm
Höhe	123 mm
Lauflänge	87 mm
Patrone	
Massse	19,1 g
Länge	32,0 mm
Geschoßmasse	12,9 g
Anfangsgeschwindigkeit	250 m/s
Magazininhalt	6 Patronen

Die Kleinpistole „Detonics .45" gehört zum Produktionsprogramm der USA-Waffenfirma Colt. Ihr Federgehäuse ist abgeflacht und mit einer aufgeklebten Gummieinlage versehen, in die ein griffiges Waffelmuster eingepreßt ist. Die Visierung besteht aus dem flachen Balkenkorn und einer seitlich verschiebbaren Kimme. Die „Detonics" hat zwei ineinander verdrehte Schließfedern, die den relativ harten Rückstoß dämpfen.

Artillerie-Raketen-System MARS (USA)



Taktisch-technische Daten:

Gefechtsmasse	24,6 t
Länge	6,8 m
Breite	2,9 m
Höhe	2,6 m
Antriebsleistung	373 kW
Höchstgeschwindigkeit	64 km/h
Bewaffnung	12 reaktive Geschosse
Kaliber	240 mm
Reichweite	40 km
Feuergeschwindigkeit	12 Schuß/min
Besatzung	3 Mann

Die ersten von insgesamt 200 dieser Geschoßwerfer auf Vollkettenfahrwerk für die Divisionsartillerie der Bundeswehr wurden 1987 an das Heer übergeben. Wahlweise können von dem Fahrzeug Bombietraketen, Panzerabwehr-Minenraketen oder Geschosse mit endphasengelenkter Munition gestartet werden. Die reaktiven Geschosse befinden sich in zwei Abschußbehältern, die auch ihrer Lagerung dienen. Ein bordeigener Ladekran sowie eine Feuerleit- und Navigationsanlage gehören zur Serienausrüstung des Fahrzeuges.

Fla-Rakete Mistral (Frankreich)

Taktisch-technische Daten:

Gesamtmasse	38,0 kg
Gefechtskopf	3,0 kg
Schußweite	500–6 000 m
Einsatzhöhe	10–3 000 m
max. Zielgeschwindigkeit	Mach 1,2
Geschoßgeschwindigkeit	Mach 2,5
Flugzeit auf 4 km	6,5 s
Zünder	Aufschlag und Annäherung (3 m)
Bedienung	3 Mann

Die Mistral ist ein transportables Fliegerabwehrsystem mit passiver Infrarotzielsuchlenkung. Sie besteht aus einer Lenkrakete mit Wegwerfrohr für Lagerung, Transport und Abfeuerung sowie der leichten Lafette mit Zieleinrichtung. Die 1,81 m lange und 17 kg schwere Rakete setzt sich aus einem Gefechtskopf, dem passiven Infrarotzielsuchkopf, einem zweistufigen Triebwerk, dem elektrischen Servomotor zur Betätigung der Steuerruder, einer Thermobatterie und der Steuerungselektronik zusammen.

Die Eltern meinten,
das Söhnchen mache nicht nur brav sein Abi,
sondern trage auch noch artig zu ihrem Ruhm bei,
damit sie noch stolzer sein können.
Doch Reneè pfeift auf das Moped,
das ihm der Vater anbietet.
Mit 18 steigt er aus zu Hause,
geht seine eigenen Wege,
drei Jahre zur Armee und zu einer

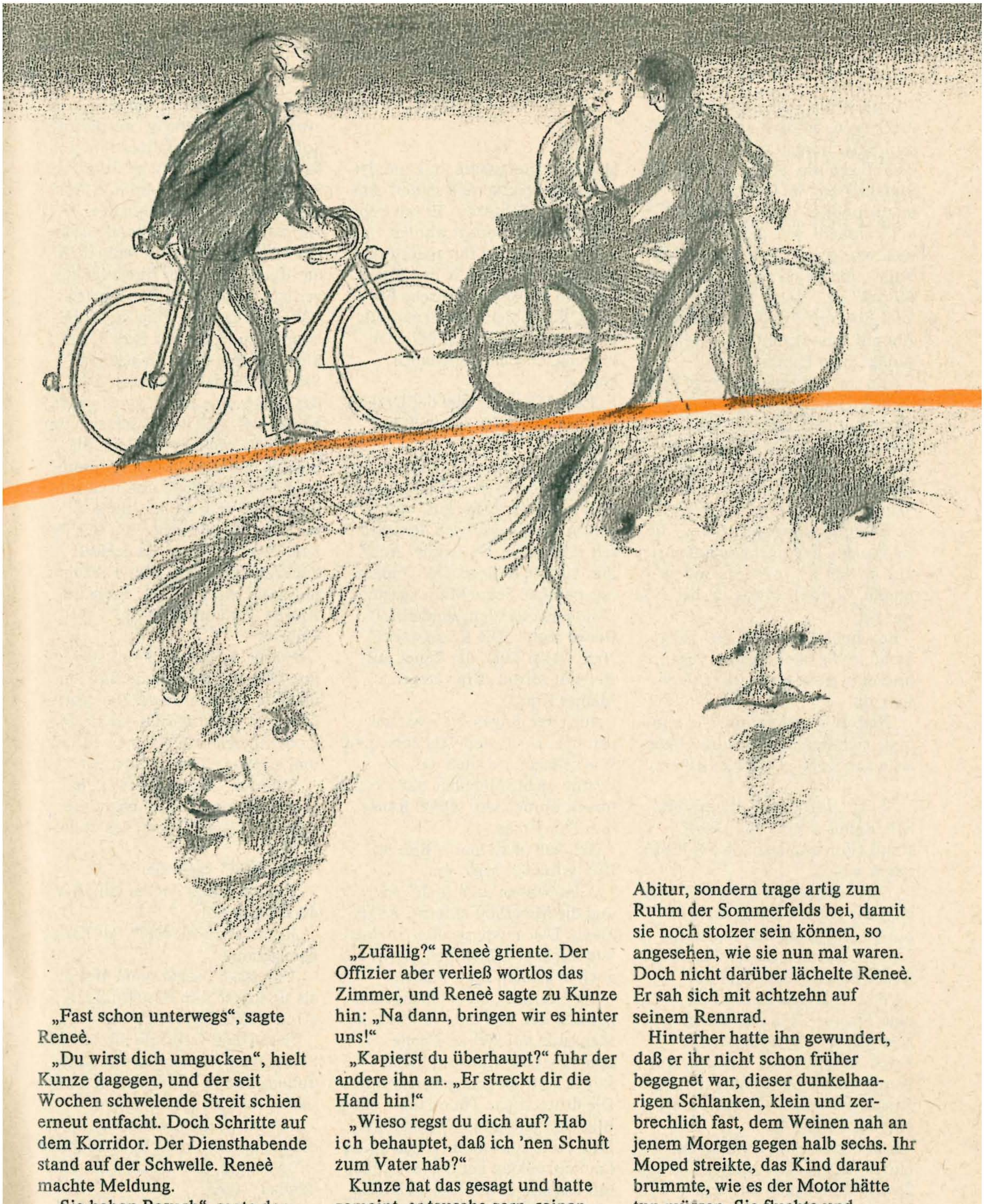
Frau mit Kind

Eine Erzählung von Manfred Weinert
mit Illustrationen von Wolfgang Würfel

Den Postmietbehälter vor dem Schrank, sortierte Reneè hinein, was ihm gehörte und sich in zwei Jahren angesammelt hatte. Kunze am Schrank gegenüber wunderte sich ebenfalls über seins.

„Unglaublich! Als ob ich den Spind nie aufgeräumt hätte."

Reneè brauchte den einen Karton bereits für seine Bücher. In die Reisetasche tat er, was er morgen abend verschenken wollte, in Jeans dann wieder, in Jeans und Pulli. Er holte die Fotos von der Wand, auch das kleine Bücherbord. Alles in die Kartons, und er prüfte wieder und wieder, ob wirklich nur noch in den Fächern lag, was er nach dem Appell morgen anziehen und mit der Uniform und ihrem Zubehör abgeben würde.



„Fast schon unterwegs“, sagte Reneè.

„Du wirst dich umgucken“, hielt Kunze dagegen, und der seit Wochen schwelende Streit schien erneut entfacht. Doch Schritte auf dem Korridor. Der Diensthabende stand auf der Schwelle. Reneè machte Meldung.

„Sie haben Besuch“, sagte der Oberleutnant zu ihm. „Ihr Vater.“

„Mein Vater?“ Reneè begann den Uniformrock sehr langsam zuzuknöpfen.

„So ungewöhnlich ist das nicht. Wozu die Kisten zur Post wuchten, wenn Ihr Vater hier zufällig mit dem Auto vorbeikommt?“

„Zufällig?“ Reneè griente. Der Offizier aber verließ wortlos das Zimmer, und Reneè sagte zu Kunze hin: „Na dann, bringen wir es hinter uns!“

„Kapierst du überhaupt?“ fuhr der andere ihn an. „Er streckt dir die Hand hin!“

„Wieso regst du dich auf? Hab ich behauptet, daß ich 'nen Schuft zum Vater hab?“

Kunze hat das gesagt und hatte gemeint, er tausche gern, seinen gegen Reneès halben. Den Kunze-Vater gegen einen viertel Sommerfeld sogar. Daran dachte Reneè und sagte sich, unterwegs zum Besucherraum, daß er nun abgenabelt sei. Versucht hatte er das bereits, als die Eltern noch meinten, das Söhnchen mache nicht nur brav das Abitur, sondern trage artig zum Ruhm der Sommerfelds bei, damit sie noch stolzer sein können, so angesehen, wie sie nun mal waren. Doch nicht darüber lächelte Reneè. Er sah sich mit achtzehn auf seinem Rennrad.

Hinterher hatte ihn gewundert, daß er ihr nicht schon früher begegnet war, dieser dunkelhaarigen Schlanken, klein und zerbrechlich fast, dem Weinen nah an jenem Morgen gegen halb sechs. Ihr Moped streikte, das Kind darauf brummte, wie es der Motor hätte tun müssen. Sie fluchte und schniefte, als er vom Sattel seines Fahrrads stieg: „Blöde Karre! Das glaubt mir keiner im Betrieb!“ – Alles wie in einem Rutsch, als habe sie ihn nicht bemerkt, oder als sei er ihr vertraut, und sie bat doch zugleich, hoffte, daß er den Fehler fände.

Er aber fuhr Rad, nicht weil er mal siegen, sondern nie so dick wie sein Vater werden wollte.
Gedrungen war auch er, Reneè, keinesfalls klein, im Gesicht aber etwas rundlich schon. Er radelte auch deshalb, weil das ein Argument war gegen die Versuche des Vaters, ihn weich zu machen: Ein Moped? Ich? Keine Lust! Tut mir leid! Ein Auto? Bloß weil ich das Abi mit Auszeichnung ...? Mir genügt mein Fahrrad!

Also fragte Reneè die junge Frau, wo der Kindergarten des Jungen sei, ob sie mit dem Rennrad zurechtkomme. Sie blickte verdutzt. Er wolle ...? Sie könne ...? Er nickte und war verlegen. Sie bemerkte das, nahm ihre Tasche, küßte ihren Jungen und schwang sich über die Radstange. Erst jetzt erkannten sie und er, daß sie im Stehen radeln mußte. Er wollte hinter ihr her. Fort war sie.

Er schob das Moped. Der Junge, blond, mit großen blauen Augen, brummte nicht mehr, sah still zu ihm auf.

„Hast du Angst vor mir?" erkundigte sich Reneè. Der Junge schüttelte den Kopf. „Und wie heißt du?"

„Wutz", sagte das Kerlchen endlich. Reneè atmete auf. Dabei könnte ihm egal sein, ob der Kleine schon sprach.

„Lutz, aha, und wie weiter?" Was ging das ihn an? Rasch fügte er hinzu: „Jeder hat nun mal zwei Namen. Ich zum Beispiel heiße Reneè Sommerfeld. Und du?"

„Wutz Schulze. Steinstraße zwei, eine Treppe!" Wie auswendig gelernt, als habe seine Mutter Angst, er gehe sonst verloren. Am Kindergarten angelangt, rannte der Junge, noch einmal winkend, auf eine Erzieherin zu.

Reneè schob das Zweirad zu einem Freund. Der kannte sich aus. Dann fuhren beide mit dem fremden Moped zum Unterricht. Danach brachte der Freund ihn in die Steinstraße. Reneè setzte sich auf die Bordsteinkante. Er dachte sich nichts dabei. Er wartete auf sein Fahrrad.

Nur war hier nicht bloß das Moped bekannt, sondern auch er. Die Stadt war klein, war eine der kleinsten Kreisstädte im Land. Ist das nicht Sommerfeld seiner? Am Moped der Schulzen? Er sah weder, daß Gardinen bewegt wurden, noch daß der Junge auf ihn zugestürmt kam. Reneè schrieb in den Staub auf dem Asphalt chemische Formeln. Er probierte mathematisch, worin er sich in der mündlichen Prüfung zu behaupten haben könnte.

„Reneè! Reneè!" rief der Dreijährige. So was! Früh kaum „Pieps", und nun?

Reneè erhob sich. Die hinter den Gardinen dachten: aufschlußreich! Er breitete die Arme aus, weil er dem Jungen ansah, daß der getrieselt sein wollte. Na so was? Auch ihm machte es Spaß. Der Dreijährige quiekte. Seine Mutter sagte: „Wie umgewandelt, sonderbar!" Reneè sagte: „Die Kerze war's!" Nun wieder Lutz, der Reneè zur Haustür zerrte: „Kran zeigen, Mamas Kran!"

Auch der jungen Frau war das peinlich. Doch vielleicht entschied: Wie verlegen sie auch war, sie konnte nicht verhehlen, daß sie sich freuen würde. Also schloß Reneè sein Fahrrad an.

„Ich hab nicht mal 'n Bier im Kühlschrank", sagte sie.

„Glas Wasser tut's auch", sagte er; und die Meierhoff eilte zur Angermann: Das müsse sie dem Sommerfeld stecken. Schließlich mache sie auch in seinem Büro sauber.

Der Hausflur, dann blankgebohnerte Stufen und unterm Dach der Mansarde mit kleiner Küche, gegenüber das Zimmer, in das Reneè vom Jungen gezerrt wurde. Die dritte offene Tür erlaubte einen Blick ins geräumige Wohnzimmer. Lutz holte aus seinem Regal einen Laufkatzenkran auf Dreiecksfüßen mit Rädern. In der Kanzel hockte eine winzige, aus Stoff- und Wollresten gebastelte Puppe.

„Mama", sagte der Junge und fuhr mit dem Kran durch die kleine Stube.

„Na prima." Reneè war nun doch etwas hilflos. Durfte er mitspielen? Sollte er sich darauf einlassen? Er war in die kleine Welt zwei ihm Fremder, in eine ihm fremde Welt gezerrt worden. Er suchte nach Anzeichen für das Vorhandensein eines Dritten und hatte wohl nicht das Recht dazu. Der Junge spielte vertieft. Reneè stahl sich hinweg.

Wortlos wies die Frau im Wohnzimmer zu einem der zwei Sessel. Sie hatte sich rasch umgezogen! Statt der Jeans einen Rock. Statt des Nickis eine Bluse. Doch wieder keinen BH, und Reneè sah sich um. Kein Foto von einem Mann. Sie brachte ein Glas Saft. Reneè empfand sich anmaßend und rechnete doch: Drei Jahr alt der Junge. Sie sah zwar aus wie achtzehn, war aber Kranführerin, hatte das gelernt. Sechzehn plus zwei oder siebzehn plus zwei, dazu die drei Jahre des Jungen. Zweiundzwanzig? Verdammt!

Nur die Augen der Frau! Dazu ihre Unruhe! Sie goß die Blumentöpfe, setzte sich wieder ihm gegenüber, sah zur Wanduhr, stellte den großen Zeiger um Minuten zurück und erklärte: „Geht immer vor."

„Ich muß", sagte Reneè. „Die Schulaufgaben!" Wie absurd das plötzlich klang? Genau das wollte er.

„Ich weiß", sagte sie.

„Tschüß, Lutz!" rief er zum Kinderzimmer hin.

„Kommst du wieder?" Der Kleine kam gerannt.

„Franziska", sagte seine Mutter, als sie Reneè ihre Hand hinhielt. „Und vielen Dank für alles."

Diese Hand verführte ihn bereits. Steuerte ein Monstrum von Kran und lag nun in seiner, daß er nicht wagte, sie kräftig zu drücken.

„Ich würde gern, wenn Sie ... Ich meine, mich stört nicht, daß ich erst ..." Bloß gut, daß er schon im Treppenhaus stand.

„Mich auch nicht. Ich hab in dieser Woche Frühschicht."

Sie entzog ihm aber ihre Hand.

„Morgen Abend?"

„Versuchen wir es", sagte sie und schob die Tür lautlos zu. Am liebsten hätte er diese sofort wieder geöffnet. Wußte er die Frau doch dahinter und war voller Lust auf

einmal, voller Neugier auch. Verrückt, oder? Er sprang die Stufen hinab und trat dann in die Pedalen, daß die Angermann zur Meierhoff sagte: Na bitte! Und das Kind war dabei. Daß die sich nicht schämen!

Reneè stieß die Tür zum Besucherzimmer auf. Der Vater! Dick, müde, mit mehr Mühe als vor Jahren noch, als er aus dem Sessel wollte. Reneè hing Mütze und Koppel auf den Garderobenhaken und streckte dem Vater die Hand hin.

„Viel Zeit habe ich nicht, bin mit meinen Soldaten verabredet. Danach zum Kommandeur. Also? Wie geht's dir? Was macht Mutti?"

Während dieser Worte geschah das Händeschütteln. Beide setzten sich. Von wegen zufällig, dachte Reneè. Mutter hat ihn geschickt: Fahre hin! Hole seine Sachen! Macht sich bloß unglücklich mit dieser ..., dieser ...! Anfangs hatte sie Person gesagt, später: mit dieser für dich doch viel zu alten Frau.

„Tut mir leid", log Reneè. „Meine Sachen habe ich vorgeschickt, gestern!" Ihn ärgerte aber, daß er log.

„Heißt das, du willst ..., hast tatsächlich vor ...?"

„Wieder bei ihr einzuziehen, ja, Vater! Wir werden heiraten. Nicht weil wir müssen, sondern weil wir das wollen!"

„Und ich hab gedacht ..." Der Zweizentnermann quälte sich auf die Beine und ging zum Fenster.

„Doch nicht nur gedacht, Vater", sagte Reneè. „Ich hör dich noch: Übereile nichts, Junge. Geh zur Armee, werde erst mal ein Mann. Auf einmal war dir sogar recht, daß ich drei Jahre dienen wollte. Auf einmal! Nie hab ich mich mit dir streiten können. Du bist zu sehr gewöhnt, daß jeder macht, was du sagst, daß keiner dir widerspricht. Ich hab dir trotzen müssen, Vater. Deine Rechnerei damals war zum Kotzen!"

„Nichts davon, bitte. Ich meinte es bloß gut. Du hättest jetzt das erste Studienjahr fast hinter dir, wärst in vier Jahren Diplomingenieur, also ein Nachwuchskader. Ich wollte dich aufbauen, hab doch Einfluß, Junge. Nun gut, das waren deine Jahre, deine."

„Ich werde nicht Hochfrequenztechnik studieren, Vater."

Stille. Nur das schwere Atmen des Mannes war zu hören.

„Nicht? Auch mir zum Trotz?"

„Vielleicht. Die drei Jahre haben mir gut getan. Ich war dir nicht ausgeliefert wie in den achtzehn Jahren davor. Du wirst sagen: Ich sei ein Aussteiger. Warum nicht? Einer, der aus deiner sozialen Sicherheit ausgestiegen ist. Sie tut nur dir gut. Sie ist sogar dein Recht. Auch für sie hast du gelebt. Sie ist aber nicht meine, Vater. Meine muß ich mir erst erarbeiten. Wenn ich bei Null beginne, so ist das längst nicht jenes Nichts, mit dem du einst hast anfangen müssen. Das ist auch dein Verdienst. Mehr will ich nicht erben. Du bist der Schlechteste nicht. Leider erdrückt deine Güte."

„Wie redest du mit mir?" Der Vater wandte sich zu ihm um.

„Wie ein Mann, Vater! Das hast du doch gewollt. ‚Danach siehst du alles anders', hast du lächelnd gesagt und einzig an Franziska gedacht, hast gemeint: Der Junge muß sich austoben, schälen, mausern, flügge werden. So hast du Mutter damals beruhigt. Nun hat sie dich hergeschickt, und du hast dich herschicken lassen, weil ihr beide nicht mit dem gerechnet habt, der ich heute bin. Ich zu euch ziehen, mich freihalten für die Zuneigung der Tochter eines Prominenten? Ich und Einfluß heiraten, Chancen ehelichen? Abitur mit Auszeichnung immerhin! Ein Kopf doch, der möglichst keinen Tag verplempern sollte, geschweige Jahre! Deine Worte, Vater!" Reneè erhob sich und sah zur Uhr. „Gut dennoch, daß du gekommen bist. Von Mann zu Mann sagt sich vieles leichter. Grüß Mutter!" Reneè nahm Mütze und Koppel und streckte dem Vater die Hand hin.

„Du heiratest aus Trotz, Junge! Das muß schiefgehen! Aus Trotz nicht zum Studium! Begreifst du überhaupt?"

„Ich bin immatrikuliert, Vater. Bis September arbeite ich wie schon mal mit Franziska in einer Schicht. Danach Gesellschaftswissenschaften! Alles ohne dich. Ich hoffe, ihr zwei kommt trotzdem zur Hochzeit.

„Und wie wollt ihr zurechtkommen? Du nur das Stipendium, und sie? Was verdient sie?" „Du machst dir schon wieder unsere Gedanken, Vater! Hab ich gesagt, daß es leicht wird, daß ich es leicht haben will?" Noch ein Händedruck, und Reneè mußte sich sputen. Die Genossen seiner Gruppe warteten. Nichts Dienstliches führte sie zusammen. Einzig das Menschliche, daß sie einander irgendwann, irgendwo wiedersehen, sich abermals in einer Kaserne begegnen könnten und noch einmal aufeinander angewiesen wären. Dann sollten die Erinnerungen ungetrübt und so sein, daß jeder den anderen gern begrüßte und sich sagte: Mit dem immer!

Nun, da es ausgestanden war, hörte er von Älteren, daß es jedem so ergehe. Immer gäbe es jene Frist der Gruppe für den Unteroffizier, in der sich jeder über ihn eine Meinung bilde. Sogar danach bestimme das Abwarten die Qualität der Handlungen. In diesen Wochen könne sich der Gruppenführer schon täuschen lassen und sich einreden, er sei angenommen.

Woher hätte Reneè wissen sollen, wie die Soldaten über ihn dachten? Schubert zum Beispiel, Betonfachmann, fünfundzwanzig schon, verheiratet und Vater zweier Kinder, oder Abazahn, der Eisenbieger. Nur zwei waren so alt wie er, hatten 'grad die Lehre hinter sich.

Reneè hätte sich sagen müssen, daß er für sie das Schülerchen sei, das bisher lediglich von einer Schulbank zur anderen gewechselt war, ein bißchen Schliff beigebracht bekam und später, wenn er studiert haben würde, solchen wie ihnen haushoch überlegen wäre oder wenigstens so tun könnte. Nichts wurde geschürt, eher erfühlt, mit Blicken vorbereitet, danach erst mit Worten bekräftigt: Na dann, Männer! Mal das Tempo 'runter, die Luft etwas 'raus, die Haltung lässiger! Denkt ihr auch, irgend

'was stimmt nicht mit seinem Gesicht? Selbst wenn er nicht lächelt, lächelt der Stupsnasige! Freut sich anscheinend, daß er uns kommandieren darf!

Wann immer Reneè etwas über die Armee gelesen hatte, in den Geschichten und Romanen passierten die Bewährungen bei aufregenden Übungen, in geradezu abenteuerlichen Situationen. Er aber verspürte das Unbehagen, wenn er zu den Soldaten in die Stube kam, nie, wenn der gesamte Zug oder die Kompanie unterwegs waren. Immer in diesen fast hautnahen Begegnungen, wenn er den Gesichtern ansah, daß die Männer ihn nicht ernst nahmen. Das verunsicherte, sollte es wohl auch. Wie oft er sich sagte: Sprich doch mal mit ihnen – er wußte nie so recht, worüber. Wie gern er mit seiner Gruppe den Bestentitel errungen hätte! Daß es nicht gelang, lag zwar auch an den Männern, doch so waren sie nicht, daß er sie hätte tadeln müssen.

„Genosse Schubert! Ihr oberes Spindfach wieder. Immer dieses eine. Warum?"

„Sagt mir das dämlige Fach auch nicht, Genosse Unteroffizier. Also werd' ich ihm mal wieder einen Einlauf machen!" Schubert kassierte Gelächter und räumte auf. Reneè aber blieb ein ungutes Gefühl. Vielleicht hätte dem Schubert ein anderer Deftiges erwidert. Reneè wollte sich nicht provoziert fühlen und kontrollierte die übrigen Spinde, als sei zwischen ihm und den Männern alles in Ordnung.

Doch dann der Sonntag, an dem Franziska und der Junge ihn besuchen kamen. Ein Wahnsinnstag! Allein wie der Junge war. Wich nicht von seiner Seite und rief den Passanten zu, als seien diese blind: Mein Papa ist Soldat! Dauernd wollte Lutz hochgehoben sein. Erst in den Wiesen ließ Reneè zu, daß der Junge die Mütze aufbehielt, die er bis dahin immer wieder mal hatte aufsetzen wollen. Mein Papa! Für den Jungen schien alles ganz einfach. Sie aber, Franziska und er, wähnten sich noch immer in der Prüfung.

Das Gerede war seinerseits rasch zum Ratsmitglied Sommerfeld gelangt: Sein Sohn treibe es mit einer, die älter sei und ein Kind habe, von dem niemand wisse, wer dessen Vater sei. „Das machst du doch, weil du uns ärgern willst!" behauptete der Vater abends. „Ausgerechnet so kurz vor den mündlichen Prüfungen. Ich wette, sie weiß, wer du bist. Will abstauben. Oder ist sie durchtrieben? Macht es ihr Spaß, unseren guten Ruf zu beschmutzen?"

Reneè ging in sein Zimmer und packte, was er für die restliche Schulzeit brauchte, auch an Kleidung. Zum Vater sagte er danach nur: Ich bin achtzehn und ziehe jetzt aus! Er hatte Franziska bislang dreimal besucht. Sie waren ins Kino oder spazieren gegangen, wenn der Junge schlief, und noch war zwischen ihnen nicht passiert, was der Vater so niedergemacht hatte, als müsse er auch dabei irgend etwas verantworten.

Zuerst zog Reneè zum Freund, und, als er die Nacht über bei Franziska geblieben war, in die Mansarde. Er fühlte sich plötzlich frei. Nur der Argwohn eben, da er mit allem einzig den Eltern trotzen wolle, Franziska also bloß benutze. Verdrängte Skrupel bleiben Skrupel! Er holte den Jungen vom Kindergarten ab, ging einkaufen, bestand alle Prüfungen mit Eins, und als er im Haus sogar die Treppe bohnerte, verriet ihm die Frau von nebenan: Fräulein Schulze sei eingezogen, als sie schwanger war. Doch sei er der erste Mann, den sie zu sich lasse. Ihr entgehe nämlich nichts!

Reneè bat Franziska zum Abiturball und mußte ihr gut zureden. Sie begleitete ihn nur ihm zuliebe. Seine Eltern bat er nicht, und es gab Freunde der Sommerfelds im Saal, die meinten, sie müßten Reneè die Augen öffnen. Diese aber lachten jeden an. In ihnen konnte jeder lesen, wie gut ihm bekam, daß er Franziska hatte, mit ihr tanzen konnte und sie ihm die Schönste von allen war.

Bis Franziska Urlaub nahm, half er aus in ihrem Betrieb. Er sah zu, wie die Maschine das Metall zersägte, spannte aus, neu ein, maß ab, zog den Strich und sah wieder der Maschine zu, weit öfter aber seiner Franziska, wie sie mit dem Kran umging, hoch über den Männern, die ihr Zeichen machten. In den Pausen aber frotzelten sie, daß von ihnen keiner bei ihr eine Chance gehabt habe. Nun sei klar, warum. Sie wolle einen Bartlosen, ein Milchgesicht. Sei so einer gut im Bett? Wer gut ist zu mir, ist auch gut im Bett! konterte sie, weil er dem rauhen Ton nicht gewachsen war. Er lächelte sogar, wenn ihm etwas peinlich war oder wenn er sich für andere schämte. Auf dem Heimweg aus den Nachtschichten schlief er fast im Gehen schon. Sie aber mußte Lutz von der Nachbarin holen und ihn zum Kindergarten bringen. Erst danach kam sie zu Reneè unter die Zudecke.

Nach dem Urlaub jedoch, als Reneè gepackt hatte und andern-tags einrücken mußte, wollte kein Gespräch in Gang kommen. Lutz schlief. Sie beide aber nippten nur am Wein.

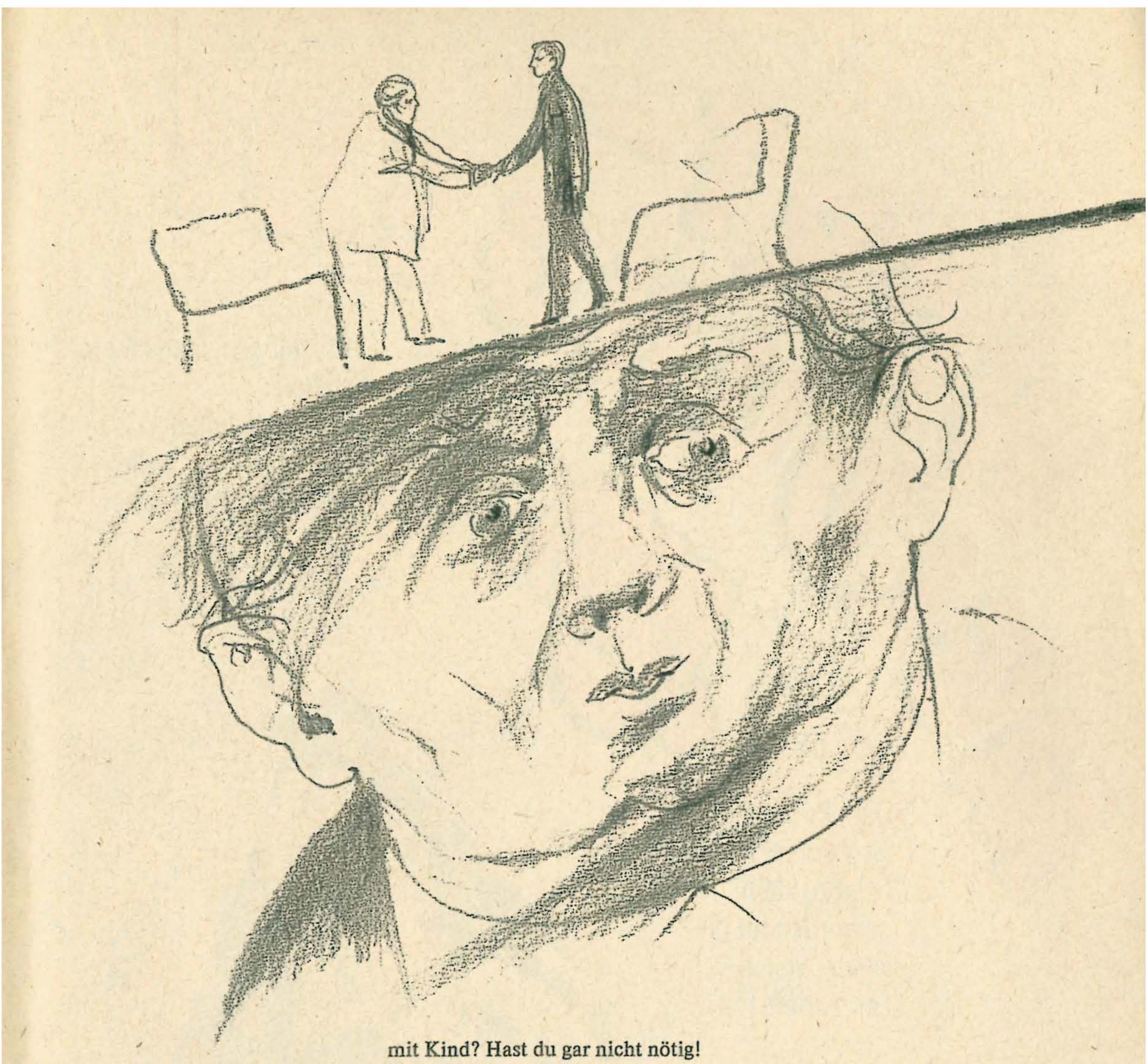
„Ich habe dir wirklich nichts vorgemacht", sagte Reneè.

„Nur dieser blöde Verdacht!"

„Gut, daß du davon anfängst. Ich denke seit dem Abiball daran, immer wieder mal. Du brauchst mir nicht mal schreiben, sagen wir, so lange du diese Ausbildung machst. Ich schreibe auch nicht. Es muß einen Weg geben, daß wir den Verdacht los werden, alles sei geschehen, weil es für dich neu war und du deinen Eltern was beweisen wolltest. Ich wäre gern mit dir zu meinen Eltern gefahren. Einfache Leute, aber leicht zu verletzen. Wenn wir uns sicher sind, abgemacht?"

Er verstand sie nur zu gut. Er sollte nicht von seinen Eltern zu ihr geflohen sein, sondern kommen, obwohl er ebenso hätte fortbleiben können. Sie war ihm zweieinhalb Jahre voraus und gab ihn frei, ließ ihn los. Vermutlich würde sie dennoch enttäuscht ins Postfach sehen: Wieder nur die Zeitung? Nun ja, etwas war mit Handschlag besiegelt worden.

In jenen Monaten half Kunze ihm über so manches hinweg. Kunze,



der, wie Reneè vermutete, einzig deshalb Unteroffizier werden wollte, um von den Demütigungen seines Vaters genesen zu können, indem auch er über andere sein dürfe, wie sein Vater bisher über ihm gewesen war. Dieser Arsch! wie Kunze sagte. Fast hätte er ihn, Reneè zusammengeschlagen, nur weil der Kunze gefragt hatte, warum er nicht sehe, daß er dann genau so ein Arsch sei? Fast zusammengeschlagen! Doch wer einem anderen nahm, was ihn bis dahin hochhielt, der mußte ihm etwas geben, woran sich der andere klammern konnte, und Reneè gab sich, eher wohl seinen Kummer über das ihm auferlegte Schreibverbot.

Na, der würde ich! wetterte Kunze. Sei endlich ein Mann! Frau mit Kind? Hast du gar nicht nötig! Tagelang, wochenlang ging das so. Das tat gut! Reneè hatte etwas, wogegen er andenken konnte. Kunze hatte etwas, worauf er schimpfen konnte, und Reneè zog Kunze mit, ohne daß der das merkte.

Schließlich brachte Kunze zwei Freundinnen zur Bank! Mann, gab sich der Junge Mühe! Durfte Reneè ihn enttäuschen? Zwei kichernde, schallend lachende Mädchen, daß Reneè dachte: Bring's hinter dich, Sommerfeld! Obwohl nicht Sommer war, geschah's auf einem Feld, in einer Scheune. Hinterher gestand Reneè seinem Freund, daß er nun erst recht Sehnsucht nach Franziska habe, und Kunze gestand ihm zum Abschluß der Ausbildung: Ich schreib' mich mit meiner. Na, was sagst du? „Echt stark", erwiderte Reneè. „Und ich werde Franziska endlich die zwanzig Briefe schicken."

„Nachtigall, Nachtigall", sagte Kunze nach dem Abschlußappell in der Schule. „Wir beide zur selben Einheit? Da hat doch einer dran gedreht?"

Mit Franziska und dem Jungen aus den Wiesen zurück, traf Reneè drei Soldaten seiner Gruppe. Sie stutzten. Lutz sagte Papa zu Reneè. Auf einmal hatten die drei es eilig. Sie glauben doch, sie stören, beruhigte Franziska Reneè. Er aber dachte an die Spannungen und erzählte; so auch, daß er, verdammt noch mal, wenigstens mit Schubert und Abazahn reden müßte. Doch nie ein Anknüpfungssatz! Immer dieser Abstand. „Manchmal bin ich

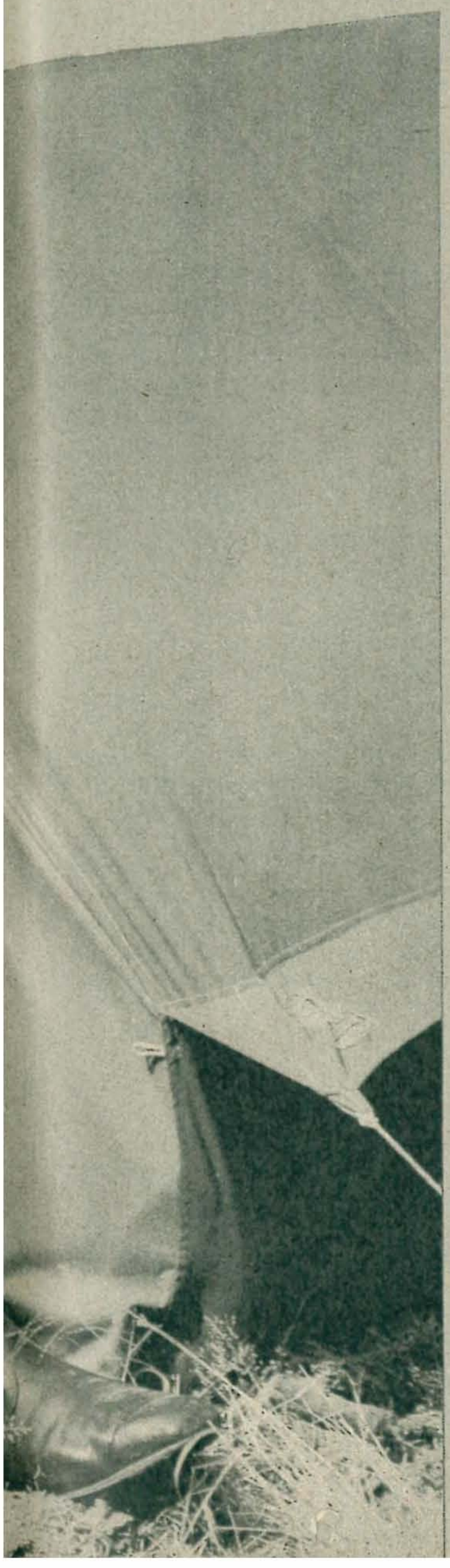
Fortsetzung auf Seite 95

WORT-MELDUNGEN!

Vorschlägen, Gedanken,
Kritiken
zur Erneuerung des
Sozialismus im Lande
wie in den Streitkräften.

Der „Postsack"
reicht nicht mehr aus.
Er ist zu klein
geworden für die
vielen, vielen
Leserbriefe mit

Deswegen bringen wir Wortmeldungen von AR-Lesern auf diesen Seiten. Wenn bei Erscheinen des Heftes möglicherweise nicht mehr alles brandaktuell sein sollte, liegt dies an unserem Redaktionsschluß: 20. November 1989.



Warum werden die Soldaten nicht gefragt?

Wir Grenzsoldaten sind hocherfreut über die Entwicklung in unserer Republik seit dem 11. Oktober 1989. Wir wollen mithelfen, den Kurs der Wende und die Erneuerung des Sozialismus voranzubringen und vor allem unumkehrbar zu machen. Wir sind bestrebt, unserer Aufgabe zum sicheren Schutz unserer Staatsgrenze weiter voll gerecht zu werden. Bei der Herausgabe der neuen DV 010/0/003 und 010/0/007 war die Rede von Verbesserungen der Dienst- und Lebensbedingungen für die Soldaten, daß sie öfter in Urlaub fahren können. Unter dem Strich aber bekommen wir pro Diensthalbjahr wie bisher nur dreimal Urlaub. Wir fühlen uns betrogen. Und wir fragen ernsthaft, wer diese Vorschrift erarbeitet hat. Dienst- und Urlaubsvorschriften sollten zeitgemäßer gestaltet und dazu auch die Meinungen und Vorschläge der Soldaten eingeholt werden. Konkrete Vorschläge dazu hat unsere FDJ-Organisation in einem Brief an den Minister für Nationale Verteidigung gemacht.
Die FDJler der Grenzkompanie Weidenbach

In die FDJ-Arbeit eingreifen?

Meine Frage bezieht sich auf die Rolle der FDJ in der NVA: Welche Rechte bzw. welche Pflichten besitzt der militärische Vorgesetzte in Bezug auf die FDJ-Arbeit? Kann er in die Arbeit der FDJ-Grundorganisation eingreifen?
Unteroffizier Frank Kraskowski

Damit macht sie ihrem Namen Ehre

Ich freue mich sehr, daß unsere NVA in dieser kritischen Situation, wo so viele weggegangen sind, hilft, indem Soldaten Linienbusse und Straßenbahnen, Milch und Kohlen fahren, in Krankenhäusern arbeiten, auf Loks und Stellwerke umgestiegen sind. Damit macht sie ihrem Namen Ehre: Volksarmee.
Regine Weidlich, Borna

Ich hatte ganz große Angst!

In den Tagen, als einige Demonstrationen im Stadtzentrum von Berlin kein Ende nehmen wollten und finstere Typen bis in die tiefe Nacht hinein grölten, zum Totschlagen der Kommunisten aufriefen und randalierten, hatte ich ganz große Angst; ganz besonders, weil mein Mann Soldat ist und ich mit unserer Kleinen allein bin. Wie sehnte ich meinen Mann herbei! Gleichzeitig aber dachte ich mir auch: Nur gut, daß es unsere Volksarmee, unsere Schutz- und Sicherheitsorgane gibt, die dafür stehen, daß uns feindlich gesinnte Kräfte nicht kaputtmachen können, was in der DDR (bei allen Problemen) geschaffen worden ist. Ich bin deshalb stolz, daß mein Mann an seinem militärischen Platz für Frieden und Sicherheit von uns allen sorgt.
Bettina Siewert, Berlin

Steht der Hfw. über dem KC?

Ich empfinde es als Willkür und Kompetenzüberschreitung, wenn bei uns der Hfw. mehr zu sagen hat als der KC. Beispiel: Der Kompaniechef hat mit seiner Unterschrift Urlaub oder Ausgang genehmigt. Wenig später wird das vom Hauptfeldwebel wieder gestrichen, weil ihm noch irgendeine Aufgabe eingefallen ist.
Gefreiter Roger Goede

... um Vertrauen zurückzugewinnen

Ich hoffe, daß das Umdenken in unserem Land auch vor der Armee nicht halt macht. Der Wehrdienst sollte menschlicher werden. Persönliche Probleme sollten auch die Vorgesetzten interessieren, um zu viel verlorenes Vertrauen zurückzugewinnen.
Unteroffizier Klaus Ruebesam

Sind wir schlechter als die Kommandanten?

Im September 1989 wurde ich versetzt. Hier angekommen, wurde ich auf eine Stube mit vier Reservisten gesteckt. In der Stube hing die Tapete von der Wand, „eingerichtet" war sie mit neun Soldatenspinden, der gleichen Anzahl Betten, einem Tisch und Hockern. In der Kompanie gab es kaum mal warmes Wasser. Und das, wo man an der Technik hauptsächlich mit Schmierstoffen zu tun hat. Keine Möglichkeit, der persönlichen Hygiene genügend nachzukommen! Als der Reservistenlehrgang zu Ende war, kam ich in eine andere Kompanie. Zunächst war es dort mit der Unterbringung etwas besser. Als dann aber die neuen Unteroffiziere kamen, ging der Ärger wieder los: jetzt hausen wir zu acht auf einer ca. 20 Quadratmeter großen Stube, ebenfalls nicht so eingerichtet und ausgestattet wie es eigentlich für Unteroffiziersstuben vorgesehen ist. Die Panzerkommandanten aber haben Zwei- und Vier-Bett-Zimmer. Fragt man, warum diese Unterschiede bestehen, kriegt man zu hören, sie seien ja Vorgesetzte. Das ist zwar

richtig, aber sind wir als Fahrer und Richtschützen so tief darunter, daß man uns wie Sardinen in der Dose unterbringen kann?
Unteroffizier Ulrich Köstner

Ein Jahr müßte reichen

Ich unterstütze die Forderung des Zentralrates der FDJ nach einer zeitlich reduzierten Wehrpflicht und denke mir: ein Jahr müßte reichen. Wenn in der NVA alles straff organisiert wird und man die Ausbildung auf die Dinge beschränkt, die für den einzelnen Soldaten wirklich nötig sind, ist unsere Verteidigungsfähigkeit auch weiter gesichert.
Carsten Sebisch, Erfurt

Keine Druckseiten für Lesermeinungen?

Unsere Deutsche Demokratische Republik durchlebt eine tiefgreifende Umgestaltung. Unsere Armeeangehörigen, als Teil der Gesellschaft, stellen sich ebenfalls der breiten Diskussion und versuchen dürch ihre Leistungen und ihre Vorschläge beizutragen, daß wir den Kurs der Erneuerung konsequent durchführen. Beim Lesen der AR 11/89 fiel mir ins Auge, daß es wahrscheinlich noch keine Veränderungen bei uns gegeben hat. Hat aber ein Soldatenmagazin nicht die Aufgabe, die Leser über politische Entwicklungen zu informieren, ihre Meinungen abzudrucken? Warum werden nicht Druckseiten für Lesermeinungen zur Verfügung gestellt?
Hauptmann Hartmut Hertrampf

Als Luftschlösser

... erwiesen sich meine voreiligen Freuden ob positiver Veränderungen in der neuen Urlaubsvorschrift. Ich schlage deshalb vor: Ausgang für Soldaten einmal pro Woche bis 7 Uhr, konkrete Regelung des Kurzurlaubs (beispielsweise einer im Monat), generell Zivilerlaubnis für Urlaub und Ausgang, generelle Erlaubnis, Privat-Kfz an den Standort mitbringen zu dürfen, sofern es die infrastrukturellen Gegebenheiten ermöglichen, und Aufhebung der Standortbindung im Ausgang.
Gefreiter Christoph Buhl

Warum nur eine anteilige Treueprämie?

Ich arbeite seit 1980 beim VEB WAB Berlin im Wasserwerk Altglienicke als Instandhaltungsmechaniker. Am 27. April 1989 kehrte ich vom Grundwehrdienst in meinen Betrieb zurück. Es hat uns keiner würdig empfangen; auch während der Armeezeit existierte kein Kontakt, man wurde nicht unterstützt. Im Juni bekam ich zum Tag der Wasserwirtschaft nur eine anteilige Treueprämie, weil die Armeezeit angeblich nicht mitzählt. Mein Kollektiv versteht diese Art der Benachteiligung auch nicht.
Gefreiter d. R. Mario Archmet, Berlin

Befehl ist Befehl

Bei aller Reformierung, die unsere Gesellschaft und unsere Armee nötig hat, darf man nicht vergessen, daß militärische Friedenssicherung das ungeschmälerte Prinzip der Einzelleitung in der Truppe zur Voraussetzung hat. Befehl ist nun einmal Befehl. Daran darf man keine Abstriche machen, denn sonst wird die Truppe handlungsunfähig. Und an letzterem kann bei uns keinem gelegen sein. Schließlich dürfen wir nicht vergessen: Noch existiert auf westlicher Seite ein gefährliches Bedrohungspotential, gibt es Wettrüsten, starke NATO-Armeen und die (erklärte) Absicht, den Sozialismus zu beseitigen. Wir dürfen das Wort „Wachsamkeit" nicht aus unserem Sprachschatz und unserem Handeln streichen.
Leutnant W. Knobloch

Auch ein Betrieb muß planen

Man Mann leistet seinen Grundwehrdienst. Unschön finde ich es, wenn lange vorher geplante Erholungsurlaube verschoben werden. Auch ein Betrieb muß planen. Als Kosmetikerin arbeite ich nach dem Bestellsystem. Groß ist dann die „Freude", wenn man Kunden umbestellen muß; ganz abgesehen von den Telefonkosten, die entstehen. Und umgekehrt: Da hebt man sich nun Urlaubstage für das Wiedersehen auf und kann sie doch nicht nehmen, weil der anvisierte Urlaub ins Wasser fällt. Unsere NVA muß sich auch mal über solche Dinge den Kopf zerbrechen. Wir sollten uns das Leben nicht noch unnütz schwer machen.
Jeanette Luchmann, Halle

Zeitverluste zeitgemäß?

Unteroffiziere auf Zeit, die studieren wollen, werden schon Ende August entlassen. Für uns, die wir „nur" den Grundwehrdienst leisten, gilt das nicht. Wenn wir Anfang November in das Studium einsteigen, haben wir zwei Monate verloren. Ist ein solcher Zeitverlust im gesamtgesellschaftlichen Sinne noch zu verantworten, noch zeitgemäß? Ich meine, die Einberufungs- und Entlassungstermine sollten neu geplant weden. Es dürfte doch kein Problem sein, sie um zwei Monate vorzuverlegen.
Soldat Jens-Uwe Hanisch

Man soll aber auf dem Teppich bleiben

Nun ist die Zeit der großen Forderungen angebrochen. Auflistungen aller Art sind zu hören und zu lesen. Vieles davon ist auch an die NVA gerichtet. Man soll aber auf dem Teppich bleiben. Unsere Republik rüstet nicht rauf, sondern runter – siehe die allseits bekannten Zahlen. Soldaten arbeiten für ständig in der Produktion, helfen zeitlich begrenzt in der Wirtschaft, bei der Eisenbahn, im Handelstransport, im Nahverkehr, im Gesundheitswesen. Die NVA hat davon Abstand genommen, 21 000 Reservisten einzuberufen. Das wird anerkannt und bejubelt. Wer denkt aber daran, daß die in den Kasernen Verbleibenden oft ein Mehr an dienstlichen Aufgaben haben – bis hin zur zeitlichen Beanspruchung? Bei allem, was wir zu tun und uns in der sozialistischen Gesellschaft vorgenommen haben, bleibt doch eines: „Die Friedensfrage bleibt die Grundfrage unserer Zeit" (Egon Krenz). Damit werden die Aufgaben unserer Armee nicht geringer, sind aber mit geringeren Kräften und Mitteln in der bisherigen, wenn nicht gar noch in höherer Qualität zu erfüllen. Produktionshilfe der NVA hat also deutlich Grenzen.
Walter Richter, Karl-Marx-Stadt

Was die AR dem „zivilen Volk" zu beweisen hat

Ein paar Worte zur „Armeerundschau". Wie wäre es, wenn die AR dem „zivilen Volk" beweisen würde, daß auch in der NVA ein Prozeß des Nachdenkens begonnen hat? Es gibt doch viele hochaktuelle Probleme. Wie wäre es, wenn Sie in Zukunft berichten würden über derzeitige und geplante Einsätze von Armeeangehörigen an wichtigen Punkten der Volkswirtschaft oder im sozialen Bereich, über zukünftige Alternativen zum Wehrdienst (ziviler Wehrersatzdienst), über durchgeführte oder geplante Änderungen von Dienstvorschriften, über Diskussionen in Truppenteilen zur weiteren Entwicklung des Landes und die kreativen, umsetzbaren Vorschläge der Armeeangehörigen? Und das alles so, daß es auch für „Armee-Laien" (wie z. B. die vielen Frauen und Freundinnen der Wehrdienstleistenden) gut verständlich ist.
Mario Biehl, Merseburg

Wer kämpft denn da wirklich?

Sprechen wir den Punkt an, den viele im Kopf haben: Gefechtsbereitschaft. Freilich, es mag schon sein, daß wir nur von Demokratie reden können, wenn niemand diese Ordnung stören

kann. Aber, Genossen, wie ist die innere Lage? Mehrere Verstöße wurden unter den Teppich gekehrt. Warum? Diese Kompanie kämpft um den Bestentitel. Wer kämpft? Die Vorgesetzten, nicht die Soldaten. Sollte uns das nicht zu denken geben, Genossen? Ja, ich kann die Wahrheit sagen – laut Artikel 27 der Verfassung, doch muß ich mit Urlaubsausfall oder Ähnlichem rechnen. Ich wünsche Ihnen viel Erfolg mit der AR und ein gesundes Jahr 1990, mein Entlassungsjahr.
Soldat Andreas Köppen

Wenn die NVA

... eine Armee des ganzen Volkes (und somit auch der neuen Bürgerbewegungen) sein soll, dann muß mit Artikel 1 unserer Verfassung auch das Wehrdienstgesetz geändert werden. Dort ist z. B. in den §§ 22 und 23 noch die Rede davon, daß die NVA-Angehörigen der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands „treu und zuverlässig zu dienen" haben.
Rüdiger Salchow, Gardelegen

Warum kein Parteiabzeichen an der Uniform?

Die FDJ-Mitglieder können an der Uniform das Abzeichen des Jugendverbandes tragen. Ich bin Mitglied der LDPD, also einer Partei, die als erste in der DDR Reformvorschläge auf den Tisch gelegt hat. Das macht mich froh. Ich verstehe deshalb nicht, warum mir verwehrt wird, das Abzeichen meiner Partei zu tragen. Die Vorgesetzten sagen, das sei grundsätzlich nicht gestattet: weder für die Mitglieder der SED noch für die anderer Parteien.
Obermatrose Enrico Clauß

Wo bleiben die Reformvorschläge für die NVA?

Täglich hört die Bevölkerung, eine Wende sei eingetreten, eine Erneuerung der Gesellschaft wurde angestrebt. Wo aber bleiben die Vorschläge zu Reformen in der NVA? Glauben die Verantwortlichen wirklich, dort gibt es nichts zu ändern? Feiern nicht gerade da Privilegientum und unnötig hochbezahlte und fehlbesetzte Sessel fröhliche Urständ? Wo ist die allerorten beschworene Dialogbereitschaft? Wird man davon durch falsch verstandene Befehlsgewalt entbunden? Weshalb ist es in der heutigen Zeit notwendig, erwachsene Männer wie unmündige Kinder zu behandeln, denen man die Grundbegriffe menschlichen Lebens wie Essen, Trinken, Laufen, Sauberkeit usw. neu beibringen muß?
Dörte Kleyling, Berlin

Lebensgemeinschaft wird nicht akzeptiert

Ein gutes Zehntel aller Erwachsenen in der DDR ist nicht verheiratet, lebt aber ständig mit einem Partner oder einer Partnerin zusammen – oft mit gemeinsamer Wohnung. In den Urlaubsbestimmungen der NVA spiegelt sich das überhaupt nicht wieder, beispielsweise ist Sonderurlaub bei der Niederkunft (Geburt eines Kindes) nur möglich, wenn es sich dabei um die Ehefrau handelt. Als meine Lebensgefährtin, mit der ich seit vier Jahren zusammen bin, entbunden hat, mußte ich ganz normalen Urlaub nehmen.
Gefreiter Mirko Jentzsch

Keine Stunde Null!

In unserer Kompanie standen wir schon im offenen, freimütigen und konstruktiven Dialog als er noch nicht überall „in" war. Inspiriert von der FDJ-Leitung und unterstützt vom Kompaniechef, konnten wir viele Fragen und Probleme klären, die uns – die Unterstellten – und die Vorgesetzten bewegen. Das hat geholfen, ein gutes und nützliches Vertrauensverhältnis zu schaffen. Hauptmann Winkler hatte und hat stets ein offenes Ohr. Deswegen kann ich ihm gegenüber, er ist ja Parteimitglied, nicht von einem Vertrauensschwund zur SED sprechen. Ganz im Gegenteil: er genießt unser Vertrauen, weil er in politischen Fragen nicht kneift, berechtigte Interessen der Soldaten auch gegenüber seinen Vorgesetzten vertritt und die Kompanie gut führt.
Soldat C. Meinhardt

Sind Militärparaden noch zeitgemäß?

Über die Militärparade am 7. Oktober 1989 gab es viele Diskussionen: Was kostete sie? Wieviel Ausbildungszeit ging verloren? Warum diese demonstrativen militärischen Akte in unserer Zeit? Schlägt das nicht in politische Negativwirkungen um? Ich glaube, man kann darauf verzichten.
Ralph Löser, Strausberg

In der Gewerkschaft

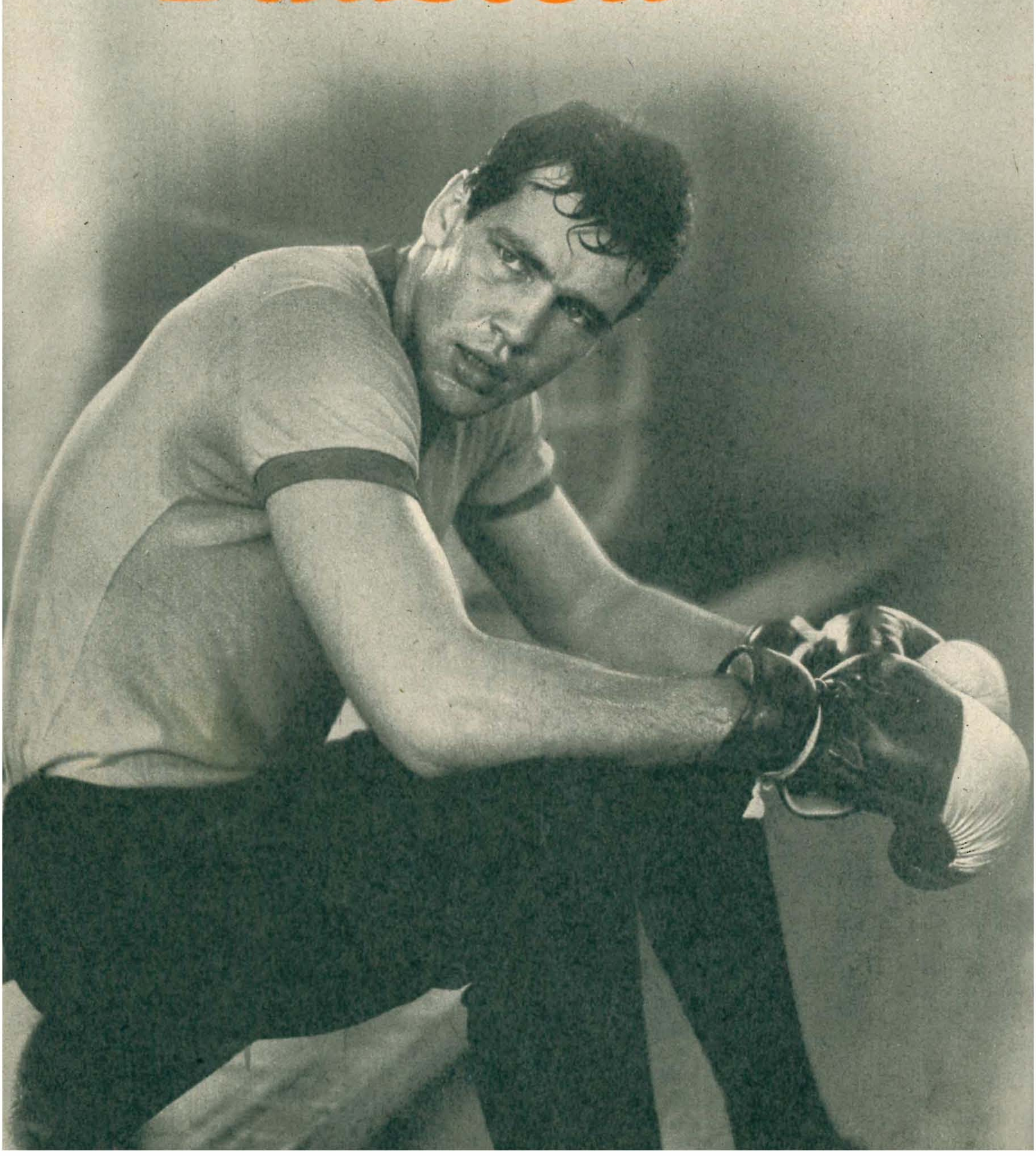
... gibt es den gewählten Vertrauensmann, der gegenüber dem Leiter die Interessen der Werktätigen vertritt. Natürlich ist die Armee keine Gewerkschaft, müssen in ihr militärische Führungsprinzipien gelten. Aber im Grunde haben die Soldaten keinen eigenen Interessenvertreter. Die FDJ *kann* sich zu Wort melden, *muß* jedoch vom Kommandeur nicht unbedingt gehört werden. Außerdem sind nicht alle in der FDJ. Sollte man nicht überlegen, wie – auf soziale Belange bezogen – eine Interessenvertretung der Soldaten geschaffen werden kann? Auf die Idee bin ich auch gekommen, als ich die AR 10/89 (Seite 11) las. Aus einer sowjetischen Kompanie wurde berichtet, daß dort die Soldaten selbst einen Urlaubskandidaten vorschlagen konnten.
Matrose Jan Weyer

... aber keinerlei Anarchie

Wir FDJler, die sich in der Phase der Umwälzung, des In-Fragestellens vieler Traditionen, Autoritäten, Organisationen, Organe und Anschauungen im „Treffpunkt Dialog" zusammengefunden haben, wollen hiermit auf die zwingende Notwendigkeit von Veränderungen aufmerksam machen. Wir fordern die unverzügliche Beseitigung aller Hindernisse, die einer progressiven Entwicklung in der NVA entgegenstehen. Denn nur so kann eine hohe Gefechtsbereitschaft gewährleistet und die schrittweise Zerstörung mehr denn je nötiger Zivilcourage vermieden werden, kann der aktive Wehrdienst neben der Alternative eines zivilen Wehrersatzdienstes attraktiv und die Armee volkswirtschaftlich tragbar sein. In diesem Sinne fordern wir u. a. eine intensive Ausbildung unter Nutzung aller Möglichkeiten, ohne Schikane, sinnlose Wartezeiten und Beschäftigungstherapien; Armeeangehörige nicht nur als Objekte, sondern als Menschen mit unterschiedlichem Wissen und Können zu betrachten und dementsprechend einzusetzen; Trennung der gesellschaftlichen von militärischen Leitungsfunktionen; innerhalb der FDJ einen Soldatenbund, der die Rechte der Soldaten wahrnimmt; Erhöhung der Motivation der Soldaten durch Einsatz nahe des Wohnortes; entschieden mehr (z. T. frei planbaren) Urlaub und mehr *real* dienstfreie Zeit; mehr Freiräume bei der Ausgestaltung von Kasernen; Schaffung von ausreichenden Informationsmöglichkeiten (genügend Zeitungen). Wir sind bereit, unseren Beitrag zur Erfüllung dieser Forderungen zu leisten. Ausdrücklich möchten wir betonen, daß wir jegliche Anarchie in der Armee ablehnen, da sie dem Erneuerungsprozeß entgegenliefe.
FDJ-Grundorganisation der Einheit Wendt

Bild: Manfred Uhlenhut

Fechten mit den Fäusten



Moskau, erster Oktober 1989: Der Frankfurter Armeesportler Henry Maske ist DDR-Weltmeister, der erste unseres Landes überhaupt. Vorläufiger Höhepunkt einer Laufbahn, die lange nicht zu Ende ist. Im Finale hat er den bis dato zweifachen Weltmeister Pablo Romero aus dem Box-Wunderland Kuba eindeutig besiegt. Das Publikum hat ihm auf offener Szene applaudiert und feiert ihn nach dem Kampf mit stehenden Ovationen. Durch die AIBA, die Weltboxföderation, wird der DDR-Athlet mit dem „Russell-Cup" ausgezeichnet – als bester Boxer dieser WM, an der 236 Faustkämpfer aus 43 Ländern teilgenommen haben.

Schaut man nur auf die Erfolge in Henry Maskes Laufbahn, so könnte man meinen, es sei eine ganz glatte kontinuierliche Entwicklung gewesen, gradlinig, ohne jeden Stillstand oder Rückschlag gar: Als Jugendlicher Spartakiade-Sieger und DDR-Meister; 1983, mit Neunzehn DDR-Meister der Senioren und Europameisterschafts-Dritter; 1985 DDR- und Europameister, Weltcup-Sieger; 1986 DDR-Meister, Vize-Weltmeister; 1987 Europameister, Weltcup-Zweiter; 1988 Olympiasieger; 1989 Europa- und Weltmeister

Eine großartige Bilanz, die Hochachtung abfordert, die den Athleten stolz machen darf und zufrieden machen könnte. Ist Henry Maske rundum zufrieden? Selbstzufrieden vielleicht sogar?

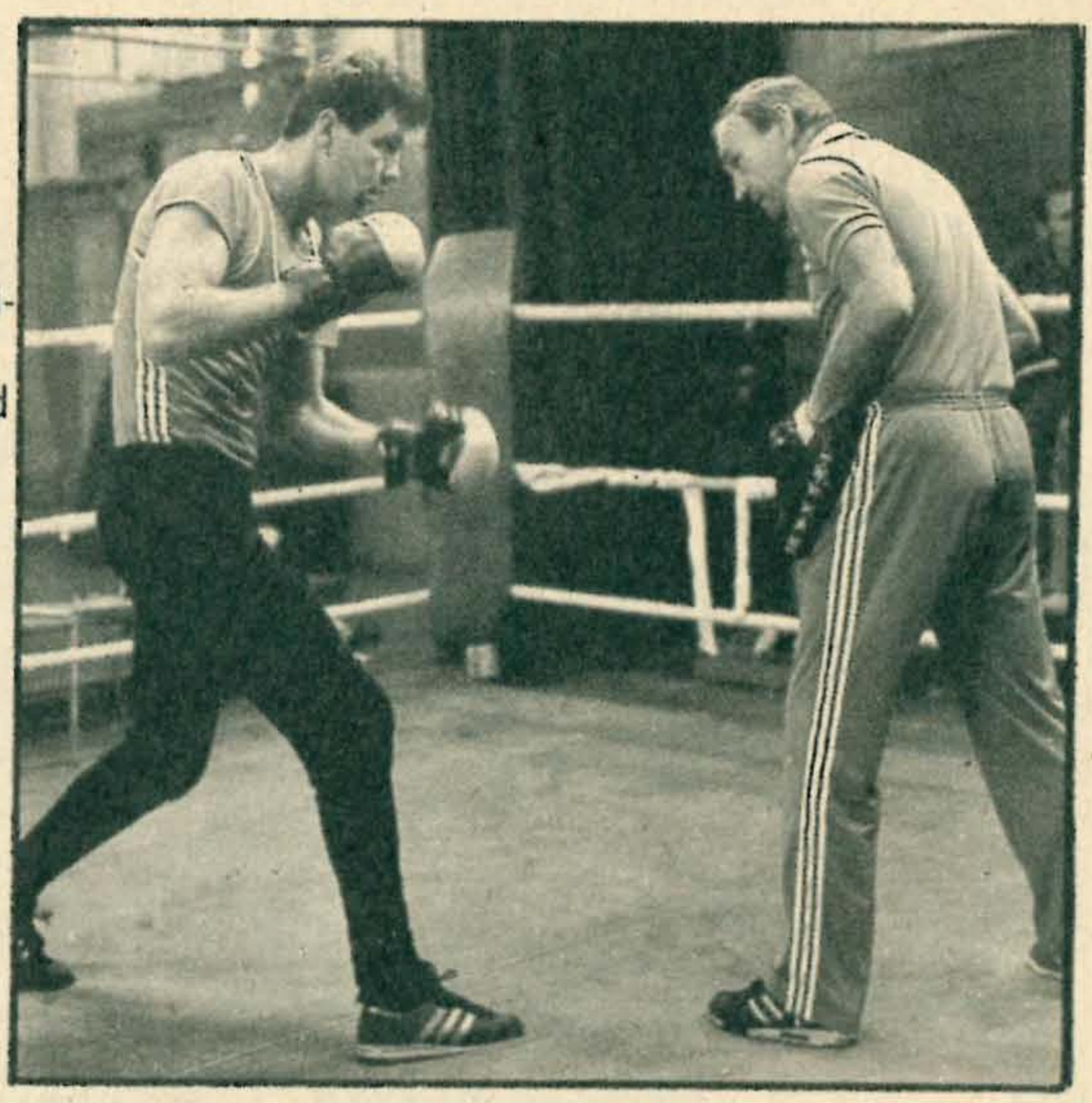
Wir erlebten ihn wenige Tage nach seinem WM-Triumph von Moskau – nur kurz war die Zeit des körperlichen und geistigen Ausspannens – schon wieder beim Trainingsalltag in der Frankfurter ASK-Boxhalle. Mit seinen Trainings- und WM-Gefährten Andreas Otto (Vize-Weltmeister), Axel Schulz (Bronze) und Jan Quast sowie dem geistigen Kopf und großen Antreiber dieses Kollektivs, Trainer Manfred Wolke. Es war schon beeindruckend. Henry (und die anderen nicht minder) trainierte so, als

Das war Soul 1988: Henry Maske in seiner typischen souveränen Kampfesführung, mit einem Jubelsprung nach der Urteilsverkündung und als strahlender Olympiasieger.

'sei er nicht vor drei Wochen Weltmeister geworden, sondern als wolle er es in drei Wochen werden. Aber Manfred Wolke dämpfte meine Euphorie – das sei bei weitem nicht die Belastungsspitze. Ich fand es trotzdem belastend: Drei mal fünf Minuten Schattenboxen, d.h. individuelle Kampfesführung im Ring gegen einen imaginären Gegner, total wettkampfmäßig, ununterbrochen in Bewegung, tänzelnd, mit Meidbewegungen den Schlägen des „Gegners" ausweichend, dann plötzlich angreifend, lange Geraden und Haken austeilend, dabei jeden Schlag mit einem urigen, aus der Lunge gepreßten Schrei verbinden: ba, ba, ba, bam!

Und daneben der Trainer, Manfred Wolke, der es nicht beim aufmerksamen Beobachten beläßt, sondern seine Athleten anfeuert, sie immer wieder vorwärts treibt zu Intensität, Dynamik, bis zur Erschöpfung. Nach einer kurzen Pause ein ähnliches Programm am Sandsack. Also von Selbstzufriedenheit, von Ausruhen keine Spur, weder beim Trainer noch bei seinen Aktiven. Selbst der fußverletzte Axel Schulz bekommt keine Schonzeit, er schafft sich – sitzend – am Sandsack. „Scheißtraining, wa? Aber ich find's Klasse!" spendet Manfred Trost und richtet ihn gleichzeitig wieder auf.

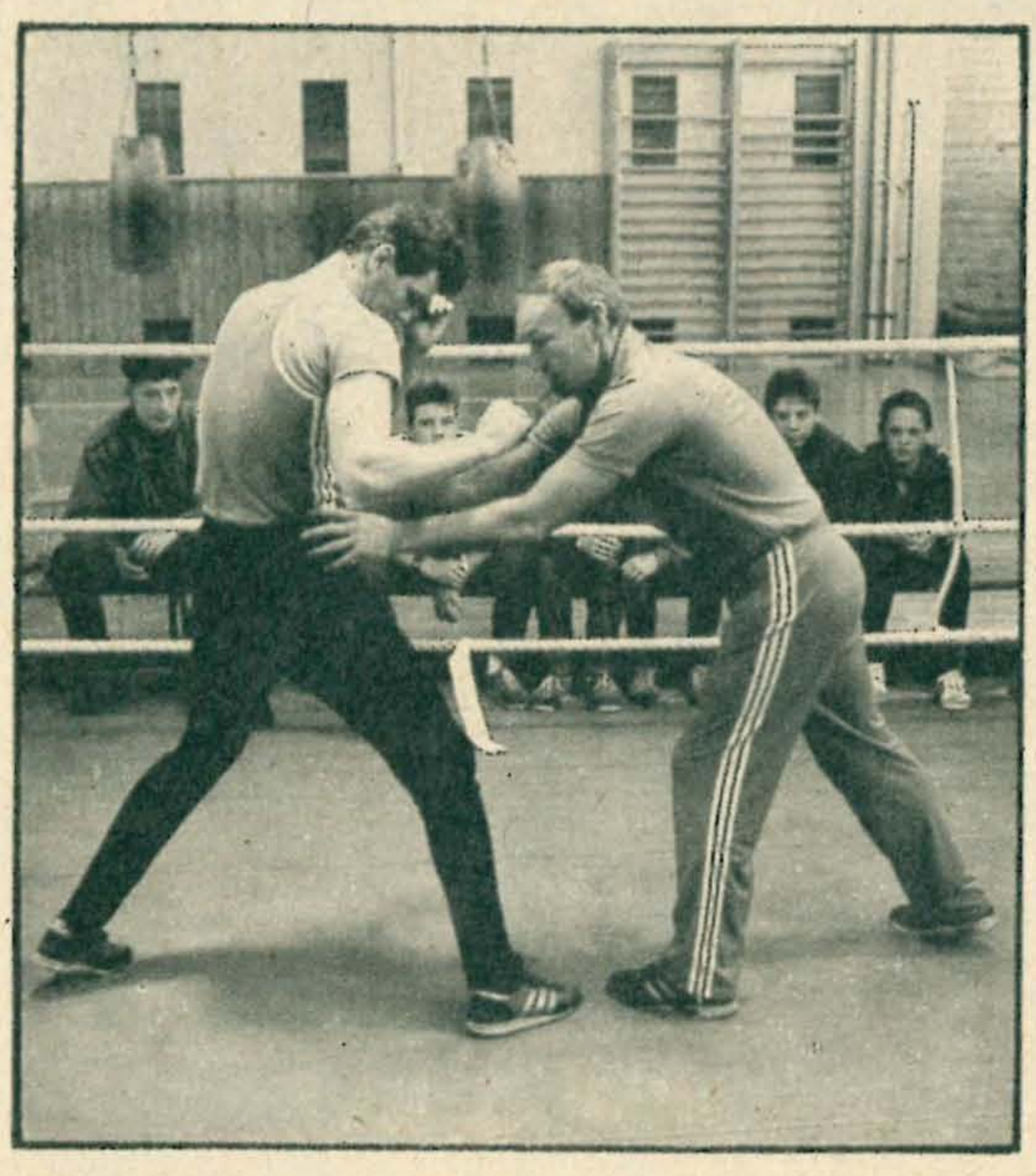
Sie sind sich da alle eins: Wer rastet, rostet. „Auch Henrys technisch-taktische Entwicklung ist trotz Olympiasieg und WM-Titel längst nicht abgeschlossen", sagt Manfred Wolke, genau 20 Jahre vor seinem Schützling selbst Olympiasieger. „Wenn man



nur daran denkt, nun sei alles geschafft, dann geht man schon zurück. Aber mit Henry gibt es ein solches Problem nicht. Er macht alles mit hundert Prozent, bedingungslos, alles andere der Aufgabe unterordnend."

Henry selbst bestätigt seines Trainers Urteil: „Meine Entwicklung kann noch nicht am Ende sein, weder als Boxer noch als Persönlichkeit, auf die man sich immer, in jeder Situation verlassen kann. Vielleicht habe ich einige Schritte dahin getan. Ich bin also durchaus nicht zufrieden. Ich will mich ständig weiterentwickeln. Da ich immer an Höchstleistungen gemessen werde, in jedem Wettkampf, kann ich mir auch keine Halbheiten leisten. Und ich möchte mir nicht einmal selbst sagen müssen, dies und jenes hast du versäumt zu tun."

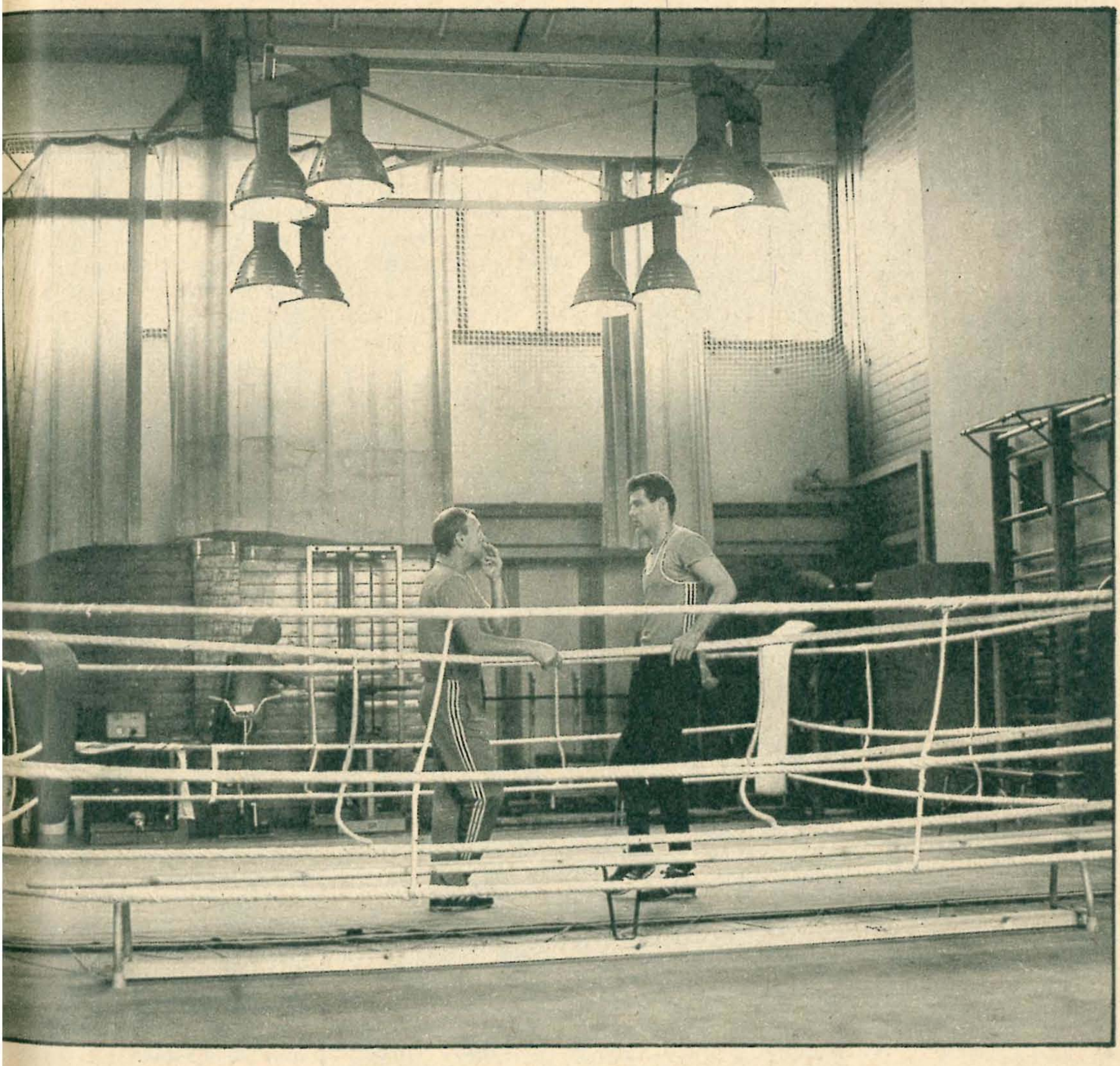
Den Grundstein für eine solche Einstellung legte der Vater. Schon mit sieben Jahren schickte der den lebhaften, bewegungsfreudigen Henry ins Box-TZ der BSG Motor Ludwigsfelde. Aber richtig in den Ring durfte der Knirps Henry vorerst noch nicht, Wettkämpfe sind erst mit zehn erlaubt. Dem schon damals ehrgeizigen Bürschlein schmeckte das gar nicht. Er wollte schon die Boxhandschuhe wieder in die Ecke legen (seitdem aber nie wieder).



Henry Maske über seinen Trainer Manfred Wolke: „Er lehrte mich, was Boxen wirklich bedeutet, ihm verdanke ich eigentlich alles. Die hohen geistigen Forderungen, die er täglich stellt, sind die Garantie für sportliche Leistungskonstanz."

„Mein Vater sagte mir da: ‚Wer A sagt, muß auch B sagen!'", erinnert sich Henry Maske. „Und das war eine entscheidende Aussage für mein künftiges Leben. Ich habe mir zur Devise gemacht, vor Problemen nicht wegzurennen, sondern sie zu lösen." Also blieb er dabei. Zum Glück – für ihn selbst und den DDR-Boxsport. Wenn auch Enttäuschungen keineswegs ausblieben. Es ist ein Kennzeichen von Henrys Charakter, wie er mit seinen Niederlagen umging, wie er sich von ihnen wieder erhob. „Es waren immer Wendepunkte für mich", sagt der Weltmeister. „Ich analysierte sie und entdeckte in ihnen – wenn auch manchmal viel später – eigene Schwächen, eigenes Versagen." Niederlagen rüttelten ihn auf, gaben ihm Anstöße, über sich und seine Art zu boxen nachzudenken. Denn Henry Maske betreibt das Boxen nicht als eine nur physische Auseinandersetzung, als Kampf, in dem der Stärkere, Gewandtere, Ausdauerndere siegt, sondern sein Sport ist für ihn eine bewußte, ganz intensive geistige Anforderung. Entscheidend für die Entwicklung einer solchen Auffassung und seines Boxstils, des „Fechtens mit den Fäusten", was übrigens auch oberflächliche Meinungen vom dumm machenden Boxsport oder von geistig wenig entwickelten Boxern ad absurdum führt, war sein Trainer Manfred Wolke, in dessen Trainingsgruppe er 1981 als 17jähriger Junior aufgenommen wurde. Das hatte Henry angestrebt. Er wollte zu Wolke, weil er dessen hohes Anspruchsniveau, körperlich, technisch-taktisch wie auch geistig, kannte und sich ihm stellen wollte, wenn ihm auch ein wenig Bange war, wie er gesteht, ob er diesen Anforderungen gewachsen sein würde. Aber es war der einzige, der richtige Weg für Henrys boxerische Zukunft. Aus beider Zusammenarbeit erwuchs die Leistungsfähigkeit des jungen Mannes, die zum Olympiasieg und Weltmeistertitel führte.

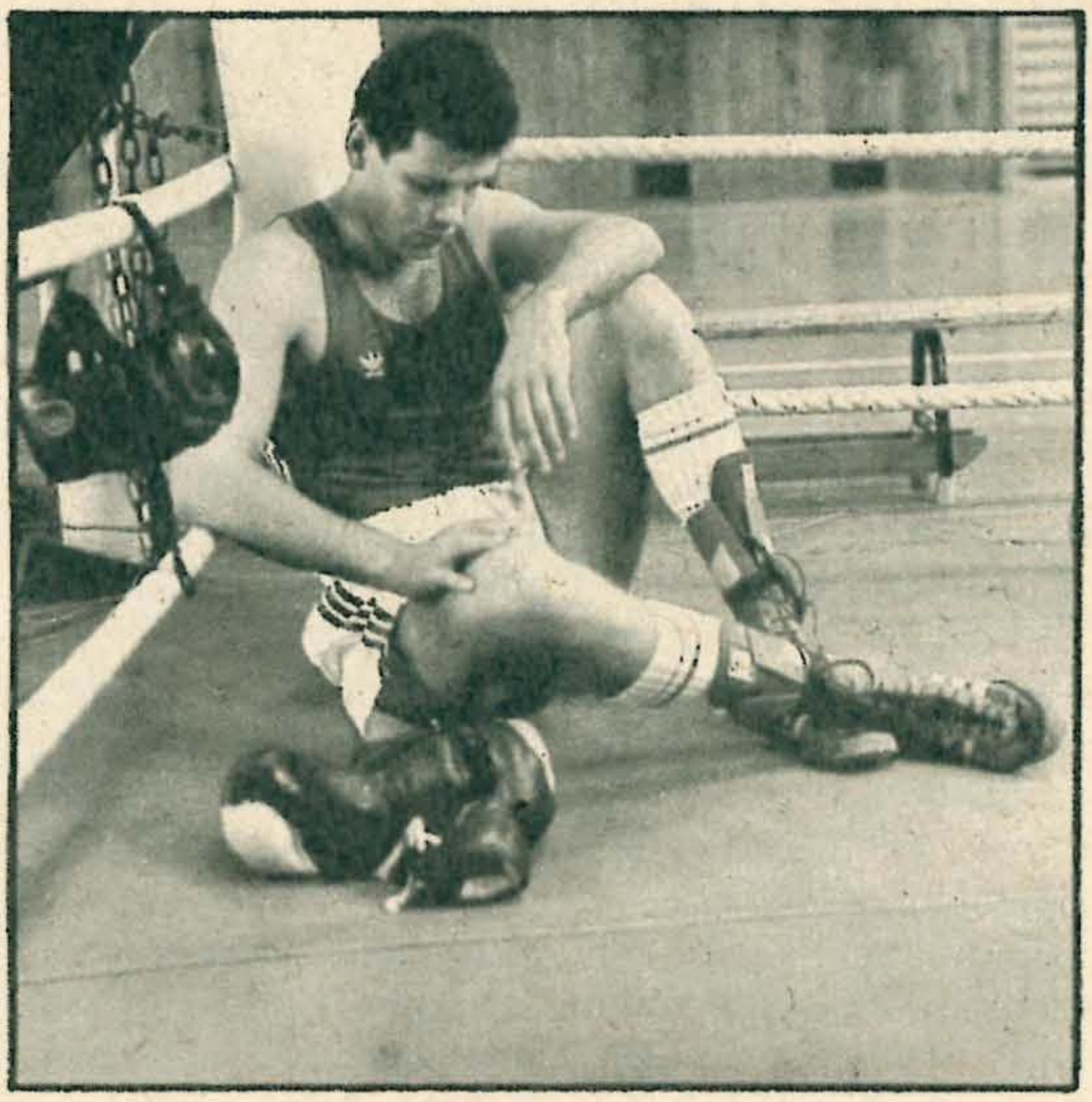
Henry „steht" auf seinen Trainer: „Er hat mir eigentlich alles beige-



bracht, was ich kann. Bei Hans Hörnlein im TZ hatte ich gelernt, daß boxen nicht bedingungsloses Schlagen heißt, sondern sich zu verteidigen. Dietrich Bleck, mein erster Trainer im ASK, schob da auch keine Bremse auf, ich konnte mich ziemlich frei entfalten, meine lange Reichweite für taktisches Boxen nutzen, und durch Ulli Beyer, einem Schüler Manfred Wolkes, begann ich erstmals, mich bewußt mit dem Boxen zu beschäftigen. Aber das alles waren nur erste Schritte. Wirklich geistig

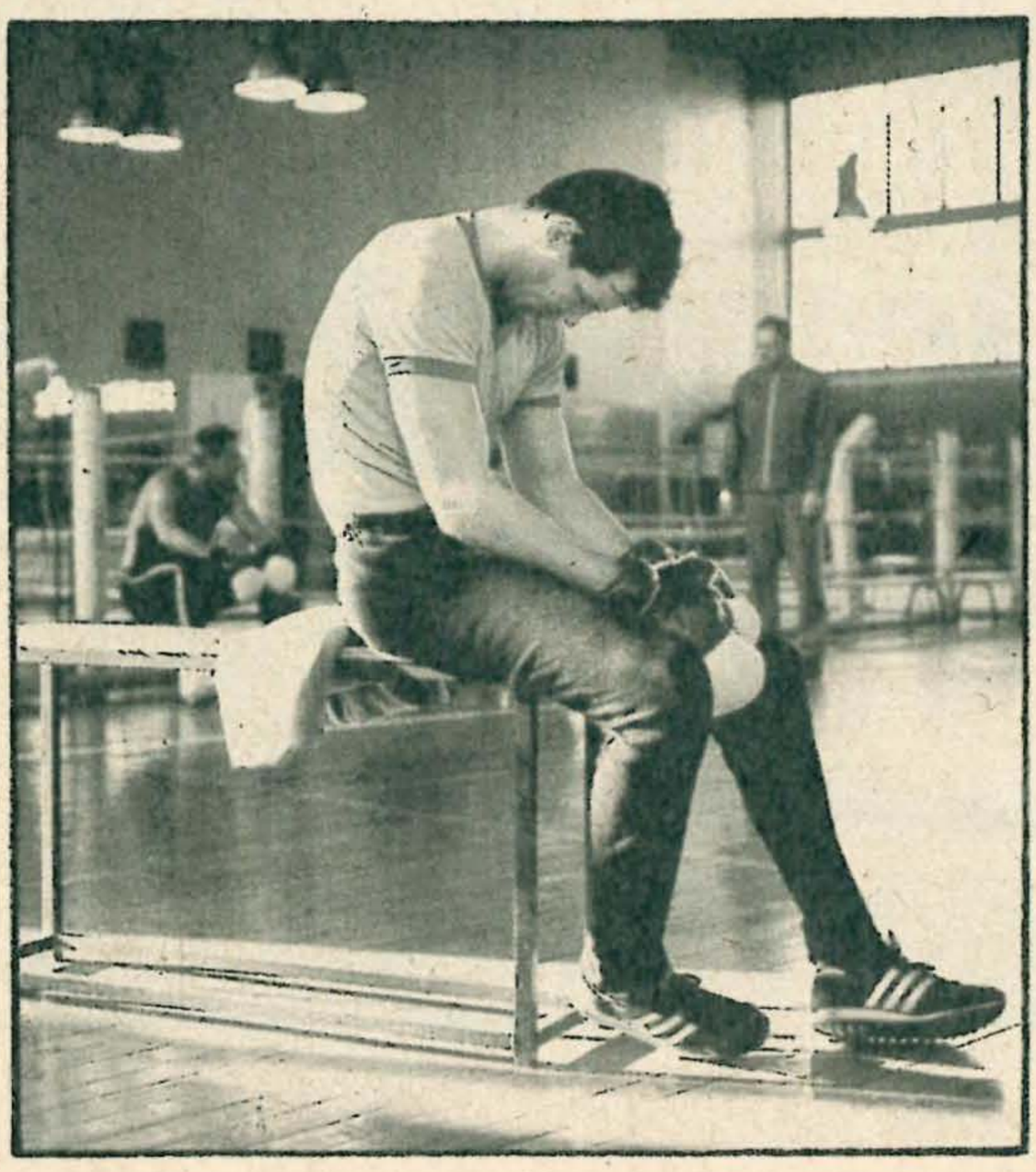
in das Boxen einzudringen, das verdanke ich Manfred Wolke. Durch ihn erkannte ich meine Stärken, lernte, sie zu entwickeln, darauf einen eigenen Kampfstil aufzubauen und diesen konsequent in jedem Kampf durchzusetzen. Ständig gibt es neue Probleme, die zu analysieren und zu lösen sind und die ich in mein Konzept einfließen lassen muß."

Henrys Kampfstil, von dem der Verbandstrainer Günter Debert sagte, das sei ideale Verteidigungskunst, hat sich – sein souveräner WM-Sieg und die Auszeichnung mit dem „Russell-Cup" belegen es – als der Stil modernen und erfolgreichen Boxens erwiesen – wenn er von einem Boxer der Intelligenz, des Ehrgeizes und der Willensstärke eines Henry Maske durchgesetzt wird. So charakterisiert Henry selbst seine Kampfkonzeption: „Entscheidend ist für mich die Verteidigung, die eigene Sicherheit. Darauf baue ich mein konzeptionelles Verhalten, meinen gesamten taktischen Aufbau über die drei Runden auf. Keine Bewegung, kein



Schlag ist Selbstzweck, sondern rationell in mein Konzept eingeordnet. Alles muß einen Sinn haben, ich schlage nicht um des Schlagens willen, sondern um den nächsten Schritt, den nächsten Schlag vorzubereiten. Treffer entwickeln sich so gewissermaßen von allein." Ein Konzept, das ohne Zweifel intensive geistige Vorarbeit erfordert, die Henry mit Unterstützung seines Trainers leistet.

Von 1985 bis 1987 trennten sich ihre sportlichen Wege, was eigentlich beide nicht wollten und was für Henrys Entwicklung nicht förderlich war. Manfred Wolke fehlte ihm als Treibsatz, als geistiger Anlauf- und Kontaktpunkt. Dietrich Bleck, der in dieser Zeit wieder Henrys Betreuung übernommen hatte, war da doch wohl etwas zu brav. Henrys Einschätzung dieser Zeit ist aber vor allem selbstkritisch: „Ich ging im Training nicht mehr an die Belastungsgrenze, wurde etwas zu locker. Manfreds Druck, seine Unerbittlichkeit im Training hätte ich gebraucht. Und seine hohen geistigen Ansprüche. Bald wirkte sich das aus. Im WM-Finale 1986 in Reno konnte ich beim ersten Gegendruck meines Kontrahenten, eines US-Amerikaners, der ohnehin Publikum und Kampf-



Henry erschöpft und nachdenklich – Boxen ist nicht nur körperliche Auseinandersetzung. Beim Frankfurter Stadtbummel: Manfred Wolke mit seinen „Meisterschülern" Axel Schulz, Andreas Otto, Henry Maske, Jan Quast (v. l.).

richter hinter sich wußte, meine eigene Konzeption nicht durchsetzen. Die Folge war unüberlegtes Aktionsboxen, Schlagen um jeden Preis, bei dem ich den kürzeren zog. Das war ja auch nicht mein Stil, meine Stärke. Es fehlte mir einfach das geistige Niveau. Das weiß ich heute. Damals wollte ich noch nicht wahrhaben, daß ich rückwärts ging. Vizeweltmeister – ist das etwa nichts? Und 1987 wieder Europameister. Ich war zufrieden und glücklich. Und hatte doch nicht das Niveau, das ich eigentlich hätte haben können. Aber dann kam Espinosa aus Kuba. Beim Weltcup-Finale deckte dieser ohne Zweifel ganz Große des Boxsports schonungslos alle meine Sünden der letzten Jahre auf. Ich wurde deklassiert. Ich boxte ohne Konzeption, ohne Verteidigungsbereitschaft, ohne taktisches Verständnis. Manfred Wolke, der gerade mal seit einer Woche wieder mein Trainer war, konnte mir auch nicht helfen. Ich war ja ziemlich unten."

Und das ein Jahr vor Olympia, dem größten Ziel Henry Maskes. Wochen, ja Monate brauchten die Wiedervereinten, um Henry doch noch für Soul aufzubauen. Sie schafften es. Der Olympiasieg brachte beiden nach den vielen Problemen der letzten Jahre die große Erleichterung. Henrys Jubelsprung nach der Urteilsverkündung im Finale ließ den ganzen Frust vergangener Zeiten abfallen. Er war wieder in die Reihen der Weltbesten zurückgekehrt. Und mit seinem großartigen WM-Sieg 1989 hat er das beeindruckend unterstrichen.

Text: Günter Wirth
Bild: Manfred Uhlenhut ADN/ZB

Bild: Heinz Patzig

Fortsetzung von Seite 83

froh, so hoch oben über den Männern zu sein“, sann Franziska.

„Doch meistens? Und überhaupt. Wenn ich dann absteige, hab ich das Gefühl, daß ich singen möchte. Endlich fester Boden und wieder zwischen den Kollegen. Sie frotzeln ja nicht immer. Was dem einen die Karnickel sind, ist dem anderen sein Garten, einem dritten der Fußball. Und bei deinen Soldaten, Reneè? Sie jedenfalls wissen seit heute, daß du uns hast. Kann nicht schaden, denke ich.“

Seine Franziska! Als Reneè und seine Genossen am Montag früh zum Sport raustraten, rannten plötzlich auch seine Männer, und sie standen auf einmal anders. Abends bei Schubert im Zimmer, sagte der: „Das mit dem Papa ist doch 'n Witz, Genosse Unteroffizier, oder?“

„Für den Jungen bin ich's und das schon seit anderthalb Jahren.“ Reneè zog sich einen Stuhl vom Tisch.

„Und wer ist der Vater?“ fragte Abazahn und setzte sich ebenfalls. „Wird meine Freundin mir irgendwann sagen. Vielleicht auch nicht. Kann nicht sein, sie mag mich auch, weil ich das nicht unbedingt wissen will?“

Daran entzündete sich der Streit. Auch die anderen setzten sich zu ihnen, und so wie an jenem Abend, war's dann noch oft. Jeder hatte nunmal seine Geschichte, unverwechselbar wie die ihres Gruppenführers. Gewiß, auch die Stunden harter Bewährungen brachten ihn und die Männer näher, doch vor allem wohl, weil sie aneinander bestätigt fanden, was zuvor entdeckt worden war, die möglichen Stärken ebenso wie die Schwächen.

„Ging nicht eher“, sagte Reneè nun zu den Genossen, die im Klubraum auf ihn warteten. „Mein Vater dachte, er könne mich vor Franziska bewahren.“

„Extra deswegen der weite Weg?“ fragte Schubert.

„Weil meine zu Hause nichts begriffen haben. Meine Schuld. Wir zum Beispiel sitzen hier doch auch deshalb zusammen, weil ich gelernt hab, daß es nur geht, wenn wir miteinander reden, wenn jeder ehrlich sagt, wie er über den anderen denkt und der andere darüber nachdenkt und nichts übel nimmt. Letzteres ist das Schwerste. Für meine Eltern hab ich bis heute bloß reagiert. Als mein Vater meinte, achtzehn Monate genügen, unterschrieb ich für drei Jahre. Als er behauptete, Franziska ruiniere seinen guten Ruf, bin ich zu Hause ausgezogen. Bei allem Schneid nie den, mich den Eltern zu erklären. Heut' konnte ich das. Ein irres Gefühl. Erst jetzt bin ich tatsächlich abgenabelt.“

„Und er?“ fragte Abazahn.

„Kann jetzt darüber nachdenken. Sein Geld, sein Einfluß, sind doch Werte, die ich mir nicht geschaffen habe, auf die ich nicht stolz sein kann ...“

Wieder im Zimmer, sah Reneè seinen Freund Kunze ausgestreckt auf dem Bett. Es war noch etwas Zeit bis zum Gespräch beim Kommandeur, der ihnen sagen wird, wie sie gewesen waren, fragen wird nach der Bilanz dreier Jahre und den Erwartungen an die Zukunft. Bescheidwissen! Nicht auseinandergehen, als sähen sie sich nie wieder.

„Mußt deinen Alten ja mächtig abgekanzelt haben“, sagte Kunze. „Saß im Auto, konnte nicht starten, die Augen zu, echt zu!“

„Nimm an, er dachte nach. Gibt's doch, oder? Gibt wirklich noch Menschen, die nachdenken, Kuno!“ Reneè entnahm dem Schrank die Ausgangsuniform.

„Das ging voll gegen mich, ging das, oder?“ Kunze war vom Bett. „Du bist seit Tagen ungenießbar!“ entfuhr es Reneè. „Und warum?“ Kunze ging umher. „Hast 'nen Pfundskerl von Alten. Will dir unter die Arme greifen! Will, daß du es leichter hast, und was machst du? Nur dafür haben die Alten doch gelebt, wenn sie auf Zack sind, nur dafür!“ Und schrie nun: „Du stiehlst ihnen den Sinn ihres Lebens!“

„Und wieso regt dich das auf?“ Reneè ging auf ihn zu, blieb dicht vor Kunze stehen. „Du wirst damit nicht fertig, daß jeder von uns morgen in eine andere Richtung marschiert. Meine Schuld. Ich habe dich zu sehr in mein Leben geholt; hab' dich verantwortlich mitreden lassen, daß du jetzt davon nicht loskommst, dich dahinter sogar versteckst, Angst vor dem eigenen. Du bist doch abgerückt von deinem Vater, Kuno, so weit abgerückt in den drei Jahren, daß du nun an eine eigene Bude denken solltest. Sag nicht wieder, deine Mutter braucht dich, wenn dein Alter betrunken nach Hause kommt und eklig wird. Wen hatte deine Mutter in den letzten drei Jahren, hm? Und ist sie mit deinem Vater klargekommen? Sie ist, besser vielleicht sogar. Ich hab dich schon mal gefragt, ob es sein kann, daß du deinem Vater erst wütend gemacht hast, wenn er getrunken hatte. Keine Antwort bis heute. Also seil' dich ab von mir, und red' mit den Leuten in deinem Betrieb. Eine eigene Bude, Kuno, glaub' mir. Vielleicht will sogar dein Vater das, graust auch ihm vor dem Wiedersehen.“

Kunze hielt dem Blick nicht stand, und Reneè wollte so vieles noch sagen, auch erfragen. Doch kannte er Kunze. Der Freund fühlte sich durchschaut und liebte nicht, unterlegen zu sein. Jedes Wort mehr wäre vermutlich ein Wort zu viel. Auch war es Zeit für die Festtagsuniform. In ihr fragte Kunze am Ende des Rapports den Kommandeur, ob er länger dienen könne, ob das von heute auf morgen zu machen sei. Der Oberstleutnant bat um eine Begründung. Was Kunze nun auch sagte, Reneè faßte die vielen Worte für sich zu dem Satz zusammen: Was mir die Frau mit Kind, ist ihm nun die Armee, eine Aufgabe nämlich. Spontan, etwas zu spontan?

„Gestatten Sie, Genosse Oberstleutnant?“ bat Reneè, und erklärte auch für Kunze, was in ihnen in den drei Jahren tatsächlich vorgegangen sei. Daß auch ihm, Reneè, nun ein Bart wachse und er sich rasieren müsse, sei bei all dem anderen kaum der Worte wert.

PREISRÄTSEL AR

Waagerecht: 1. Sportart, 5. Werkzeug zum Ziehen der Notenlinien, 10. Einheit der elekt. Stromstärke, 14. Strom in Westafrika, 15. Teil eines Blattes, 16. Neubearbeitung eines älterern Films, 17. Vogelhaus, 18. Malerutensil, 19. weibl. Vorname, 20. streng enthaltsam Lebender, 21. großer Behälter, 24. jugosl. Insel, 26. Angehöriger eines Göttergeschlechts, 27. nordostfranz. Stadt, 29. Kartenwerk, 32. Großmutter, 34. russisch-sowj. Prosaschriftsteller, 37. Schallplattenmarke, 39. Gestalt aus „Paganini", 41. Längsrinne, 44. Verkehrsdelikt, 46. deutscher klassischer Philosoph, 47. Disziplin des Gewichthebens, 49. Fluß im Kaukasus, 51. Gattung der Säugetiere, 53. Gestalt aus „Porgy and Bess", 57. Gestalt der griech. Sage, 60. Zierpflanze, 63. Hafenmauer, 65. Stadt auf Hokkaido, 66. Zimmerwinkel, 69. Nebenfluß der Rhône, 71. Staatlicher Standard der UdSSR, 73. Roman von Lem, 76. Gestalt aus „Irische Legende", 77. Nebenfluß der Aller, 78. festlich gedeckter Tisch, 79. Wagenteil, 80. Strom zur Nordsee, 81. Singvogel, 82. Operngestalt bei Donizetti, 83. Vorderseite einer Münze, 84. Windschatten, 85. Name eines Stadions in Budapest, 86. weibl. Vorname, 87. Gesangsstück, 89. Lockermaterial, 90. Pfote, 91. ausgeflockter Niederschlag, 92. Haarbüschel, 93. Nordwesteuropäer, 94. Speisefisch, 97. Elch, 99. Mediziner, 101. Turngerät, 104. Tonstufe, 106. dichterisch für Adler, 109. kraterförmige Senke, 110. Unterhalter, 111. weiser Berater, 114. Hund einer langhaarigen Rasse, 118. ehemaliger erfolgreicher Eiskunstläufer aus der ČSSR, 122. im Altertum Stadt in Mittelgriechenland, 125. Hafenstadt auf Kyushu, 128. Bittermittel, 130. Tatkraft, 133. Ritter derArtusrunde, 134. Häuserteil, 135. Armteil, 136. Schiffszubehör, 139. Gebirge in Marokko, 140. Ölbaumharz, 142. mittelalterliches Volkslied, 144. Stadt in Nigeria, 146. Ort bei Budapest, 148. chemisches Element, 151. Huftier feuchtwarmer Tropenwälder, 153. Zeichnung im Holz, 155. Bildhauer der DDR, 156. Stadt in den Niederlanden, 157. Gewürzständer, 158. Hausvorbau, 159. Ort bei den Pyramiden, 160. Hindernis, 161. Fastenmonat der Mohammedaner, 162. wohlriechende Gartenblume.

Senkrecht: 1. Lohn-, Frachtsatz, 2. südfranz. Stadt, 3. Dynastie im alten Perù, 4. Briefverschluß, 5. Rückseite einer Münze, 6. Schweizer Kurort, 7. Stück vom Ganzen, 8. nordfranz. Stadt, 9. Fett von der Bauchwand des Schweins, 10. Ruf zum Antreten, 11. Bildhauer der Renaissance, 12. chem. Element, 13. Schweizer Mathematiker des 18. Jh., 22. weibl. Vorname, 23. überlieferte Erzählung, 25. beliebte polnische Zeichentrickfilmfigur, 26. norweg. Dichter des vor. Jh., 27. Kuchengewürz, 28. Speisefisch, 30. aserbaidshanisches Zupfinstrument, 31. Opernlied, 33. Typ sowj. Jagdflugzeuge, 35. Flüßchen im Harz, 36. See in Tschad, 37. Nebenfluß der Kura, 38. Nebenfluß der Donau, 39. Lebensgemeinschaft, 40. Stadt an der Adige, 42. einheitl. System der elektronischen Rechentechnik soz. Länder, 43. Nebenfluß der Donau, 45. Stockwerk, 48. Roman von Renn, 50. Rundfunkgerät, 52. Teil des Schienenstranges, 54. Planetoid, 55. Nebenfluß der Fulda, 56. Bühnenaufzug, 58. norweg. Mathematiker des vor. Jh., 59. Froschlurch, 61. Jurist, 62. organische Verbindung, 63. Schallumwandler, 64. vitaminreiches Öl, 67. spanisches Lesedrama um 1500, 68. elektrische Spitzenentladung, 70. Zwischenstück, 71. ausgelernter Lehrling, 72. Holzlatte, 74. Heiltrank, 75. Roman von Anna Seghers, 76. Ergänzungs- oder Zusatzgerät in der Technik, 88. nordischer Gott des Gewitters, 89. weibl. Vorname, 95. Gartenblume, 96. frühere kleine Münze, 98. Borte, 100. zahnartiger Mauerabschluß, 102. Ort in Österreich, 103. Geschenk, 105. Stadt auf Sumatra, 107. griechische Göttin, 108. chem. Element, 111. der Schwermetallkern der Erde, 112. japanischer Reiswein, 113. ehemaliger japanischer Weltklasseturner, 115. Fluß in Peru, 116. altrömisches Obergewand, 117. nordamerikanischer Publizist und Kommunist, gest. 1920, 119. Betreuer, 120. Ferment des Wiederkäuermagens, 121. ital. Liebe, 122. Hieb, Schlag, 123. Stadt in Ghana, 124. Spaltwerkzeug, 126. Behälter für Stimmzettel, 127. Zarenerlaß, 129. Gestalt aus „Die Landstreicher", 131. Nebenfluß der Havel, 132. männl. Vorname, 137. Lärminstrument, 138. Schreitvogel, 140. gazeartiges, leichtes Gewebe, 141. Gestalt aus „Arabella", 142. Raubfisch des Nordatlantiks, 143. Musicalgestalt bei Conny Odd, 145. Lärm, Krach, 147. griechischer Buchstabe, 149. Sultanserlaß, 150. Stadt in den Niederlanden, 151. Destillationsprodukt, 152. Fläche, 154. Hufkrankheit.

PREISFRAGE

Die Buchstaben in den Feldern 71, 4, 75–125, 87, 57, 130, 60, 68, 5, 47, 155, 135, 127, 142, 74–110, 16, 118, 72, 122 – 53, 67, 156, 111, 141, 64, 9, 70 und 44 ergeben in dieser Reihenfolge den Namen einer Bildungsstätte der GST. Wie heißt sie? Postkarte genügt – Einsendeschluß: 5.2. 1990. Wir belohnen Ihre Mühe mit 25, 15 und 10 Mark (Losentscheid). Auflösung im Heft 2/90. Unsere Anschrift: Redaktion „Armeerundschau", PF 46 130, Berlin, 1055.

Auflösung aus Heft 12/89

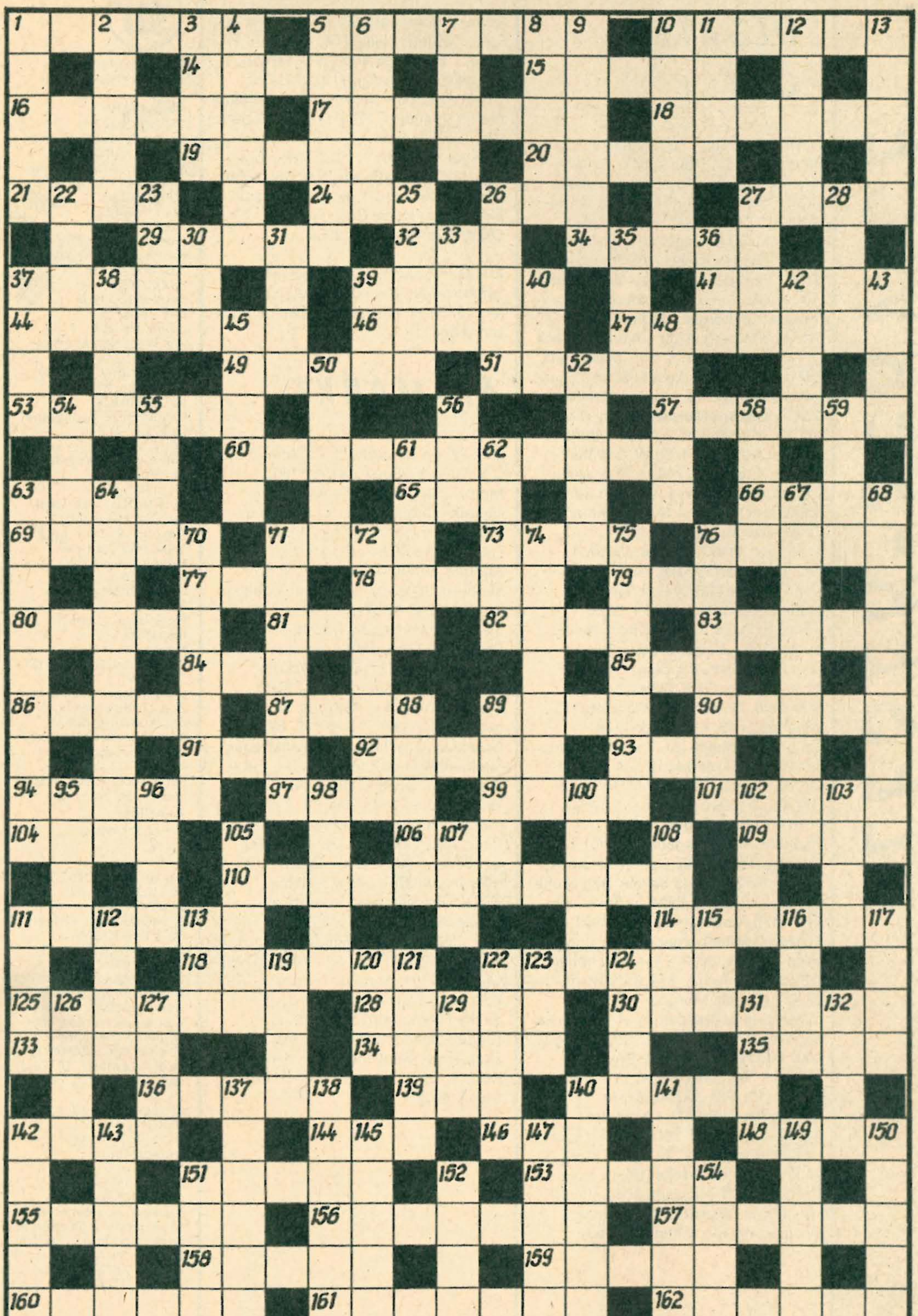
Preisfrage: Die richtige Antwort lautet: Marinehubschraubergeschwader. Die Preise wurden den Gewinnern durch die Post zugestellt.

Waagerecht: 1. Anemone, 5. Ostia, 9. Normale, 13. Telc, 14. Nute, 15. Risotto, 17. Theta, 18. Wandern, 20. Erna, 22. Park, 23. Esse, 26. Kai, 27. Rau, 28. Lada, 30. Basilisk, 31. Lübbenau, 32. Admiral, 35. Haase, 38. Idee, 39. Ezio, 41. Zange, 44. Gas, 46. Kreta, 48. Abo, 50. Cordoba, 51. Selenit, 52. Ner, 53. Emile, 56. Eta, 57. Ecke, 60. Italien, 61. Heer, 63. Aare, 66. Senn, 67. Radschastan, 71. Ranke, 73. Ammer, 74. Haimonskinder, 75. Allee, 77. Tolle, 79. Bodenreform, 82. Raab, 84. Kahn, 86. Rock, 88. Huronen, 93. Lage, 95. Spa, 97. Milan, 98. SAS, 100. Heister, 101. Utopien, 102. Are, 103. Agame, 106. Rho, 107. Aller, 110. Sago, 112. Olpe, 114. Speer, 118. Neurose, 120. Rastelli, 122. Ermitage, 125. Arie, 126. Ohr, 127. Bon, 128. Eren, 129. Stan, 131. Edel, 134. Tagetes, 135. Anker, 137. Aretino, 138. Turn, 139. Raum, 140. Rintala, 141. Ceres, 142. Massage.

Senkrecht: 1. Abrieb, 2. Elsass, 3. Oste, 4. Eton, 5. Olt, 6. Schwimmer, 7. Interpret, 8. Aue, 9. Newa, 10. Renk, 11. Aleman, 12. Einbau, 16. Train, 19. Aruba, 21. Akkad, 22. Pulli, 24. Saba, 25. Eins, 28. Lena, 29. Darg, 33. Dekret, 34. Azalee, 35. Hecke, 36. Afrika, 37. Egon, 38. Isar, 40. Oase, 41. Zola, 42. Nansen, 43. Ester, 45. Abel, 47. Exil, 49. Bett, 54. Marc, 55. Liga, 58. Caballero, 59. Erik, 61. Heim, 62. Engerling, 64. Dalibor, 65. Randers, 68. Store, 69. Husar, 70. Skiff, 72. Ehe, 73. Art, 76. Enak, 78. Opal, 80. Nuri, 81. Enna, 83. Achill, 85. Hamite, 86. Rehna, 87. Oper, 89. Umlage, 90. Olga, 91. Engels, 92. Bath, 94. Einer, 95. Star, 96. Ares, 98. Sure, 99. Soos, 104. Goudronné, 105. Moosbeere, 108. Lear, 109. Ente, 111. Anion, 113. Peene, 115. Pate, 116. Enge, 117. Elite, 119. Imker, 120. Raster, 121. Siegen, 123. Arnika, 124. Engobe, 129. Stoa, 130. Asta, 132. Damm, 133. Leis, 135. Arc, 136. Ras.

Die Gewinner unseres Preisrätsels in AR 9/89 waren: Soldat F. Muschter, Walddrehna, 7961, 25,– M, Gefreiter Ralph Purkert, Perleberg, 2913, 15,– M und Anika Jäkel, Fürstenwalde, 1240, 10,– M. Herzlichen Glückwunsch!

Autor: Peter Klein
Vignette: Joachim Hermann



LESER-SERVICE

SOLDATEN-POST

...wünschen sich: Petra Hantke (20), Rahmwallstr. 2, Plau, 2864 – Claudia Fimmel (19), Nr. 41, Graitschen/Bürgel, 6521 – Simone Kajetan (20), O.-Grotewohl-Str. 31, Coswig, 8270 – Sylvia Langhof (16), K.-Kegel-Str. 40, Freiberg, 9200 – Kati Hentschel (16), Str. d. Friedens 115, Freiberg, 9200 – Anett Balzer (16), R.-Beck-Str. 15, Freiberg, 9200 – Ines Hackenberger (16), R.-Beck-Str. 25, Freiberg, 9200 – Ramona Rieck (25), Münchner Str. 5, Karl-Marx-Stadt, 9071 – Conny Franke (24, Sohn 1), Langenschader Str. 22, Unterwellenborn, 6806 – Barbara Meister (20), K.-Marx-Str. 62, Markkleeberg, 7113 – Simone Lindner (19, Sohn 1/2), W.-Lamberz-Str. 50, Altenburg, 7400 – Ines Walter (20), Unterkunft ZV, J.-Gagarin-Ring 20, Frankfurt(O), 1200 – Romy Steimer (19), Klettwitzer Str. 12, Fach 03-13, Schipkau, 7816 – Gesine Wartewig (18), Dessauer Str. 190, Halle, 4050 – Dana Lischka (19), Kleine Seite 26, Schönau/Berzdorf, 8901 – Birgit Karnau (17), W.-Ulbricht-Ring 18, Bernburg, 4350 – Katrin Wechselberger (17), Bahnhofstr. 8a, Mansfeld, 4274 – Mundela Gnad (17), Silberacker 23, Mansfeld, 4274 – Manuela Dulas (17), Silberacker 12, Mansfeld, 4274 – Simone Buchheim (24, 2 Kinder), Roda, 7241 – Katrin Marker (16), P.-Krause-Str. 58, Borna, 7200 – Ines Findeisen (18), O.-Grotewohl-Str. 5c, Coswig, 8270 – Kerstin Fiegert (17), Hauptstr. 132, Wittgendorf, 8801 – Annette Herbig (23), Gehrenseestr. 6, Berlin, 1092 – Katrin Sander (18), Breite Str. 18, Dornburg, 6904 – Ulrike Eichhorn (17), Am Anger 9, Jena, 6900 – Susann Gerstenberger (17), Johannisplatz 11, Jena, 6900 – Sylvia Schönheit (18), Breitscheidstr. 114, Rudolstadt, 6820 – Claudia Morgner (16), Wölfnitzer Ring 8, Dresden, 8083 – Claudia Schmidt (17), Zeppelinstr. 22, Zörnigall, 4601 (Matrose) – Daniela Kolbe (17), Teichstr. 18, Mansfeld, 4274 – Beatrix Strunk (16), PSF 350-20, Berlin, 1113 – Silvana Sawinski (17), Frankfurter Str. 14, Arensdorf, 1214 – Jana Zepert (19), Winklerstr. 12, Zi. 30, Freiberg, 9200 – Dorit Michaelis (16), Dorfplatz 5, Drehlitz, 4101 – Tatjana Schombach (17), PSF 9, Rosenthal, 2401, Kreis Wismar – Katrin Mittig (22), FS f. Staatswissenschaft, SG 1.7, Weimar, 5300 – Monika Kilian (19), Beethovenstr. 38, Schipkau, 7816 – Sandra Scheffler (17), Walkenhagen 2, Bad Doberan, 2560 – Susanne Quicker (18), Annett Ponndorf (18), Doreen Pluschke (18), Cordula Schweer (18) alle Leninallee 43–49, Haus 1, Whg 501, Frankfurt, 1200 – Kerstin Matthes (18), Leninallee 43–49, Haus 1, Whg 404, Frankfurt, 1200 – Heike Georgius (18), Oststr. 83, Mittweida, 9250.

Briefwechselwünsche veröffentlichen wir kostenlos und nur mit Altersangabe (bis 25 Jahre). Bitte Anschriften deutlich schreiben.

AR-MARKT

Biete Modellbausätze (1:72) Be-6, AERO C-3, Tu-2; Turbolet L 410 (1:100); Motor-, Flieger-, Marinekalender; Mosaik-Jahrgänge. Suche Bücher ü. Handfeuerwaffen und ihre Munition; Flugzeugmodellbausätze (1:72): Andreas Bothe, Rochowstr. 22, Brandenburg, 1800 – Suche Plastmodellbausätze (1:72 u. 1:100) MiG-21MF, 25, 29, Su-7, Mi-24: Torsten Pröschild, Turmfeldstr. 53, Hain, 5501 – Suche Fliegerkalender 9 u. 11/1967: M. Schulz, PSF 047, Karlshagen, 2222 – Biete Flieger-Jahrbücher 1981, 83, 84; Fliegerkalender 1979, 81–86, 88, 89; Groehler „Geschichte des Luftkrieges". Suche Flieger-Revue: M. Koch, J.-R.-Becher-Str. 6c, Bad Liebenwerda, 7950 – Biete Fachliteratur ü. Raketentruppen/Artillerie sowie politische Literatur: Alexander Hannak, Dresdner Str. 309e, Freital, 8210 – Suche Literatur ü. Luftfahrt, Fliegerkalender, Flieger-Revue: Detelf Poeschke, A.-Becker-Str. 122, Berlin, 1055, Tel. 4396328 – Biete Flieger-Jahrbücher 1959, 63, 70, 87; Fliegerkalender 1975, 84–86, 88, 89; Aerotyp 7 (Arb.flugz.); Pokryschkin „Himmel des Krieges". Suche Flieger-Jahrbücher 1972, 76; Fliegerkalender 1977, 78; „Historische Flugzeuge" Band 1 u. 2: Andreas Kühnhold, A.-Spoer-Str. 18, Wutha-Farnroda I, 5909.

ARMEERUNDSCHAU
SOLDATENMAGAZIN

Herausgeber:
Ministerium für Nationale Verteidigung
Verlag: Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin
Storkower Str. 158, Berlin 1055
Tel.: 4 30 06 18
Chefredakteur:
Oberst Karl Heinz Freitag
Anschrift der Redaktion:
Postfach 46 130
Berlin 1055
Telefonanschluß des Verlages
Lizenz-Nr. 234 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Gesamtherstellung:
INTERDRUCK Graphischer Großbetrieb Leipzig, Betrieb der ausgezeichneten Qualitätsarbeit, III/18/97
Gestaltung:
Kurt-Norbert Marsand/ Joachim Hermann
Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion
Artikelnummer (EDV): 52315
Erscheinungsweise: monatlich
Preis je Heft sowie Abonnementspreis DDR: 1,– Mark
(Auslandspreise sind den Zeitschriftenkatalogen des Außenhandelsbetriebes BUCHEXPORT zu entnehmen)

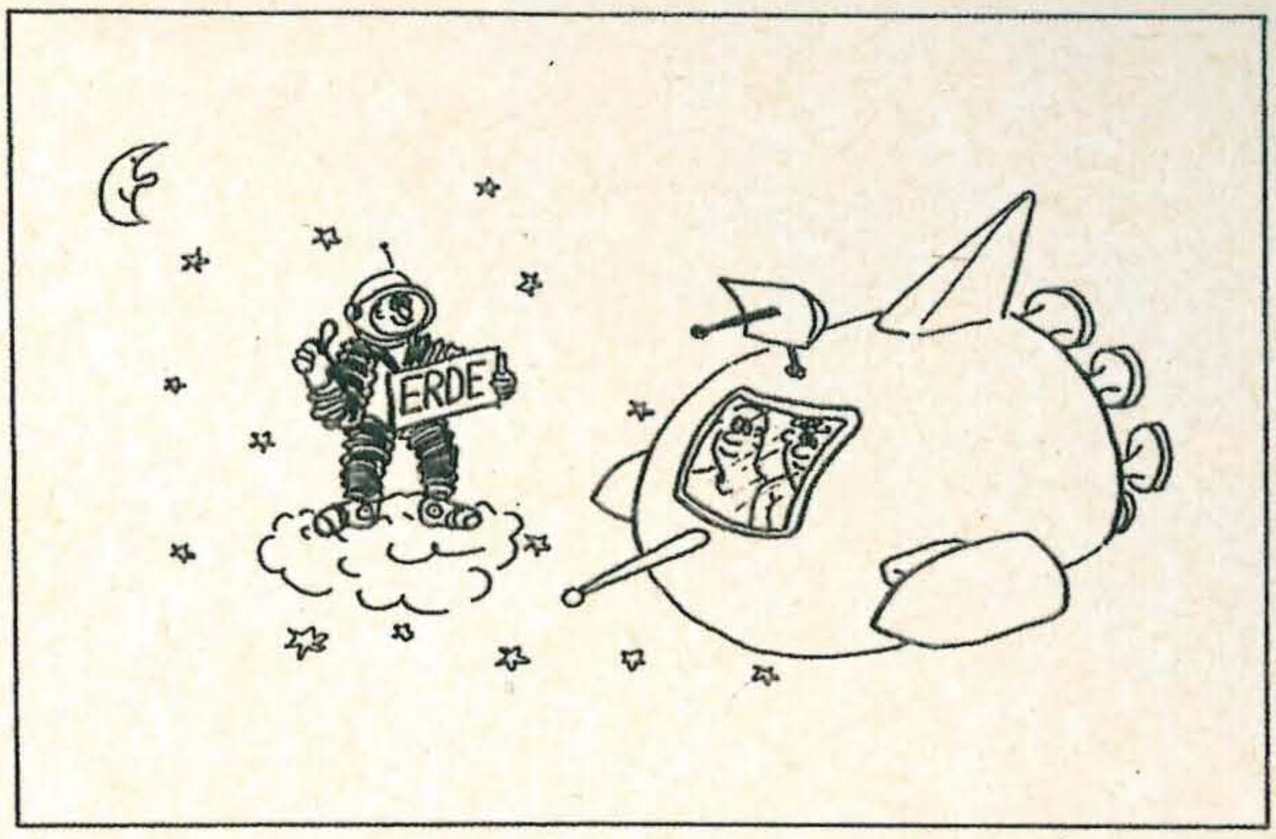
Redaktionsschluß dieses Heftes: 20. Nov. 89
Titelbild:
Bernd Schilling

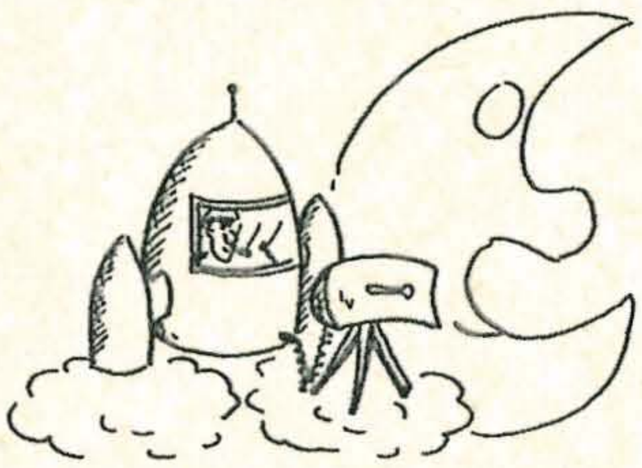
Bezugsmöglichkeiten in der DDR über die Deutsche Post, in den sozialistischen Ländern über den internationalen Buch- und Zeitschriftenhandel. Bei Bezugsschwierigkeiten im nichtsozialistischen Ausland wenden sich Interessenten bitte an den Außenhandelsbetrieb BUCHEXPORT, DDR – Leninstr. 16, Postfach 160, Leipzig 7010

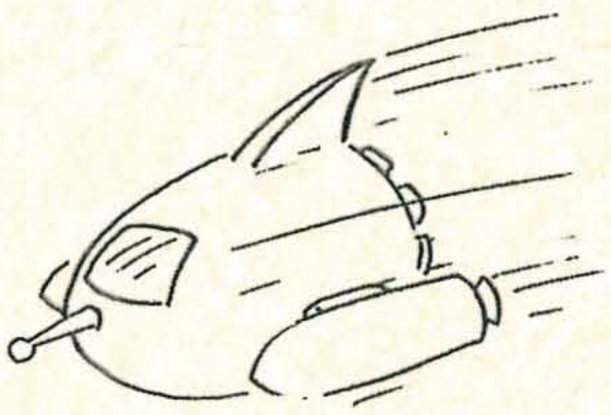
Anzeigenverwaltung:
Militärverlag der DDR (VEB) – Berlin, Absatzabteilung, Storkower Str. 158, Berlin 1055, Tel.: 4 30 06 18/App. 330 – Anzeigenannahme: Anzeigenannahmestellen in Berlin und in den Bezirken der DDR.
Gültige Anzeigenpreisliste Nr. 7

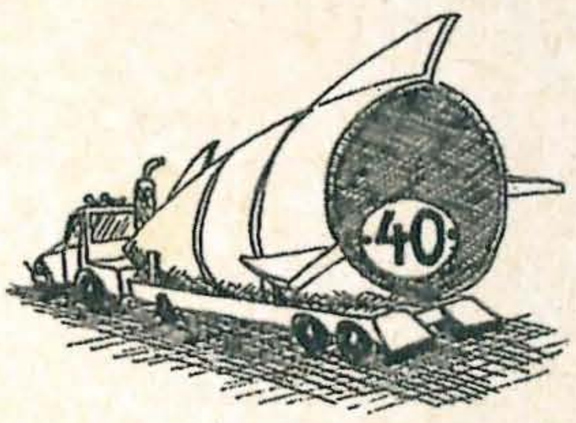
Kosmisch komisch

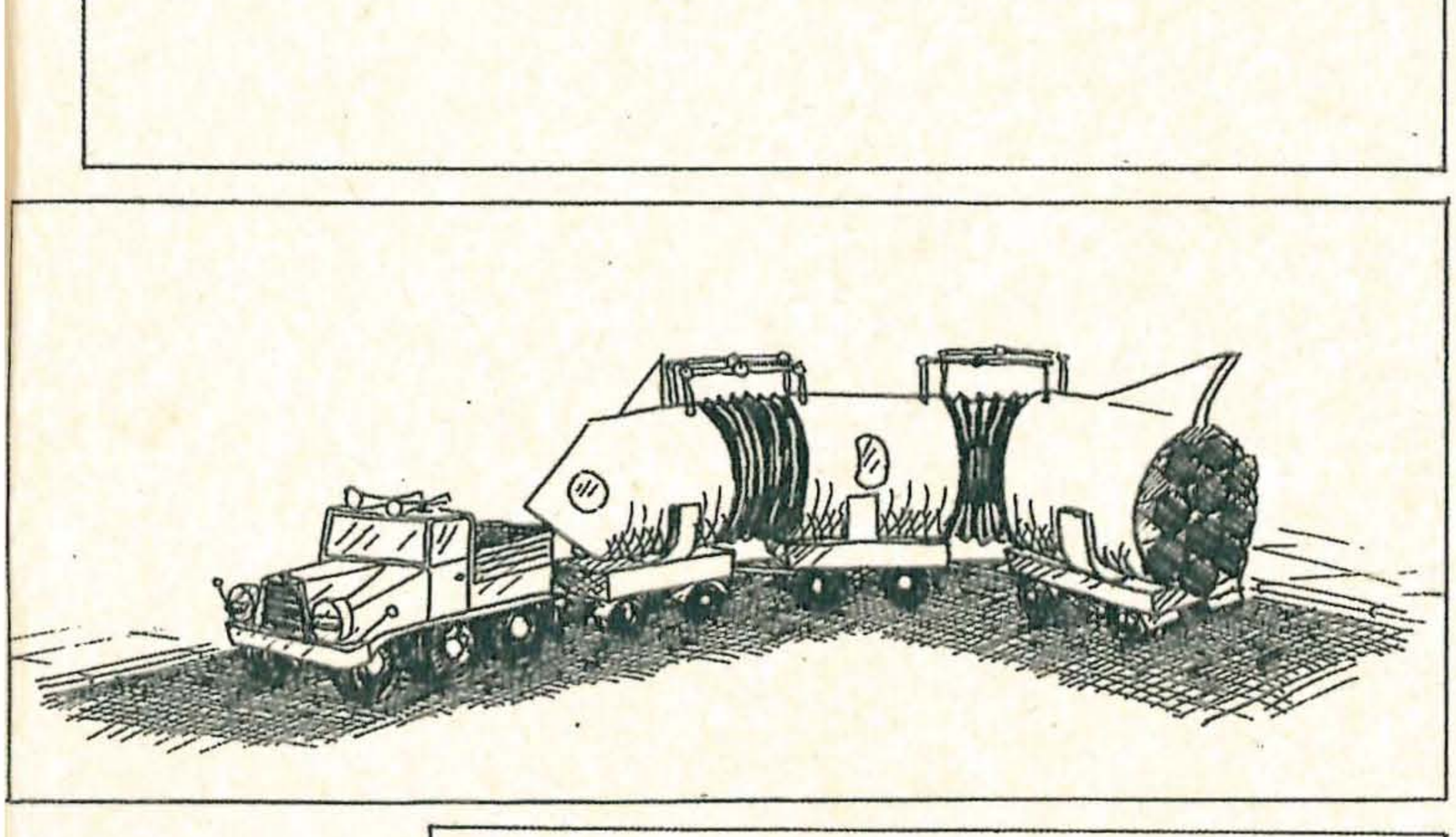
kommt uns
Heinz Günther

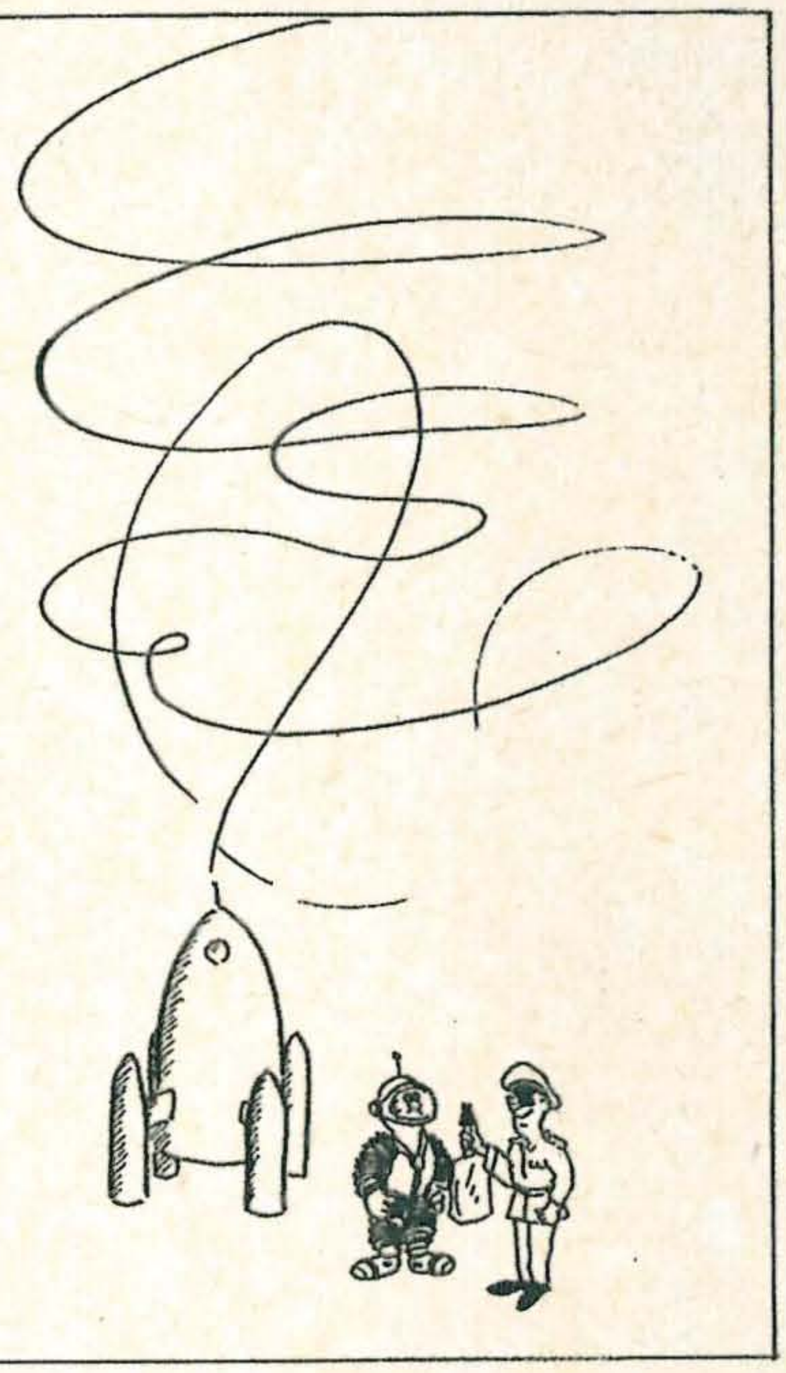


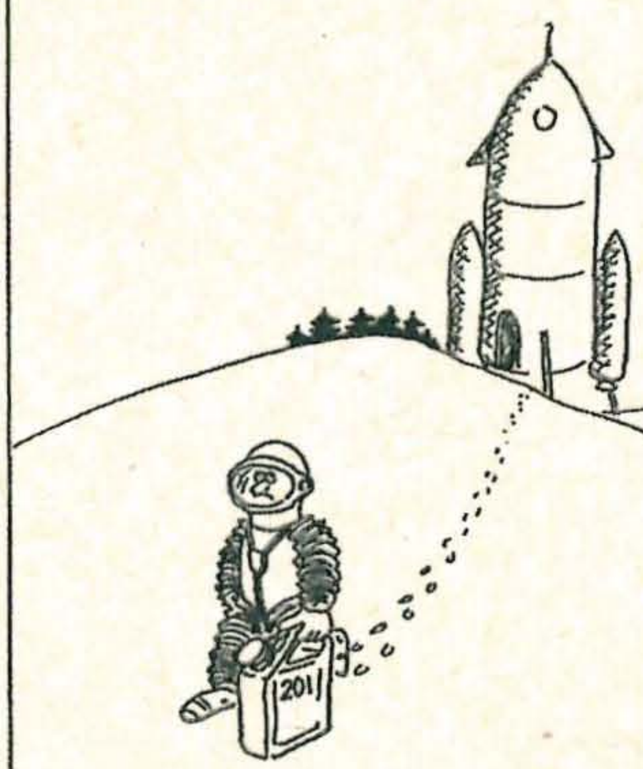










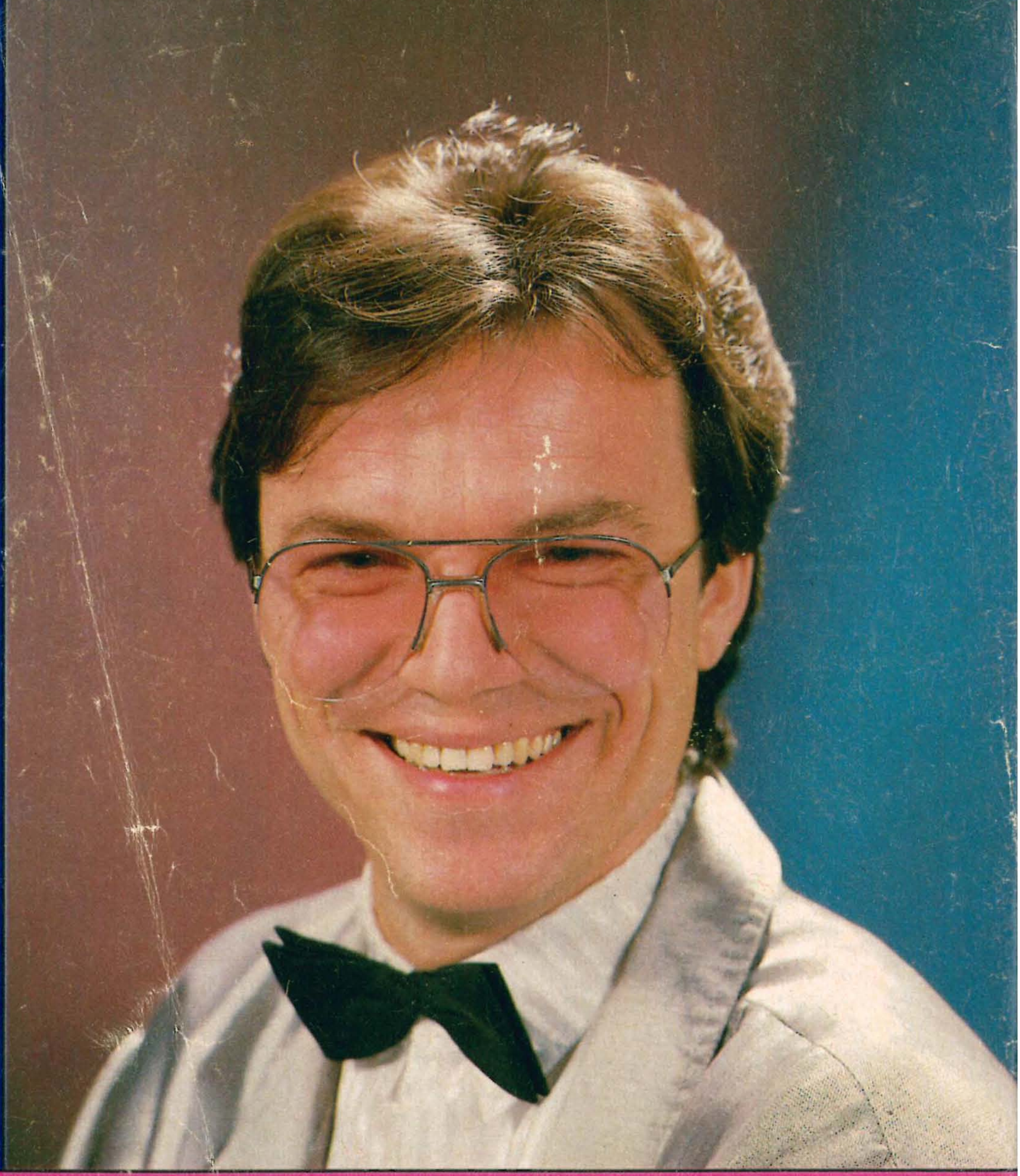


31036
ISSN 0004–2277

315 1 107 412 894
16

LIPPI

Fernsehlieblinge und Glücksbringer



Autogramm-Anschrift: DDR-Fernsehen, Berlin, 1199

Bild: Karl-Heinz Golka